93 b 25

Digitized by Google

Polnische Geschichten.

E

Polniſche Geſchichten.

Von

Sacher-Maſoch.

Breslau
Druck und Verlag von S. Schottlaender
1887.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
17 FEB 1943
OF OXFORD

Inhalt.

Ezech Elchanan. 9
Sapiehas Buße. 21
Jacob wo bist Du? 41
Die gewaltsame Hochzeit. 57
Pan Kaniowski. 71
Der Krieg der zwei Marien. 87
Die wilden Frauen. 209
Drei Hochzeiten 261
Lidwina. 275
Im Schlitten. 289
Auf der Heimfahrt. 301

Ezech Elchanan.

Digitized by Google

Es war zur Zeit des Carnevals, wo Späße auch derberer Art erlaubt waren, als ein betrunkener königlicher Offizier, bei hellem Tage, im Kasimierz, dem Ghetto der alten Jagellonenstadt Krakau, erschien und, obwohl er sich nur mit Mühe auf den Füßen halten konnte, die ganze Bevölkerung in Aufruhr brachte. Laut fluchend und singend bearbeitete er die ihm in den Weg kommenden Hebräer mit der flachen Klinge, und zog jene, die sich ängstlich in ihren kleinen dunklen Gewölben verbargen, bei den langen Bärten hervor, um sie dann durch den Straßenkoth zu schleifen. Wie sein Haß gegen die Juden, die vor Kurzem erst von dem Kosakenhetman Bogdan Chmelnizki zu Tausenden in der Ukraine und Galizien geschlachtet worden waren, so äußerte sich aber auch sein Wohlgefallen an den schönen dunkeläugigen Frauen des Ghetto in brutaler empörender Weise. Im Bemühen, ihnen seine Galanterie zu beweisen, zog er ihnen die Stirnbinden herab und zerriß

die seidenen Kastane, in welche die üppigen Gestalten gehüllt waren, und wenn sich die feuchten Rosenlippen gegen seine branntweinduftenden Küsse wehrten, ergriff er die armen Schönen bei dem, der Scheere Hymens zum Opfer gefallenen kurzen Haar und tractirte sie mit Ohrfeigen, indem er laut brüllte: „Du bist bleich, Rebekka, ich will Dich schminken, warte nur!"

Hin und her schwankend gelangte der tapfere Schlachzitz (kleiner Edelmann) endlich zu dem Hause des reichen Kaufmanns Jonas. Hier hatte man schnell die Thüre des Ladens geschlossen, aber die schöne Lea, des Kaufmanns älteste Tochter, schon zum herrlichsten Weibe erblüht, obwohl sie erst zwölf Jahre zählte, war so unvorsichtig, durch die Glasscheibe zu blicken, und ihre Neugierde sollte jetzt furchtbar bestraft werden. Kaum hatte der Trunkenbold sie entdeckt, verlangte er stürmisch Einlaß.

„Ich will sie taufen," schrie er, „sie muß meine Frau werden, bei den Pfeilen des heiligen Sebastians."

Lea verbarg sich zitternd hinter den Waarenballen ihres Vaters, aber schon hatte der Offizier die Scheiben eingeschlagen und begann jetzt wüthend die Thüre einzutreten, welche endlich mit einem lauten Krach nachgab. Er stürzte in den Laden, trat den Kaufmann mit Füßen und schleppte Lea bei ihren langen Zöpfen zu dem nahen Brunnen.

„Weh! Weh! Gewalt!" schrien die Juden in der Straße, aus den Fenstern und den Gewölben, da —

im Augenblick der höchſten Gefahr — theilte ein junger Mann, kaum zwanzig Jahre alt, die Menge, und entriß das weinende Mädchen dem Wütherich. Es war Ezech Elchanan, der Verlobte Leas, ein Bachor, wie man damals die jungen Gelehrten nannte, die ihr ganzes Leben, all' ihren Geiſt und Fleiß dem Studium der Thora, des Talmuds und der Kabbalah weihten.

„Was unterſtehſt Du Dich?" ſchrie der Betrunkene, „Du Zwiebelfreſſer, Wucherſeele, Chriſtusmörder! das Mädchen her!"

„Rühr mich nicht an," erwiderte Ezech Elchanan, und komme dieſer Jungfrau nicht zu nahe."

„Du drohſt noch, Kinderſchlächter?" brüllte der Pole und faßte den Jüngling beim Barte. Die Antwort war ein kräftiger Fauſtſchlag. Der Offizier taumelte, ſtürzte lautlos zu Boden und blieb vor dem Brunnen liegen, ohne ſich zu regen.

„Weh! iſt er todt?" rief es hier und dort. Ezech wendete den Polen um, blickte ihm in das bleiche Antlitz mit den gebrochenen Augen und ließ ihn dann liegen. „Er iſt todt," murmelte er, „in der That."

Lautes Wehgeſchrei erfüllte die Luft, Alles flüchtete in die Häuſer. Während alle Fenſterläden, alle Thüren geſchloſſen wurden, und der Kaſimierz plötzlich einer durch die Peſt verödeten ausgeſtorbenen Stadt glich, zog die todesbleiche Lea ihren Verlobten in das Haus ihres Vaters und dann die dunkle Treppe empor in ihr Gemach.

„Was haſt Du gethan?“ flüſterte ſie, indem ſie auf den Polſterdivan in dem kleinen Erker hinſank.

„Ich habe Deine Ehre beſchützt,“ gab Elchanan ruhig und ſtolz zur Antwort.

„Du haſt recht gethan,“ rief Lea, „Du mein Held, mein Einziger, aber was ſoll aus uns Allen werden? Finden ſie Dich hier, werden ſie uns das Dach über dem Kopf anzünden und Dir die ſchönen Glieder auf das Rad flechten.“

„Ich werde fliehen,“ ſagte der Jüngling.

„Aber wie und wohin?“

„Hilf mir nur aus Krakau zu entkommen,“ entgegnete Elchanan, „das Uebrige macht mir keine Sorge.“

Einen Augenblick dachte Lea nach, dann rief ſie ihren Vater und ihre alte Dienerin. Während Jonas eilig dem Jüngling den Bart abnahm, ſchor ihm die Geliebte das Haupthaar. Dann gab man ihm ein paar ſeidene Scheitel und eine alte Stirnbinde, kleidete ihn in ein altes verſchoſſenes Frauengewand und einen langen fadenſcheinigen Kaftan, gab ihm einen Korb mit geſchlachteten Gänſen unter den Arm und ließ ihn durch das Hinterpförtchen hinaus. Es war die höchſte Zeit. Kaum hatte er noch einmal Leas rothen Mund geküßt, kaum war das Schloß hinter ihm zugefallen, ſo pochte ſchon die Wache vorne an das Hausthor.

Während man ſie hereinließ, und die Schergen fluchend das Haus bis unter das Dach hinauf und bis in den Keller hinab, durchſuchten, kam Elchanan,

indem er gleich einem alten Mütterchen gebückt dahinſchlich, glücklich durch eine Reihe düſterer Seitengäßchen an die Weichſel, ließ ſich in einem Kahn an das andere Ufer überfahren, fand einen Bauernwagen, den er miethete und gelangte nach mehrtägiger Fahrt ohne jedes weitere Abenteuer nach der Königsſtadt Warſchau, wo er bei einem ſeinem Vater befreundeten jüdiſchen Getreidehändler männliche Kleider anlegte und noch denſelben Tag als gemeiner Soldat in die Reihen des königlichen Heeres eintrat.

Es war im Jahre 1655 wo König Johann Kaſimir von Polen in Folge der kleinruſſiſchen Wirren, des Koſakenkrieges und ſeiner ſchwankenden Politik auch noch mit Moskau und Schweden in Krieg gerathen war. Schon hatten die Ruſſen mit den Koſaken vereint Smolensk und Wilna erobert und waren im Süden bis Lemberg vorgedrungen.

Jetzt erſchien auch Karl Guſtav von Schweden mit ſeinem Heere auf dem Kampfplatze und drang über Preußen in Großpolen ein, von dem unzufriedenen Adel mit offenen Armen empfangen. Als die Schweden ſich Warſchau näherten, entfloh König Johann Kaſimir nach Schleſien. Seine Truppen leiſteten in der Hauptſtadt noch den letzten ſchwachen Widerſtand. Hier war es, wo Ezech Elchanan ſich das erſte Mal bemerkbar machte.

Ein ſchwediſcher Anführer forderte die Schaar, der er angehörte, auf, die Waffen zu ſtrecken. Während die polniſchen Offiziere, die vollſtändig entmuthigt waren,

ſich beriethen, ſprang Elchanan auf den Schweden los, riß ihn vom Pferde und brachte ihn als Gefangenen zu den Polen herüber.

Als Warſchau genommen war, gingen auch die letzten polniſchen Truppen zu dem Schwedenkönige über. Nur wenige Getreue entkamen unter dem Schutz der Nacht nach dem Kloſter Czenſtochowa, unter ihnen auch der Krakauer Jude Ezech Elchanan.

Während Schweden und Ruſſen das ganze polniſche Gebiet überſchwemmten und der König in der Ferne weilte, vertheidigte Auguſtin Kordezki, Prior des Paulinerordens, mit wenigen tapferen Patrioten dieſes, auf dem Berge Jasnagora gelegene, durch ſein wunderthätiges Muttergottesbild berühmte Kloſter muthig und erfolgreich gegen die Feinde. Als der letzte blutige Sturm abgeſchlagen war und Ezech Elchanan, der wie ein Löwe gefochten, mit Blut übergoſſen auf einem Steine ſaß und ſich ſelbſt die Wunden, die er davongetragen, verband, trat der edle Mönch zu ihm hin, reichte ihm die Hand und ſprach: „Jude! Du biſt es werth ein Pole zu heißen, der Himmel ſegne Dich!“

Das Beiſpiel von Czenſtochowa zündete mächtig im ganzen Reiche, wie wenn die heilige Jungfrau ein neues und unglaubliches Wunder gewirkt hätte. Ueberall ermannten ſich die Freunde des Vaterlandes, beriethen und begannen nach kurzem Berathen zu handeln.

Elchanan eilte als Bote hin und her. Kurz vor Jahresſchluß, am 25. December 1655, ſchloſſen mehrere

der vornehmſten Magnaten in Iiszowze eine Conföderation gegen Karl Guſtav von Schweden und riefen den rechtmäßigen König Johann Kaſimir zurück. Die Lanzkoronski und Potocki ſtanden an der Spitze der Bewegung. Stanislaw Lanzkoronski belohnte jetzt Elchanan für ſeine Tapferkeit und ſeine Vaterlandsliebe, indem er ihn zum Offizier ernannte und ihm den Namen Krakowski (der aus Krakau) verlieh.

Der König eilte durch Schnee und Eis über Ungarn und die Karpathen nach Galizien und erſchien unerwartet in Lemberg, wo man ihn mit Jubel empfing und der Adel ſich um ihn ſchaarte. Bald war ein anſehnliches Heer beiſammen, das Johann Kaſimir, ſowie ſeine Perſon und ſein Reich dem Schutze der heiligen Jungfrau von Czenſtochowa empfahl.

Schnell kehrten jetzt die polniſchen Truppen aller Orten zu der Fahne Johann Kaſimirs zurück und zogen unter dem Commando des Kronfeldherrn Lubomirski und des Stephan Czarniecki gegen die Ruſſen und Schweden in das Feld. Zur glücklichen Stunde fand Polen an Dänemark einen werthvollen Bundesgenoſſen.

In dem nun folgenden Feldzuge gegen Karl Guſtav zeichnete ſich Elchanan Krakowski wiederholt aus, beſonders in der blutigen dreitägigen Schlacht bei Praga. Czarniecki war den Schweden unabläſſig auf den Ferſen, und führte eine Reihe gelungener Ueberfälle aus. Als der Krieg endlich durch den Frieden zu Oliva im Jahre

1660 beendet wurde, war Elchanan Oberſt geworden und befehligte ein Regiment.

Mitten im Feldlager und den wechſelnden Abenteuern des Krieges war indeß Ezech Elchanan doch immer der beſcheidene Weiſe, der menſchenſcheue Talmudjünger geblieben, und nie hatte ihn das Bild ſeiner ſchönen keuſchen Braut verlaſſen. Er kam nach dem Kriege nach Warſchau. Der Adel zog ihn in ſeine Kreiſe, und der tapfere Krakauer Jude durfte ſogar am Hofe erſcheinen. Man ignorirte ſeinen Glauben, ſeine Abkunft.

Die Königin ſogar begann ſich für ihn zu intereſſiren und beſchied ihn eines Tages zu ſich. Als er in das reich geſchmückte Gemach getreten war und ſich vor ihr auf ein Knie niedergelaſſen hatte, faßte ihn die hohe Frau, die in den Polſtern eines türkiſchen Divans halb majeſtätiſch und halb kokett ruhte, erſt ſcharf in das Auge und winkte ihm dann aufzuſtehen.

„Elchanan Krakowski,“ begann ſie gnädig lächelnd, „Du gefällſt unſern Damen. Weißt Du das, oder weißt Du es nicht?“

Elchanan erröthete.

„Ei! wie unſchuldig Du biſt, etwas zu unſchuldig faſt für einen Kriegshelden und königlich polniſchen Oberſten,“ fuhr die Königin fort, „Du haſt indeß keine Urſache, Dich Deiner Triumphe zu ſchämen. Ich ſelbſt, ich Deine königliche Herrin, habe Dir meine Gunſt ge-

ſchenkt und will Dich glücklich ſehen. Verſprich mir zu gehorchen.“

„Es wird mir leicht werden, gnädigſte Königin, Ihren Befehlen Folge zu leiſten,“ erwiderte der Oberſt.

„Gut, dann gieb mir Dein Ehrenwort.“

„Sobald ich weiß, daß was Sie mir befehlen, hochmächtige Herrin, nicht gegen mein Gewiſſen iſt.“

„Wie vorſichtig Du biſt, auf dem Schlachtfelde warſt Du es nicht,“ fuhr die Königin fort, „alſo, dies iſt mein Wille, Du ſollſt eine Frau nehmen, die ich Dir erwählt habe, Krakowsky, das reiche und ſchöne Fräulein Eliſabeth Brzoſtowska, und deshalb mußt Du Dich taufen laſſen.“

Wieder wurde Elchanan roth, aber diesmal ungleich kräftiger.

„Entſcheide ſelbſt, hohe Frau,“ ſprach er nach langem Zögern, „ich habe eine Braut, ein Mädchen meines Volkes, ihretwegen zog ich in den Krieg und ſie ſchwur, mich in Treue und Geduld zu erwarten. Darf ich jetzt, wo mir das Glück, wo mir die Sonne Deiner Huld lächelt, die Geliebte meiner Jugend verrathen und verlaſſen?“

Die Königin ſann nach. „Wie lange haſt Du nichts von ihr gehört?“ fragte ſie endlich.

„Fünf Jahre.“

Die Königin ſah Elchanan an, halb verwundert und halb mitleidig, dann lächelte ſie fein: „Gieb mir alſo Dein Ehrenwort,“ ſagte ſie, „wie ich Dir das meine

gebe. Du gehſt ſofort mit Deinem Regiment nach Krakau. Findeſt Du Deine Braut unvermählt und Dir treu, dann ſegne ich Euch. Hat ſie einen Andern geheirathet, oder in Deiner Abweſenheit ihr Herz an einen Andern verſchenkt, dann gehörſt Du mir, Krakowsky, und ich laſſe Dich ohne Gnade taufen."

„Ich bin's zufrieden, mein Ehrenwort," gab Elchanan zur Antwort. Die Königin reichte ihm herablaſſend die Hand, und während er dieſelbe küßte, lächelte ſie wieder fein und überlegen auf ihn herab.

Es war an einem ſtürmiſchen Novemberabend, während der Oſtwind in den alten, ſchwarzen Rauchfängen polterte und dichter Schnee auf die Kirchen, die ſtolzen Adelspaläſte und die kleinen Judenhäuſer von Krakau herabfiel, als es kräftig an das Thor des reichen Kaufmanns Jonas klopfte und dieſer nicht lange darauf zwei koſtbar gekleidete jüdiſche Männer in das Zimmer ſeiner Tochter führte. Lea war ſeither zum Weibe erblüht. Ein wenig bleich, aber dadurch nur um ſo rührender in ihrer herzbezwingenden Schönheit, ſaß ſie in der Tiefe des Fenſters über einen Stickrahmen gebeugt, und wendete ihr reines Profil, von der Lampe ſanft erhellt, den Eintretenden zu. Von dieſen blieb der Eine an der Thüre, ſo recht im Schatten ſtehen, während der Andere mit ſilberdurchzogenem Haar und Bart, ſich ehrerbietig Lea näherte. „Ich bin geſendet von dem reichen Abraham, dem Sohn des Nathan, in Kiew," begann er mit freundlich leuchtendem Blick, „zu werben

um Deine weiße Hand, Du ſchöne und kluge Tochter des reichen und gerechten Jonas, für Ephraim, des Abraham Sohn, den Enkel des Nathan, der der Weiſeſten einer war, ein Licht des Glaubens und der Weisheit, als Rabbi von Sandomir."

„Eine große Ehre," erwiderte Lea, die ſich erhoben hatte, züchtig und beſcheiden, „aber ich muß für dieſelbe danken, ich kann keines Mannes Weib werden und wäre er noch ſo angeſehen und trefflich."

„Und warum nicht?" fragte der Werber lächelnd.

„Weil ich die Braut des Ezech Elchanan bin," verſetzte Lea, „der um meinetwillen einen Elenden erſchlug, und deshalb in die Fremde fliehen mußte. Dieſem werde ich treu bleiben, bis zum Grabe, und ſo Gott will, noch über das Grab hinaus, denn ihm gehört mein Herz, und ich könnte niemals einen Andern lieben."

Jetzt war es dem Manne, der, in einen dunklen Mantel gehüllt, im Schatten an der Thüre ſtand, unmöglich, noch länger der Empfindungen Herr zu werden, die übermenſchlich auf ihn einſtürmten. Er warf die Verhüllung ab und ſtürzte zu Leas Füßen nieder.

„Elchanan! mein Geliebter!" ſchrie dieſe auf, und ſchloß den verloren Geglaubten mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit an ihre Bruſt. — Der Greis, der mit Elchanan gekommen war, ſein Oheim Eleazar aus Tarnow, und der vor Glück ſtrahlende Jonas verließen leiſe die Stube. Sie fühlten, daß ſie hier überflüſſig waren, und während ſie jetzt unten in dem Gewölbe

des Kaufmanns, unter klugen Reden, eine Flaſche herrlichen alten bernſteinfarbigen Tokayers zuſammen ausſtachen, ſaßen die treuen Liebenden oben in der Fenſterniſche zuſammen, zärtlich umſchlungen, und es begann ein herzliches Fragen und Antworten, ein Erzählen, das kein Ende nehmen wollte.

Am folgenden Tage aber war der Kaſimierz feſtlich geſchmückt. Zu allen Fenſtern hingen farbige Teppiche heraus, die Thüren der kleinen dunklen Gewölbe waren mit Tannenreiſig geſchmückt und der Erdboden allenthalben mit grünem Schilf beſtreut. Zur Mittagsſtunde ertönte Trompetengeſchmetter, ertönten Pauken und Flöten. Ezech Elchanan Krakowski hielt hoch zu Roß an der Spitze ſeines Regiments ſeinen Einzug in dem düſteren Judenviertel der Jagellonenſtadt. Tauſende von Neugierigen füllten die Straßen, die Thüren, die Fenſter und Alle jubelten dem Sieger entgegen, ja ſogar von den Dächern herab erſchallten Zurufe und fielen Blumen zu den Füßen des Helden nieder. Die Rabbiner begrüßten ihn mit der Geſetzesrolle und einer blumenreichen, ſeine Tugenden preiſenden Anrede. Als er ſich aber dem Hauſe des Kaufmanns Jonas näherte, da ſtand Lea, reich geſchmückt, in ſtolzer triumphirender Schönheit auf dem kleinen Balkon, und warf ihm einen großen Kranz zu, den er mit ſeinem Säbel auffing, und dem Pferde, das er ritt, um den Hals legte.

Sapiehas Buße.

Es war am 3. Mai 1685, zur Zeit König Sobieskis, als eine trefflich berittene und gerüstete Schaar in das den Kamaldulenserinnen von Wilna gehörige reiche Gut Brostowo eindrang und mit bewaffneter Hand Besitz ergriff.

Der Kastellan Zaba, der dasselbe Namens der Aebtissin verwaltete, begnügte sich, feierlich zu protestiren, und ergab sich dann ohne weiteren Widerstand in sein Schicksal. Eine halbe Stunde nach dem Ueberfall saß er bereits in einem Gemach des Erdgeschosses mit dem feindlichen Anführer beim Weinkrug.

„Sagt mir nur, edler Herr," begann er, „was das für eine Welt heute ist, giebt es denn keinen König, kein Gesetz, keinen Kirchenbann mehr, daß Euer Herr, der Palatin, ohne Weiteres ein der Kirche gehöriges Besitzthum so zu sagen rauben kann?"

„Wer soll ihn hindern?" antwortete der Offizier Sapiehas, Herr Zurawski, und strich seinen langen Schnurrbart, „der König am Wenigsten. Wer hat diese

Wirren in Lithauen verſchuldet? Niemand als die Pac, die ſich zu den wahren Herrſchern dieſes Landes gemacht und den Adel unterdrückt hatten, dieſe ſtolzen Herren, die in ihrem Hochmuth ſo weit gingen, dem heldenmüthigen Johann Sobieski, als er 1675 zum König von Polen erwählt wurde, zu opponiren. Weiß Gott, ihr Haß hat ihnen ſchlechte Früchte getragen. Als der Hetman Michael Pac ſich nun gar weigerte, mit dem Könige in die Ukraine in den Krieg zu ziehen, beſchloß dieſer die Sapiehas gegen die Pac auszuſpielen, die Sapiehas, welche ebenſo große Güter und Reichthümer wie die Pac beſaßen, ſich aber von allen Ehren und Würden ausgeſchloſſen ſahen. Der König gab ihnen hohe Aemter und mit einem Male hatten ſie auch eine Armee und Kanonen.

Kaſimir Sapieha wurde Unterhetman und Kaſtellan von Wilna, Benedict Großſchatzmeiſter, Michael Großſtallmeiſter, und der jüngſte, Leon, mein gnädiger Herr, wurde Schatzmeiſter des Königs und Palatin von Polock, und als im vorigen Jahre Herr Michael Pac ſtarb, ernannte der König an ſeiner Stelle den hochgeborenen Herrn Kaſimir Sapieha zum Hetman."

„Verſtehe," ſprach der Kaſtellan, im ſeinem Fette ſchnaubend, „aber was geht das uns an, die wir der Kirche dienen?"

„Sehr richtig," erwiderte Herr Zurawski, „nur iſt ein Umſtand, den Ihr vergeßt. Iſt Eure hochwürdige Aebtiſſin Telimena nicht eine Pac? Grund genug für

meinen Herrn, ihr Brostowo wegzunehmen; und wäre es nur weil die Pac ſich damit brüſten, von der Pazzi von Florenz abzuſtammen, und der ſelige Hetman, zu Ehren der heiligen Maria Magdalena von Pazzi, ſeiner angeblichen Verwandten, das Kloſter zu Wilna erbaut hat."

„Ja, ja, zwei Millionen hat es uns gekoſtet," ſeufzte der Kaſtellan, „und dabei iſt es noch nicht ganz ausgebaut."

Nicht lange nach dem Zajazd*) erſchien der Palatin Leon Sapieha mit einem kleinen, aber glänzenden Gefolge in Wilna, ſtieg vor dem Thore des Kamaldulenſerinnen-Kloſters vom Pferde und begehrte Einlaß ſowie eine Unterredung mit der Aebtiſſin, welche ihm dieſe auf der Stelle gewährte. Der Palatin wurde am Thore von zwei älteren würdigen Nonnen empfangen und in das mit reichem Luxus eingerichtete Empfangszimmer geführt, das außerhalb der Klauſur lag. Hier ließ man ihn allein. Es währte nicht lange, ſo trat die Aebtiſſin herein.

Sapieha ſtarrte dieſelbe einige Augenblicke faſt unartig an, er war auf Alles gefaßt, nur nicht auf dieſe Erſcheinung. Vor ihm ſtand eine junge Dame von höchſtens fünfundzwanzig Jahren, eine mittelgroße ſchlanke Geſtalt mit jungfräulich ſtolzen Formen, welche über dem weißen Habit einen langen ſich weich anſchmiegen-

*) Beſitzergreifung mit bewaffneter Hand nach polniſchem Recht.

den Talar von violetter Seide mit fürstlichem Hermelin gefüttert und besetzt trug. Das runde frische Gesicht mit der feinen eigensinnigen Nase blickte aus schlauen grauen Augen fast muthwillig auf ihn. Unter dem weißen Velum, das ihr Haupt einhüllte, quollen einzelne goldige Härchen hervor und umspielten die schöngebildeten Ohren und den blendenden Nacken gleich Sonnenlichtern.

Sapieha kam erst zur Besinnung, als die Aebtissin Telimena sich würdevoll niederließ und ihm einen Platz ihr gegenüber anwies.

„Schön, Herr Palatin," begann sie kampflustig. „Ihr Gewissen schreckt also nicht einmal vor der Sünde zurück, sich mit dem Gute der Kirche zu bereichern. Denken Sie denn nicht an die göttlichen und ewigen Strafen, die Sie erwarten?"

„Nein," erwiderte Sapieha laut und lustig, „ich denke an etwas ganz Anderes."

„An was, wenn ich bitten darf?"

„Ich denke," fuhr der junge männlich schöne Palatin, seinen schwarzen Schnurrbart streichend, fort, „wie herrlich das gewesen wäre, wenn Sie, statt eine Braut des Himmels, — meine Frau geworden wären."

„Weshalb schmeicheln Sie mir? Sie bleiben doch mein Feind," entgegnete Telimena spöttisch, aber sie war trotzdem ein wenig roth geworden.

„Ich spreche aufrichtig," fuhr Sapieha fort, „Sie wären eine Frau für mich gewesen, wie keine Andere,

und dieſe Verbindung hätte die Pac und die Sapiehas geeinigt und Lithauen den Frieden zurückgegeben.“

„Das iſt nun vorbei.“

„Leider.“

„Wer weiß, vielleicht könnte auch ich es bedauern,“ ſprach Telimena und blickte zur Erde, während ihre kleine Hand tändelnd in dem üppigen Pelzwerk, das um ſie kniſterte, verſank, „aber wäre auch unter den jetzigen Verhältniſſen der Friede nicht dem Kampfe vorzuziehen?“

„Das hängt nun von Ihnen ab.“

„Ich bin zu einem Vergleich bereit.“

„Alſo, ich will Broſtowo herausgeben, ſobald Sie mir geſtatten, einige meiner Soldaten für unbeſtimmte Zeit auf den Kloſtergütern einzuquartieren.“

„Soldaten! auf unbeſtimmte Zeit!“ rief Telimena aufbrauſend, „davon kann keine Rede ſein.“

„Dann behalte ich Broſtowo.“

„Trotz Ihrer Verehrung für mich?“

„Gehen Sie nach Rom, Telimena,“ rief Sapieha mit blitzenden Augen, „ſuchen Sie Dispens zu erlangen, für Geld kann man in Rom Alles haben, und ſobald Sie von dieſen geiſtlichen Ketten frei ſind, liege ich zu Ihren Füßen.“

„Sie werden auch ſo zu meinen Füßen liegen,“ ſprach die Aebtiſſin gelaſſen, ihren Pelz ſtreichelnd, „Sie kennen die Macht der Kirche nicht.“

„Ich kenne dafür Ihre Macht, Telimena, dieſe macht mir viel mehr bange.“

„Dann geben Sie unſer Kloſtergut heraus.“

„Sie kennen die Bedingungen.“

„Die ich nicht annehmen kann.“

Sapieha zuckte die Achſeln, während die Aebtiſſin überlegte.

„Sie geben mir Broſtowo nicht?“ ſagte ſie endlich.

„Nein.“

„Sie wollen alſo durchaus den Krieg?“

„Sie zwingen mich dazu, ſchöne Frau!“

„Gut, alſo Krieg,“ ſchloß Telimena ſich erhebend, „und kein Friede ehe Sie nicht beſiegt zu meinen Füßen liegen.“

Der Palatin entfernte ſich mit einem Seufzer, er hatte zum erſten Male ein Weib gefunden, das ihm imponirte. Als er ſie verlaſſen hatte, ging die Aebtiſſin noch einige Zeit mit verſchränkten Armen auf und ab, ihre zarte Bruſt athmete ruhig unter dem ſchwellenden Hermelin, um ihre ſchlauen Augen und ihren trotzigen Mund ſpielte erſt ein ſchelmiſches Sinnen, dann ein anmuthig boshaftes Lächeln. Ein feiner Plan war in ihrem Köpfchen gereift. Sie blieb ſtehen, erhob die ſammtne Hand und drohte mit dem Zeigefinger, an dem ein Rubin gleich einem Feuerfunken hing, gegen die Thüre, durch welche der Palatin hinausgeſchritten war. Für's Erſte kam ihr jedoch dieſer zuvor. Schon nach wenigen Tagen erſchien ein Trupp ſeiner Reiter, erzwang ſich den Einlaß in das Kloſter und quartierte ſich in dieſem ohne Weiteres ein.

Die Aebtiſſin zuckte mit keiner Wimper, ſie ſaß in ihrem Hermelinpelz wie ein lauerndes Kätzchen, das mit geſchloſſenen Lidern zu ſchlummern ſcheint, während die Mäuſe um daſſelbe ſpielen. Sie zog den Anführer der Reiter, Herrn Krakowski Mittags zur Tafel, und dieſer war beim Nachteſſen bereits ſo begeiſtert von den Reizen und der Liebenswürdigkeit der Aebtiſſin, daß er ſtürmiſch aus deren Schuh zu trinken verlangte*). Telimena gewährte ihm dieſe Gunſt mit lächelndem Munde, nachdem ſie der Schweſter Lodoiska, welche den Keller verwaltete, einen ſpitzbübiſchen Wink gegeben. „Die beſte Flaſche Tokayer!“ befahl ſie. Als derſelbe zur Stelle war und Herr Krakowski ſich vor Telimena auf ein Knie niedergelaſſen hatte, kam auch ſchon unter dem ſchimmernden Hermelinſaum das kleine Füßchen hervor. Mit leuchtenden Augen zog der galante Offizier den niedlichen Sammetpantoffel herab, und kaum hatte ihn Schweſter Lodoiska mit Wein gefüllt, leerte er ihn auch ſchon auf einen Zug, indem er Telimena ein lautes Vivat zurief. Als Krakowsky ſeinen Platz an der Seite Telimenas wieder eingenommen hatte, ließ dieſe ihre ſchlauen Augen mit heiterer Neugier auf ihm ruhen. Es währte nicht lange, ſo wurde ſeine Zunge ſchwer und er begann ſich ſchlaftrunken die Stirne zu reiben, dann fielen ihm die Augen zu und endlich ſank ſein Kopf auf die Bruſt und er ſchlummerte

*) Altpolniſche Sitte der Frauenhuldigung.

ſüß wie ein Kind in der Wiege. Telimena neigte das Haupt und blickte ihm mit faſt kindlicher Freude von unten in das Geſicht, dann gab ſie den Nonnen ein Zeichen, und alle zugleich begannen in die Hände zu klatſchen und laut zu lachen. Die Aebtiſſin aber nahm den nächſten beſten Kork, hielt ihn über die Lampe, und malte dann mit demſelben ihrem ſchlafenden Verehrer eine rieſige ſchwarze Brille in das Geſicht. Schweſter Lodoiska fügte ein paar draſtiſche Augenbrauen, eine zweite Nonne einen dicken Strich über die Naſe hinzu, und ſo trieben die frommen Kloſterfrauen ihr übermüthiges Spiel mit dem armen Krakowski eine Weile kichernd fort, während zu gleicher Zeit ſeine Reiter, welche der Kaſtellan unten im Keller bewirthet hatte, einer nach dem andern vom Stuhle fielen und dann auf Befehl der Aebtiſſin in einem als Kerker dienenden unterirdiſchen Gewölbe gleich Holzſcheiten aufgeſchichtet wurden. Nachdem auch Krakowski in ſicheres Gewahrſam gebracht worden war und Telimena ſelbſt alle Schlöſſer geſperrt und alle Riegel vorgeſchoben hatte, begann auf ihr Geheiß die luſtigſte Maskerade.

Die jungen Nonnen verwandelten ſich mit der größten Geſchwindigkeit in Soldaten, während Telimena die Stelle des Anführers übernahm. Die Säbel klirrten, die Lanzen blitzten und helles Lachen tönte dazwiſchen, als ſie im Schloßhof die Pferde der Sapieha'ſchen Reiter beſtiegen. Dann ging es im

Galopp hinaus in die ſternenhelle Nacht und nach dem nahen Städtchen Grodno.

Dort, im Judenviertel, hielt die fröhliche Schaar vor dem Hauſe des reichen Kaufmanns Mordochai, deſſen ſchöne Tochter Eſther die Geliebte Leon Sapiehas war, wie Telimena in Erfahrung gebracht.

Zwei der Amazonen ſtiegen ab, klopften mit dem Säbelknauf an das Thor und verlangten Einlaß. Da Mardochai gerade abweſend war, erſchien Eſther am Fenſter und fragte erſchrocken, um was es ſich handle. Sie hätten Befehl vom Palatin, die ſchöne Eſther zu entführen, lautete die Antwort. Die ſchöne Jüdin, raſch entſchloſſen, raffte ihren Schmuck und noch einige andere Koſtbarkeiten zuſammen und kam dicht verſchleiert heraus. Man hob ſie auf ein Pferd und im Sturme ging es wieder zurück nach Wilna.

Es währte einige Zeit, ehe der Palatin von dem Raube erfuhr; als er eines Tages nach Grodno kam und das Neſt leer fand, wußte er ſofort, wo er die kleine ſchöne Haud zu ſuchen habe, die hier im Spiel geweſen. Zuerſt kam er allein nach Wilna zur Aebtiſſin und verlangte die Auslieferung Eſthers, ſowie ſeines Offiziers und ſeiner Soldaten. Telimena zuckte die Achſeln. „Wir ſind im Kriege,“ ſagte ſie, „und da ſucht ein Jeder Gefangene zu machen.“

Sapieha zog unverrichteter Sache ab. Als er aber mit Fußvolk und Reitern zurückkehrte, fand er das Kloſter im Vertheidigungszuſtand, von Kriegsvolk der

Pac beſetzt. Auf der Mauer ſtanden Geſchütze, die Brücke war aufgezogen, der Graben mit Waſſer gefüllt und dazwiſchen flatterte der Hermelinpelz der Aebtiſſin, vom Winde bewegt, wie eine Fahne.

Einen Angriff wagte der Palatin nicht, aber er ſchloß das Kloſter von allen Seiten ein, in der Hoffnung, die Nonnen bald aushungern zu können. Nach acht Tagen war er ſchon der ganzen Sache müde. Verdrießlich umritt er die kleine geiſtliche Feſtung, und da ſich die Aebtiſſin auf dem Walle zeigte, grüßte er ſie und fragte, ob ihre Speiſekammer noch nicht leer ſei.

„O, wir eſſen und trinken vorzüglich," erwiderte Telimena, „aber ich langweile mich furchtbar; wenn Sie galant wären, kämen Sie zu mir herein, mir die Zeit zu vertreiben."

„Sehr gerne."

„Alſo gleich heute zum Diner."

Sapieha erſchien in der That und das Mahl war ebenſo delicat als heiter.

„Wo iſt nun meine Jüdin?" fragte er endlich leiſe.

„Eſther? Ein ſchönes Mädchen," erwiderte die Aebtiſſin, „ſie wird in Rom ihr Glück machen."

„Sie ſcherzen."

„Ich bin ſtolz, dieſe Seele gerettet zu haben," fuhr Telimena fort, „ſie hat ſich taufen laſſen und iſt mit Briefen von mir an mehrere Cardinäle auf dem Wege nach der ewigen Stadt."

Sapieha blieb einige Zeit ſprachlos. „Und meine

Soldaten?“ fragte er endlich, „ſind die auch nach Rom?“

„Ihre Soldaten können Sie haben, ſobald Sie mir Ihr Ehrenwort geben, nichts Gewaltſames mehr gegen mich zu unternehmen. Es iſt eines Mannes von Geiſt nicht würdig, eine Dame mit ſolchen rohen Waffen zu bekämpfen, uns ſtehen ja feinere und anmuthigere zu Gebote.“

„Hier meine Hand.“

„Sie ziehen ab und unternehmen nichts Aehnliches mehr gegen mich.“

„Mein Ehrenwort!“

„Und Broſtowo?“

„Behalte ich.“

„Alſo wir kämpfen weiter.“

Die Aebtiſſin gab die Gefangenen heraus und Saphiea zog ab. Er hielt Wort, und auch ſie verhielt ſich während des Sommers ruhig, aber ſie ſetzte den Krieg in ihrer Weiſe fort, als der Palatin zu Beginn des Herbſtes um die Hand der Tochter des Kaſtellans von Wilna, Jadwiga Oginska, warb. Man ſah die Bewerbung gerne, und auch das Fräulein ſchien ihm hold. Schon wurde an der Ausſteuer genäht, als plötzlich Jadwiga aus dem Elternhauſe verſchwunden war. Sapieha zerbrach ſich nicht lange den Kopf. Er kam auf prächtig geſchirrtem Pferde vor das Kloſter und hielt um eine Unterredung mit der Aebtiſſin an, die ihm ſofort gewährt wurde.

„Wo iſt Jadwiga?“ war ſeine erſte Frage.

Telimena antwortete mit einem ſilberhellen Lachen.

„Auch in Rom?“

„Nein, in Krakau.“

„Zu welchem Zweck?“

„Sie hat ſich entſchloſſen den Schleier zu nehmen.“

„Welche Sünde! ſich lebendig zu begraben!“

„O! Ich befinde mich ganz wohl dabei, wie Sie ſehen.“

„Aber wollen Sie mir denn jede Geliebte entreißen?“

„Jede.“

„Es iſt Ihr Ernſt?“

„Mein voller Ernſt. Ich gebe nicht nach, ehe Sie nicht zu meinen Füßen liegen.“

„Und wenn ich, zur Verzweiflung getrieben, Sie ſelbſt entführe?“

„Thun Sie es,“ ſpottete Telimena, „das wäre doch einmal ein aufregendes Abenteuer, ich bin noch nie entführt worden.“

„Mit Ihnen iſt es ſchwierig zu kämpfen.“

„Ergeben Sie ſich alſo.“

„Noch nicht.“

Der Palatin begann hierauf der ſchönen jungen Wittwe des Staroſten von Siradin, Frau Bonna Bialopiotrowicz, den Hof zu machen, obwohl dieſelbe in dem Rufe ſtand, ihre Anbeter wie die Handſchuhe zu wechſeln. Es war indeß eine der reichſten Partien,

und als Bonna ſich Leon Sapieha geneigt zeigte, und man von gewiſſen geheimnißvollen Beſuchen, im Dunkel der Nacht, zu flüſtern begann, beneidete mancher verſchuldete Magnat den ſchönen Palatin um das Glück, das er bei den Frauen hatte. Die Hochzeit war bereits anberaumt, als eines Tages, kurz vor Lichtmeß, die Aebtiſſin Telimena, eine Jugendfreundin Bonnas, in Siradin erſchien. Sie verſtand es, der leicht erregbaren Lebefrau einerſeits ihren ſtrafbaren Lebenswandel, anderſeits die Qualen des Höllenpfuhles mit ſo grellen Farben zu malen, daß Bonna mit einem Male ihren ganzen Sinn änderte, an Sapieha einen Abſagebrief ſchrieb und ſich in das Kloſter der Kamaldulenſerinnen zu Wilna zurückzog, um dort in reuiger Demuth Vergebung ihrer Sünden von Gott zu erflehen.

Als Sapieha diesmal vor der Kloſterpforte erſchien, wurde ihm dieſe zwar aufgethan, aber die Aebtiſſin weigerte ſich, ihn zu empfangen.

„Ich laſſe mich nicht abweiſen," rief er, „ich dringe mit Gewalt zu ihr!"

„Die hochwürdige Mutter befindet ſich in der Kapelle, wo ſie wohl vor Ihnen ſicher iſt, gnädiger Herr," erwiderte die Pförtnerin.

„Begehe ich denn ein Sacrileginm, wenn ich dort eintrete?"

„Gewiß, denn kein Mann darf die Schwelle der Klauſur überſchreiten."

Sapieha dachte einen Augenblick nach, dann ſpielte ein Lächeln um ſeine Lippen.

„Ich werde ſie nicht überſchreiten," ſprach er, „mein Wort als Edelmann, aber die Aebtiſſin wird mich deshalb doch empfangen müſſen."

Raſch entſchloſſen gab er ſeinem prächtigen Pferde die Sporen, ſprengte durch die Pforte und ritt dann tollkühn die Treppe empor. Erſt oben im Vorſaal, jenſeits der Klauſur, ſtieg er von dem vertrauten Thiere herab und ſtrich ſich ſtolz den Schnurrbart.

„Das war ein Meiſterſtück," ſprach Telimena, die ihm mit leuchtenden Augen entgegen eilte. Sie nahm hierauf ſeinen Arm und führte ihn in ein prächtig eingerichtetes Gemach. „Für dieſes Mal bin ich beſiegt," fügte ſie, ſich auf den weichen Polſtern niederlaſſend, hinzu.

„Sie geben Bonna heraus?"

„Die arme Bonna, ſie wird ſehr von Gewiſſensbiſſen gepeinigt und iſt eben im Begriffe Buße zu thun, ich fürchte, ſie iſt für Sie verloren."

„Telimena, Sie ſind mit dem Teufel im Bunde."

„Im Gegentheil, ich treibe Teufel aus."

„Wie?" fragte Sapieha, indem er neben ihr Platz nahm.

„Mit der Geißel."

„Sie werden Bonna geißeln?"

„Gewiß, heute noch."

„Sie könnten so grausam sein, diesen schönen Leib zu zerfleischen?"

„Bonna hat dieses Mittel erwählt, um ihre Seele zu retten, sie hat es der heiligen Maria Magdalena von Pazzi gelobt."

„Nie, niemals darf dies geschehen," rief der Palatin, „verlangen Sie, was Sie wollen, triumphiren Sie über mich, aber geben Sie Bonna frei."

„Sie ergeben sich?" Telimena sah ihn ruhig von der Seite an.

„Ja!"

„Dann läßt sich darüber sprechen."

„Dictiren Sie mir den Frieden."

„Sie bekommen also Bonna sammt ihren Gütern und ihrer reichen Aussteuer und geben dafür Brostowo heraus."

„Angenommen." Sapieha athmete auf und küßte feurig die Hand, welche ihm Telimena zur Bestätigung des Vertrages geboten hatte, da zog aber plötzlich ein schlaues Lächeln von ihren vollen rothen Lippen zu den schönen grauen Augen empor.

„Aber Bonnas Gelöbniß," sprach sie lauernd, „wenn das Heil ihrer Seele nicht Gefahr laufen soll, muß dasselbe erfüllt werden."

„Unmöglich!"

„Es gäbe nur ein Mittel, Bonna zu retten."

„Welches?"

„Daß Sie, mein lieber Palatin, die Buße für Bonna auf ſich nehmen.“

„Ich — ich ſoll mich geißeln laſſen?“

„Warum nicht, es würde dem Heile ihrer Seele ohne Zweifel ſehr dienlich ſein.“

„Ich bin zu Allem bereit,“ ſagte Sapieha raſch entſchloſſen, „welche Buße Sie mir auch auferlegen wollen.“

„So ſpricht ein polniſcher Edelmann, ich bin mit Ihnen zufrieden,“ gab die Aebtiſſin zur Antwort und warf, ſich erhebend, einen Blick auf Sapieha, den dieſer nicht verſtand, der ihn jedoch im tiefſten Herzen traf. „Ich werde ſofort die nöthigen Befehle ertheilen, erwarten Sie mich.“

Eine Viertelſtunde ſpäter ſtand Telimena in der von hundert Kerzen ſtrahlenden Kapelle auf den Stufen des Altars, und während die Nonnen im Chor ein Bußlied ſangen, lag der Palatin vor ihr auf einem Teppich, das Antlitz zur Erde, in Kreuzesform ausgeſtreckt und erweckte Reue und Leid. Leiſe kam Telimena die Stufen herab und beugte ſich über ihn.

„Nun, da ſind Sie ja zu meinen Füßen,“ flüſterte ſie, „auch ohne Dispens aus Rom. Aber ſtehen Sie jetzt auf, es iſt genug.“

Sapieha richtete ſich halb auf und auf den Knieen vor ihr fragte er ebenſo leiſe: „Und die Buße, die Sie mir auferlegen, Telimena?“

„Mein Gott,“ erwiderte dieſe mit liebenswürdiger

Bosheit, „ich verheirathe Sie mit Bonna, ist das nicht genug?“

„Sie glauben mich damit zu strafen?“

„Allerdings, und noch dazu mit raffinirter Grausamkeit.“

„Nein, ich heirathe Bonna nicht.“

„Ich habe Ihr Wort.“

„Sie haben Recht.“

„Kommen Sie also.“ Telimena nahm seinen Arm.

„Wohin?“

„Zu Bonna.“ Sie führte ihn in das Gemach zurück, in welchem er vor ihr die Waffen gestreckt hatte.

„Eigentlich ist es ja ganz gleichgiltig, ob ich Bonna heirathe oder eine Andere,“ sprach Sapieha, sich tröstend, „die Einzige, welche eine Frau für mich gewesen wäre, kann ich ja doch niemals mein nennen. Es ist schrecklich, Telimena, daß Sie sich dem Himmel geweiht haben.“

„Wer sagt Ihnen das?“ erwiderte die Aebtissin schalkhaft, während sie sich in einer reizenden Attitüde in den schwellenden Kissen des türkischen Divans niederließ und das eine Knie heraufzog, so daß unter dem üppigen Pelz ihr kleiner Fuß im sammtnen Pantoffel sichtbar wurde.

„Wie soll ich Sie verstehen?“

„Sehr einfach. Sie wissen, daß nicht allzuselten Personen aus vornehmen Familien mit geistlicher Würde bekleidet werden, ohne die Weihen empfangen oder ein Gelübde geleistet zu haben. Auch ich habe bis heute

weder den Schleier genommen, noch mich dem Himmel angetraut.“

„Telimena!“ Der Palatin rief es jubelnd aus voller Seele, und umschlang leidenschaftlich seine junge schöne Feindin, indem er vor ihr in die Kniee sank.

„Ich glaube, es wird mir nichts übrig bleiben, als wirklich Ihre Frau zu werden,“ entgegnete Telimena mit holdem Spott, „aber da sind Sie ja wieder zu meinen Füßen.“

„Und diesmal für immer,“ rief der Palatin, begeistert von Liebe und Glück.

Jakob wo bist du?

In dem kleinen Palais, das die Wittwe des Markgrafen Ludwig von Brandenburg, die ſchöne, geiſtreiche Prinzeſſin Louiſe Charlotte Radziwill, in Berlin bewohnte, herrſchte noch tiefe Stille, obwohl die rothe Winterſonne ſchon hoch an dem weißen Himmel ſtand. Alles ſchien zu ſchlummern, die grünen Vorhänge waren niedergelaſſen, die Bäume des Parkes träumten unter den weißen Perrücken, die ihnen der Schnee aufgeſetzt hatte und ſogar die beiden ſteinernen Titanen, welche den Balcon trugen, ſchienen verdrießlich zu gähnen.

Die Prinzeſſin war ſpät von einem glänzenden Hoffeſte zurückgekehrt und lag noch im dunklen Alkoven auf ihrem üppigen Lager, als die vertraute Kammerzofe, ihre Milchſchweſter Soſchja, leiſe hereintrat und die hellblauen Seidengardinen zurückzog; zu gleicher Zeit ſchlug die große Uhr auf dem Kamin Mittag und die kleine Geſellſchaft auf dem Zifferblatt begann zu geigen, zu flöten und zu trommeln. Während das

ſilberne Glockenſpiel eine ſchwermüthige, polniſche Melodie erklingen ließ, dehnte die Prinzeſſin ſich halb träge, halb ärgerlich in den weichen Federn und Spitzen.

„Was haſt Du denn?“ fragte ſie ſchmollend, „geht die Welt vielleicht unter, daß Du mich ſo früh weckſt?“

„Es iſt Mittag,“ erwiderte Soſchja, reſolut mit ihren kurzen Röcken rauſchend und mit den kleinen Stöckelſchuhen klappernd, „und übrigens iſt ein Courier aus Warſchau da, den Sie empfangen müſſen. Er bringt einen Brief. Es betrifft den Prinzen Jakob.“

„Alſo vom König.“

„Nein, von der Königin.“

„Miſcht ſich dieſe Furie auch noch hinein,“ ſprach die Prinzeſſin ärgerlich, „nein, wie man mich mit dieſem Heirathsproject langweilt. Aber ich nehme Jakob nicht, jetzt nehme ich ihn erſt recht nicht.“

„Der Prinz iſt auf dem Wege nach Berlin,“ ſagte die Zofe, „deshalb macht der Courier die Sache ſo dringend.“

Sie kniete vor der Prinzeſſin und zog ihr die niedlichen Sammetpantoffeln an und als dieſe ſich endlich doch bequemte, ihr Lager zu verlaſſen, half ſie ihr raſch in den prächtigen Schlafrock von gelber geblümter Seide, der mit blendendem Hermelin gefüttert und ausgeſchlagen war.

Die Prinzeſſin trat an den Spiegel, ordnete ihr Haar, legte etwas Schminke auf und ein Armband um

ihren ſchönen Arm. Dann ließ ſie den Courier eintreten.

Dieſer beugte mit echt polniſcher Galanterie das Knie vor ihr, küßte ihre kleine Hand und überreichte ihr dann das Schreiben der Königin.

„Ich weiß nicht was man von mir will," ſagte die Prinzeſſin Louiſe Charlotte, „es iſt offenbar meine Rente von 800,000 Pfund, die das Herz des Prinzen Jakob ſo ſehr für mich entflammt hat; aber man kennt mich nicht in Warſchau, ich habe meinen Kopf und ich ſetze ihn diesmal auf."

„Wollen Hoheit nur allergnädigſt das Schreiben meiner königlichen Herrin leſen, erwiderte der Ueberbringer.

Die Prinzeſſin erbrach das Siegel und las, was ſie im höchſten Grade überraſchte. Die Königin unterrichtete ſie von der Reiſe und den Abſichten des Prinzen und warnte ſie vor demſelben.

„Es iſt alſo der König Sobieski ſelbſt, der dieſe Heirath wünſcht," ſagte die Prinzeſſin Louiſe Charlotte lachend, „er hat alſo zum erſten Male in ſeinem Leben einen anderen Willen als ſeine Frau."

„So iſt es, aber die Königin kann den Prinzen nicht leiden und thut Alles, um ſeine Pläne ſcheitern zu machen."

„Nun, auf mich kann ſich Ihre Majeſtät verlaſſen, ſagen Sie das der Königin."

Als der Courier fort war, berieth ſich die Prinzeſſin mit Soſchja. „Was ſoll ich nur mit dieſem

unglückſeligen Jakob anfangen?" fragte ſie. „Mir gefällt der Fürſt Karl von Neuburg viel beſſer; Jakob ſieht auf dem Bilde, das er mir geſchickt hat, wie ein Schaf aus."

„Das iſt ſehr einfach," erwiderte Soſchja pfiffig. „Der Prinz hat Sie nie geſehen. Ich übernehme alſo Ihre Rolle, empfange ihn und ſpiele ihm eine Komödie vor, ſo toll und luſtig wie jene von dem franzöſiſchen Theaterſchreiber, die wir neulich ſahen."

„Ein allerliebſter Einfall!" rief Louiſe Charlotte und klatſchte fröhlich in die Hände. „Du biſt doch ſtets mein Schutzengel, Soſchja!"

Während die Beiden ihre luſtige Berathung fortſetzten, erſchien ſchon der vertraute Kammerdiener Jakobs im Palais. Der Prinz ſei incognito in Berlin angekommen, meldete er dem Fräulein Kaminska, dem Geſellſchaftsfräulein der Prinzeſſin, und bitte um die Erlaubniß, ſich der Letzteren ſogleich vorſtellen zu dürfen.

„Der Prinz ſei jederzeit willkommen," ließ ihm Louiſe Charlotte ſagen und half dann mit kindlicher Freude ihrer Milchſchweſter, ſich in eine vornehme Dame zu verwandeln. Als die Metamorphoſe unter Scherzen und Kichern beendet war, fuhr Jakob vor. Während er die Vordertreppe heraufkam, echappirte die Prinzeſſin glücklich auf der Hintertreppe, ſtieg ſie in ihre Sänfte und ließ ſich zu dem kaiſerlichen Geſandten tragen, bei deſſen Gemahlin ſie den Tag verbrachte und wo ſie

Abends den vom kaiſerlichen Hofe protegirten, männlich ſchönen Fürſten Karl von Neuburg traf, dem bereits ihr Herz gehörte.

Soſchja empfing indeß den Sohn Sobieskis. Als er eintrat, ſaß ſie in jener zugleich echt fürſtlichen und capriciöſen Haltung, welche ſie ihrer Herrin abgelauſcht hatte, in der Ecke des blauſeidenen Sophas. Sie trub den gelben, hermelinbeſetzten Schlafrock der Prinzeſſin, deſſen weite Aermel ihre etwas derben, aber ſchönen Arme in das richtige Licht ſetzten, und fächelte ſich mit einem großen Straußenwedel. Ihr rundes, gutgefärbtes Geſicht mit den ſchelmiſchen braunen Augen und dem allerliebſten Stumpfnäschen war dem Eintretenden zugewendet, der ſich tief vor ihr verneigte und ſie dann erfreut muſterte.

„Gefalle ich Ihnen?“ begann Soſchja keck.

„O — ich bitte — welche Frage reizende Couſine — ich — ich bin enchantirt, ſtammelte Jakob und küßte der falſchen Prinzeſſin zärtlich die Hand.

„Aber nehmen Sie doch Platz . . .“

„Mein Platz iſt zu Ihren Füßen.“

„Das kommt ſpäter, lieber Vetter; nicht ſo raſch, Schritt für Schritt.“

„Ach! Sie ſind allerliebſt, Louiſe, ich hätte mir das niemals ſo leicht vorgeſtellt, mit Ihnen zu ſprechen. Man gewinnt gleich Vertrauen zu Ihnen.“

Er ſtreichelte ſie wie ein Kätzchen, erſt das Pelz-

werk an ihrem Schlafrock, dann ihre Hand und endlich ihr weiches Haar.

„Aber Prinz, was fällt Ihnen ein?“ rief Soſchja und ſchlug ihn derb auf die Hand. „Tölpel, Dummkopf!“ rief der Papagei aus ſeinem ſchaukelnden Meſſingring herab und der kleine Affe, der bisher oben auf einer Gardinenſtange geſeſſen, ließ ſich blitzſchnell herab, ſprang dem Prinzen auf die Schulter und begann ihn beim Haar zu reißen. Soſchja vertrieb ihn mit ihrem Fächer und wandte ſich dann lachend zu Jakob Sobieski. „Sie ſehen, ich habe zwei Beſchützer, Prinz, alſo langſam, ohne Uebereilung.“

„Aber Ihre Reize, liebe Baſe, machen es unmöglich —“

„Nur keine Liebe vor dem Diner,“ unterbrach ihn Soſchja. „Liebe verdirbt den Appetit, und ich hoffe, Sie ſpeiſen mit mir und werden meinem franzöſiſchen Koch Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

„Sie ſind zu gnädig, Louiſe Charlotte.“

„Nun aber erzählen Sie mir von Warſchau.“

Jakob begann Soſchja die ganze Chronique scandaleuse der polniſchen Reſidenz zu berichten, ſie hörte zu, lachte, unterbrach ihn von Zeit zu Zeit mit treffenden Bemerkungen und bezauberte ihn vollſtändig. So nahte die Stunde des Diners. Soſchja verſchwand für kurze Zeit, um ſich umzukleiden. Der Prinz tröſtete ſich mit dem Papagei, der ihm zärtlich zuflüſterte: „Krau mir das Köpfchen“, und mit dem Affen, dem er mit dem

Fächer der Prinzeſſin einen Schlag gab und der ihn dafür von dem Ofen herab mit gebratenen Aepfeln bewarf.

Die falſche Prinzeſſin erſchien jetzt in einer koſtbaren Robe von ſchwarzem Sammet mit prächtiger Stickerei und bald meldete auch der Kammerdiener, daß das Eſſen ſervirt ſei. Der Prinz führte Soſchja zu Tiſch, und da ſie allein ſpeiſten, war er überzeugt, daß ihm die gewünſchte Eroberung bereits geglückt ſei. Soſchja ließ ſich vollſtändig gehen; der Prinz mußte ſie bedienen, ihr Alles zerlegen, ſie mit ſeiner Gabel füttern und dabei immer wieder die Gläſer füllen. Sie ſtieß mit ihm an, ließ Polen leben, den König, die Königin und endlich ihn ſelbſt. Jakob war hingeriſſen, und da er den verſchiedenen Weinen ordentlich zuſprach, ſo kam mehr und mehr auch über ihn jene Heiterkeit, welche die tolle Soſchja ſchon nach dem erſten Glaſe ergriffen hatte. Sie lachten und neckten ſich gleich ausgelaſſenen Kindern, erſt bewarfen ſie ſich mit Brotkügelchen, dann mit Orangenſchalen, endlich mit Servietten.

„Ich bin ſo fröhlich, wie ſchon lange nicht," rief endlich Soſchja, „wiſſen Sie, Vetter, was wir jetzt machen, ich rufe alle meine Damen zuſammen, und wir ſpielen irgend ein tolles Spiel.

„Ja, Louiſe, thun wir das."

Soſchja flog davon und kehrte mit dem ganzen Schwarm junger Mädchen, welcher in den Dienſten der Prinzeſſin ſtand, zurück. Die Eine ſtellte ſie Jakob

als die Gräfin Buttertopf aus Sachſen, die Andere als die preußiſche Baroneſſe Schnipparitz, die Dritte als Fräulein Krentſchitſchka vor u. ſ. w.

„Was ſpielen wir alſo," fragte dann der Prinz.

„Das franzöſiſche Spiel Jakob und Jakobine."

„Vortrefflich."

Während die Anderen ein Kreis bildeten, ließ ſich Soſchja die Augen verbinden und trat mit zwei Schlüſſeln in der Hand in die Mitte. Nachdem der Kreis ſich einige Zeit um ſie bewegt hatte, warf ſie den einen Schlüſſel zur Erde und zwar genau dem Prinzen vor die Füße, denn ſie ſah nur zu gut, die Spitzbübin.

„Iſt es ein Jakob oder eine Jakobine?" fragte ſie

„Ein Jakob," antwortete der luſtige Chor.

Der Prinz hob den Schlüſſel auf und näherte ſich leiſe Soſchja.

„Jakob, wo biſt Du?" rief dieſe. Er ſchlug mit dem Schlüſſel leiſe auf jenen, den ſie in der Hand hatte, und wollte dann entfliehen, aber ſie hatte ihn ſchon gefangen und riß jubelnd das Tuch herab. Während das Spiel ſeinen Fortgang nahm, begann Soſchja, welche jetzt im Kreiſe neben dem Prinzen ſtand, denſelben von Neuem zu necken.

„Wie kann man ſich ſo leicht fangen laſſen, Vetter," flüſterte ſie ihm mit koketem Muthwillen zu.

„Wär es möglich, in Ihre Nähe zu kommen, Louiſe, und nicht Ihr Sklave zu werden?" erwiderte Jakob ebenſo leiſe.

„Wie vielen Damen haben Sie dieſes Compliment ſchon gemacht?“

„Ach! Prinzeſſin, könnte ich nur einmal, ein einzigesmal eine Viertelſtunde vertraulich mit Ihnen plaudern,“ begann Jakob zu flehen, „ich habe ſo viel auf dem Herzen.“

„Iſt das Ihr Ernſt, Vetter?“

„Es iſt mein voller Ernſt, Sie einſt zur Königin von Polen zu machen, Louiſe Charlotte.“

„Still Vetter,“ ſagte Soſchja, „kein Wort mehr, aber Sie ſollen heute Abend eines meiner Fenſter nach dem Garten zu offen finden.“

„Ich falle Ihnen zu Füßen.“

„Später, Prinz, Sie gehen zu raſch, das kommt Alles noch.“

„Alſo heute Abend.“

„Ja, heute Abend.“

Der Prinz nahm hierauf bald Abſchied und verließ das Palais, um, als es vollſtändig dunkel geworden war, durch den Park zurückzukehren. Er fand in der That ein Fenſter offen, erſtieg einen nahen Baum, ſchwang ſich hinein und wurde ſofort von einer kleinen Hand ergriffen und durch zwei dunkle Zimmer vorſichtig in das Schlafzimmer der Prinzeſſin geführt. Beim rothen Licht der Ampel ſah er jetzt Soſchja, welche über ein duftiges Nachtkleid von weißem Atlas und Spitzen eine mit Hermelin gefütterte und beſetzte Kazabaika (polniſche Jacke) gezogen hatte.

Sie lächelte zärtlich und zog ihn zu ſich auf die weichen Polſter eines echt türkiſchen Sitzes. „Alſo, was haben Sie mir zu ſagen, Vetter?“

„Daß ich Sie liebe.“

„Scherzen Sie nicht?“

„Sie wollen mich nur quälen, Louiſe.“

„Würden Sie ſich dann hier an meiner Seite befinden?“

„Sie haben Recht,“ rief Jakob feurig, er war noch immer vom Weine erhitzt. „Und ſo bitte ich denn um Ihre Hand, Louiſe Charlotte, und biete Ihnen dafür eine Krone und den königlichen Hermelin.“

„Ich will Sie nicht länger im Zweifel laſſen, lieber Jakob, wozu auch?“ ſagte Soſchja ſcheinbar verſchämt, aber eigentlich bemüht, das Lachen zu verbergen, „hier iſt meine Hand, ſie gehört Ihnen.“

„Ich danke Dir, mein ſüßer Engel, meine theure, einzige Louiſe!“ rief der Prinz und ſank vor ihr in die Kniee.

„Siehſt Du, Jakob,“ erwiderte Soſchja, „jetzt iſt es an der Zeit, man muß nichts übereilen.“

Er drückte hierauf den erſten Kuß auf ihre Lippen und ſteckte ihr dann einen koſtbaren Ring an den Finger, für den ſie ihm einen anderen gab, der bisher an ihrer Hand gefunkelt hatte.

„Alſo jetzt iſt Alles zwiſchen uns in Ordnung,“ ſagte Jakob.

„Gewiß, Du haſt mein Wort,“ erwiderte Soſchja,

„und wenn ich es nicht halten ſollte, will ich lieber alle meine Güter verlieren.“

Der Prinz küßte wiederholt Soſchjas Hand und nahm dann an ihrer Seite Platz. Sie verſtand es, ihn trotz ſeiner Weinlaune fern zu halten, indem ſie in ihrer drolligen Weiſe zu plaudern begann. Der Prinz hörte einige Zeit zu, dann ward ihm der Kopf ſchwer und ſchwerer. Es zeigte ſich, daß der Tokayer ſchließlich doch noch ſtärker war als er. Plötzlich ging die Thür und ein Kleid rauſchte. Die Prinzeſſin war zurückgekehrt, Soſchja kam ihr kichernd entgegen.

„Wo iſt Jakob?“ fragte Louiſe Charlotte neugierig.

„Jakob wo biſt Du?“ rief Soſchja und ſchlug den Vorhang des Alkovens zurück. Die Prinzeſſin blickte hinein und begann gleichfalls leiſe zu lachen. Der Prinz ſaß vom Tokayer vollſtändig bewältigt auf dem Polſterſitz neben dem Himmelbett und ſchlief. Er erwachte nicht, als die Prinzeſſin ihm mit dem Straußenwedel neckend um die Naſe ſtrich, und ebenſowenig als ihre Diener ihn in eine Sänfte hoben und in ſeine Wohnung brachten.

Am nächſten Tage reiſte er ab, im Gefühl, einen vollſtändigen Sieg, die reizendſte Frau und die reichſte Erbin Polens errungen zu haben.

Während er in einer ſchwerfälligen Kutſche auf der ſchlechten Landſtraße davonraſſelte, empfing die ſchöne Wittwe zum erſten Male den Fürſten Karl von Neu-

burg in ihrem kleinen Palais und unterhielt ſich mit ihm vortrefflich auf Koſten des armen Jakob Sobieski. Als der Fürſt ſie verließ, trug er einen Ring am Finger, den ihm die echte Prinzeſſin als Zeichen ihrer Gunſt gegeben hatte.

Zwei Tage ſpäter vermählte ſie ſich mit dem geliebten Manne in der Wohnung des kaiſerlichen Geſandten.

Ahnungslos langte Prinz Jakob in Warſchau an und überbrachte ſeinen Eltern die Nachricht von ſeinem Siege. Die Königin war zuerſt ziemlich erboſt auf die Prinzeſſin, ließ ſich aber durch die Ausſicht auf die reiche Ausſteuer derſelben bald beruhigen und ſendete einen Courier nach Berlin, welcher Louiſe Charlotte reiche Geſchenke an Kleidern, Pelzwerk und Juwelen überreichte.

Wie nun aber die überraſchende, vollkommen unerwartete Kunde von der plötzlichen Vermählung der Prinzeſſin kam, änderte ſich mit einemmale die ganze Stimmung am polniſchen Hofe. Die Königin lachte den Prinzen aus, während der König in Zorn gerieth. Der franzöſiſche Geſandte, Marquis von Arquien, deſſen Regierung den Prinzen Jakob unterſtützt hatte und ſich durch Oeſterreich beſiegt ſah, hetzte den Letzteren auf, den Fürſten von Neuburg zum Duell zu fordern. Die Königin lachte indeß auch über dieſen Vorſchlag und nun beſchloß Sobieski, die Sache dem Reichstag vorzulegen und, auf das Verſprechen der Prinzeſſin und

die keinem Ausländer im Königreiche das Recht des Grundbesitzes gestattenden Gesetze gestützt, die Confiscation der Güter Louisens zu beantragen. Die von Oesterreich gewonnenen Sapiehas wußten jedoch auch dies zu hintertreiben.

Die Prinzessin, jetzt Fürstin von Neuburg, schrieb aber an den König: Sie habe seinem Sohne keinerlei Versprechen gegeben, es sei im Gegentheil ihre Milchschwester, die das Herz des Prinzen gewonnen und die er zur Königin von Polen zu machen versprochen habe, welche nun ihre Ansprüche geltend machen werde.

Der lächerliche Streit endete merkwürdiger Weise damit, daß Prinz Jakob sich schließlich mit der Prinzessin Elisabeth, der Schwester seines Rivalen, des Fürsten von Neuburg, vermählte.

Die gewaltsame Hochzeit.

Im Schloßhofe zu Oſtrog ging es lebhaft und luſtig zu. Graf Zamojski, der reiche Magnat und Würdenträger, hatte den geſammten Landadel der Umgegend zur Bärenjagd geladen. Sie waren Alle gekommen, die Schlachzizen, die Einen in Sammet und Seide mit Silberſporen, die Anderen in geflicktem Kontuſch und in Bauernſtiefeln. Im Hofe wurde ein ganzer Ochſe am rieſigen Spieß für ſie gebraten und ein Faß Ungarwein, ſo groß wie die Arche Noah, für ſie verzapft. Unter den Gäſten wurde vor Allem Herr Mikronowski mit ſeiner Tochter Conſtanze bemerkt. Man ſtaunte das junge Mädchen, das ſich zur Theilnahme an einer ſo gefährlichen Jagd entſchloſſen hatte, ebenſo ſeines Muthes wie ſeiner Schönheit wegen an. Der junge Graf Stanislaus Zamojski hatte ſich ſofort zu ihrem Ritter aufgeworfen, und als das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde, die Treiber, Bauern aus des Grafen Dörfern, voran in den Forſt zogen, die Jäger mit den fröhlich kläffenden Rüden und die Gäſte in

offenen Schlitten folgten, hob er das ſtolze, herrliche Geſchöpf zu ſich auf den mit Fellen bedeckten Sitz und lenkte ſelbſt das feurige Dreigeſpann, mit dem ſie durch Schnee und Nebel davonflogen.

Als man ſich zur Jagd aufſtellte, nahm der Graf ſeinen Platz neben Conſtanze ein, und da es verboten war, ein Wort zu wechſeln, tauſchte er Blicke mit ihr, welche mehr und mehr ein magiſches Netz um ſie Beide legten.

Das Glück lächelte der muthigen Jägerin. Gleich im erſten Triebe kam ein großer Bär auf ſie zu. Sie erwartete ihn ſtehenden Fußes, ließ ihn kaltblütig auf zehn Schritte herankommen, rief ihn an, und als er aufſtand, jagte ſie ihm die Kugel mitten in das Herz. Faſt zu gleicher Zeit lagen der Bär und der Graf vor ihr im Schnee. Während ſie den Fuß ſtolz auf ihre Beute ſetzte, ſchwor ihr Zamojski, von ihren Reizen und ihrem Muthe hingeriſſen, ewige Liebe und Treue.

Der Zauber, den Conſtanze auf den jungen Magnaten übte, wurde noch mächtiger, als er ſie im Hauſe ihrer Eltern zu Zablokow, von holder Weiblichkeit erfüllt, am Spinnrocken fand. Er kam nun oft und öfter, und während das Mädchen ſummte, und die weißen Hände den Faden drehten, ſprachen ſich ihre Herzen gegen einander aus und vertrauten einander die ſüßeſten Geheimniſſe. Zamojski war überraſcht, als er die Entdeckung machte, daß Conſtanze zu einer Zeit, da die Jeſuiten den Frauen und Mädchen Polens außer dem

Gebetbuch kein anderes in die Hand gaben, in den französischen Dichtern und Denkern fast besser zu Hause war als er selbst, und seine Verehrung für dieses seltene Wesen stieg von Tag zu Tag. Volljährig, im Besitze eines eigenen Vermögens, durfte er sich eine Frau nach seinem Geschmacke wählen, und so hielt er, zum Schrecken seiner Eltern, plötzlich, aber nicht unerwartet, um die Hand des armen Edelfräuleins an.

Mikronowski gab ihm freudig Handschlag und Segen, während seine Eltern ihm nicht offen entgegenzutreten wagten, aber im Geheimen gegen Constanze zu intriguiren begannen. Sie bestürmten ihn vor Allem, sich noch vor seiner Vermählung um ein Amt zu bewerben und zu diesem Zwecke an den Hof Augusts III., der zugleich König von Polen und Kurfürst von Sachsen war, nach Dresden zu gehen.

Hier waren Czartoryski und Poniatowski bereits eingeweiht, und boten Alles auf, den jungen, begabten Grafen im Baunkreise ihrer politischen Combinationen zu erhalten; zu diesem Zwecke hatten sie die junge und schöne Wittwe Antoinette Gräfin Oginska ausersehen, zu deren Füßen der mächtige Minister Brühl ebenso lag wie der galante König selbst. Sie sah Zamojski im Ballet und fand Gefallen an ihm. Meisterin der Intrigue und der Koketterie, zog sie ihn sofort in ihre Netze. Vergebens wehrte sich Zamojski, ihr Geist und ihre Reize triumphirten mehr und mehr über ihn, und

als ſie erſt entſchloſſen war, ihm ihre Hand zu reichen, wurde er auch zur ſelben Stunde ihr Gefangener.

Sie empfing ihn das erſte Mal allein in ihrem Boudoir in einem Negligé, das auch einen ungleich Erfahrenen verwirrt und beſiegt hätte. Auf ſchwellenden Kiſſen hingegoſſen, in üppigen Wellen weißer Spitzen, geblümter Seide und dunkeln Pelzwerkes ſich badend, lächelte ſie ihn mit ihren großen, dunkeln Augen an, die unter dem ſchneeweiß gepuderten Haar wie ein entzückendes Geheimniß unwiderſtehlich lockten. Sie reichte ihm die kleine Hand und er folgte dem magiſchen Drucke derſelben, bis er zu ihren Füßen lag als ihr Sklave und aufſtand als ihr — Verlobter.

Der König, Brühl, die tonangebenden Magnaten, Alle protegirten dieſe Heirath und da die ſiegreiche Wittwe ihr Opfer nicht mehr freigab, erhielt Conſtanze eines Tages ein Schreiben Zamojskis, in welchem er aus Familienrückſichten und politiſchen Gründen ihre Verbindung für unmöglich erklärte, ſie um Vergebung bat und die Beziehungen zu ihr löſte.

Conſtanze weinte ein paar zornige Thränen, dann faßte ſie ſich und ſendete einen vertrauten Juden, der zur Leipziger Meſſe reiſte, nach Dresden, um die Wahrheit zu erfahren, und als ſie dieſelbe wußte, war das ſtolze, muthige Mädchen auch ſchon entſchloſſen, zu handeln.

Zamojski kehrte nach Oſtrog zurück, um ſeine Angelegenheiten zu ordnen. Er vermied es ſorgſam, Con-

ſtanze zu begegnen, und da ſie nichts von ſich hören ließ, wurde er bald ſorglos und ahnte nicht, wie klug und böſe ſie ihn umgarnt hatte.

Eines Abends fuhr er zu dem Fürſten Sapieha, der ihn zu einem ſeiner glänzenden Feſte gebeten hatte. Es war Nacht, als er den Heimweg antrat. Im Walde von Grodno fielen plötzlich Schüſſe, ſeine Koſaken, welche betrunken und beſtochen waren, ergiffen die Flucht, der Kutſcher hieb die Stränge durch, ſchwang ſich auf eines der Schlittenpferde und folgte ihrem Beiſpiele, während aus dem Dickicht Vermummte hervordrangen, Zamojski nach kurzer Gegenwehr überwältigten, ihn gebunden und geknebelt auf ein Pferd ſchnallten, und, nachdem ſie ihm noch einen Sack über den Kopf gezogen, mit ihrer koſtbaren Beute davonjagten. Zamojski glaubte in die Hände von Räubern gefallen zu ſein und gab ſich verloren. Nach kurzem Ritt fielen die Pferde in Schritt, dann widerhallten ihre Hufe auf einer Brücke und gleich danach wurde Halt gemacht und der Gefangene vom Sattel gehoben. Als ihm der Sack abgenommen wurde, fand er ſich in einem runden, düſteren Gemach, in dem ſich nur ein kleines, vergittertes Fenſter hoch oben an der Decke und ein Strohlager auf der Diele befand. Ein kleines Lämpchen verſendete ein trauriges zweifelhaftes Licht, vor ihm ſtanden zwei Männer in Koſakentracht. „Wo bin ich?“ fragte er, ohne Antwort zu erhalten, doch im nächſten Augenblicke ging die Thür auf und Conſtanze, in polniſcher Tracht,

die grünſammtene Kazabaika mit koſtbarem Pelzwerke verbrämt, trat ein. Ihr herriſcher Wink entfernte die Diener, dann näherte ſie ſich, die Arme auf der Bruſt verſchränkt, dem Grafen und maß ihn mit einem böſen, ſpöttiſchen Blick.

„Sie ſind in meiner Gewalt," ſprach ſie, „erwarten Sie keine Schonung. Ich laſſe Ihnen die Wahl, mir ſofort am Altar Ihre Hand zu reichen oder zu ſterben."

„Ich kann Sie nicht zur Frau nehmen, Conſtanze," erwiderte Zamojski unerſchrocken, „nicht das Herz, ſondern das Wohl des Vaterlandes hat hier zu entſcheiden."

„Sie lügen!"

Zamojski wurde purpurroth.

„Ja, Sie lügen," fuhr Conſtanze fort, „ich kenne Ihren Roman mit der Gräfin Oginska. Alſo nochmals, wollen Sie mir Ihre Hand reichen?"

„Ich kann und darf nicht."

„Dann bereiten Sie ſich zum Tode vor," antwortete die ſtolze Schöne kalt; „ich werde Ihnen den Prieſter ſenden und erwarte Sie in einer Viertelſtunde unter dem Galgen."

Zamojski erbebte, aber kein Wort kam über ſeine Lippen. Conſtanze verließ ihn und nicht lange danach erſchien der Prieſter.

„Iſt es denn Ernſt?" fragte der Graf.

„Im Hofe ſteht bereits der Galgen," erwiderte der Prieſter.

Als Zamojski eine Viertelstunde später in den Hof geführt wurde, sah er beim rothen Glanz der Fackeln Constanze am Fuße des Galgens stehen. Noch war sein Trotz ungebrochen, als er aber auf die Leiter gehoben wurde und den Strick um den Hals fühlte, ergab er sich.

„Ich bin bereit," murmelte er. „Wo ist der Priester? Er soll uns trauen."

Constanze ließ ihn von der Leiter heben und seine Fesseln lösen.

„Versuchen Sie es nicht, zu entkommen," sprach sie, „bei der ersten verdächtigen Bewegung schieße ich Sie nieder." Sie zog eine Pistole hervor und spannte den Hahn, und so, die Pistole in der Hand, führte sie ihn zur hell erleuchteten Kapelle, wo sie die Ringe wechselten und der Priester sie segnete. Dann trat sie mit Zamojski in ein reich eingerichtetes Gemach, und nachdem sie auf einem türkischen Divan Platz genommen hatte, sprach sie, den Blick streng und verächtlich auf ihn gerichtet: „Weitere Ansprüche mache ich nicht an Sie, weder an Ihre Person noch an Ihr Vermögen. Sie sind jetzt frei und können thun, was Ihnen beliebt. Ich werde bei meinen Eltern bleiben und Ihnen in keiner Richtung zur Last fallen. Leben Sie wohl."

Zamojski sah sie erstaunt an, verneigte sich stumm und ging. Während seine Eltern, die befreundeten Magnaten und die Jesuiten Himmel und Erde in Bewegung setzten, um vom Papst eine Trennung der Ehe zu er-

langen, blieb Zamojski in Ostrog. Er schämte sich, nach Dresden zurückzukehren, und vermied es sogar, mit den Nachbarn zusammenzutreffen. Einem Einsiedler gleich vergrub er sich mitten in den Wäldern von Ostrog in einem kleinen Jagdschloß unter Büchern und Karten oder streifte allein in der Gegend umher.

So geschah es, daß er einmal seiner Frau begegnete. Er ritt langsam auf der Straße, in Gedanken versunken, und sah sich plötzlich Constanze gegenüber, welche ihr Pferd gleichfalls im Schritt gehen ließ und unerwartet aus dem Dickicht herauskam. Ihre hohe, schlanke Gestalt, in dunklen Sammt und reiches Pelzwerk gekleidet, schaukelte sich anmuthig auf dem Sattel, während ihre schönen Augen ihn überrascht, ja fast fröhlich anschauten. Er grüßte, und sie dankte mit einem freundlichen Nicken. Als sie vorüber war, hielt er sein Pferd an und blickte ihr nach. Ihr blondes Haar leuchtete wie Gold auf dem dunklen Sammt. Zamojski seufzte. „Welche Lächerlichkeit!“ dachte er, „eine schöne junge Frau zu besitzen und wie ein Mönch unter alten Folianten zu leben.“

Nachdem er in den nächsten Tagen vergeblich gehofft und versucht hatte, Constanze wieder zu begegnen, ritt er eines Abends geradezu nach Zablokow, band sein Pferd in der Nähe des kleinen Edelhofes an einen Baum und schlich dann vorsichtig durch den Garten an das Haus heran. Er fand die Fenster mit hölzernen Laden geschlossen, doch ein Lichtschimmer, der aus dem

einen drang, verrieth ihm eine Ritze, an die er ſein Auge legen konnte. Er blickte in ein kleines Gemach, in dem ein türkiſcher Divan ſtand. Bärenfelle waren über denſelben und vor ihm ausgebreitet. Seitwärts befand ſich ein Stickrahmen. Auf einem kleinen Schrank war ein Leuchter mit einer brennenden Kerze. Lange Zeit blieb Alles ſtill, dann trat Conſtanze herein, putzte das Licht mit der Scheere, rückte den Stickrahmen hervor, ſetzte ſich auf den Divan und begann zu arbeiten. Zamojski konnte ſich an der ſtolzen Geſtalt, an dem feingeſchnittenen, friſchen, freundlichen Geſichte und der anmuthig auf und ab ſchwebenden Hand dieſes herrlichen Geſchöpfes, das ihm vor Gott und den Menſchen gehörte und doch ewig ferne ſchien, nicht ſatt ſehen. Und wie klopfte ihm nun gar das Herz, als ſie einmal innehielt, ſich auf den glänzenden Fellen ausſtreckte und zugleich der wunderbarſte Arm aus dem dunklen Aermel der Pelzjacke hervortauchte und der niedlichſte Fuß im türkiſchen Pantoffel unter dem Saum des ſeidenen Kleides ſichtbar wurde.

Er kam nun Abend für Abend und ſtand draußen in Froſt und Schnee, nicht ſelten im Wirbel fallender Flocken oder bei wildem Windesgeheul, belauſchte ſeine Frau am Spinnrocken, vor einem Buche oder während ihre Finger über die Taſten des Spinets glitten, und kehrte dann zufrieden heim. So ging es fort, bis eines Tages ein Schlitten in den Hof fuhr, dem ein hochgewachſener, ſchöner Mann in polniſcher Tracht entſtieg.

An dieſem Abend blieben Spinnrad, Spinet und Stickrahmen verlaſſen. In Zamojskis Bruſt regten ſich Zweifel und Befürchtungen, eine ſonderbare Unruhe trieb ihn ruhelos hin und her, die Folianten im kleinen Jagdſchloß bedeckte der Staub, die Tinte trocknete im Tintenfaß ein, er lebte nur noch im Walde und in Zablokow. Da er hier nur unter dem Schutze der Dunkelheit erſcheinen konnte, ſo hatte er Spione aufgeſtellt, welche ihm über Alles zu berichten hatten, was unter Tags im Edelhofe vorging. Ihre Berichte gaben ſeiner Eiferſucht neue Nahrung. Der Eine meldete, daß es Graf Skarbek ſei, welcher in Zablokow immer häufiger Beſuche mache, der Andere, daß ſich der reiche und ſchöne Magnat um die Gunſt Conſtanzes bewerbe und ſie ſehr freundlich mit ihm ſei, der Dritte, daß Skarbek die Abſicht habe, falls Conſtanzes Ehe gelöſt werde, ihr ſeine Hand zu reichen.

Zamojski war außer ſich; durch gekränkten Stolz und Leidenſchaft blind gemacht, kehrte er eines Tages nach Oſtrog zurück, bewaffnete ſeine Leute und erwartete ſeinen Nebenbuhler Nachts auf der Straße.

Skarbek verließ Zablokow zu Pferde, nur von einem Koſaken begleitet, und fand ſich am Waldrande unerwartet einer feindlichen Schaar gegenüber. Zamojski nannte ihn einen Verräther und Frauenräuber und forderte ihn zum Zweikampfe. Sofort wurden auf beiden Seiten die Säbel gezogen und die Klingen kreuzten ſich beim Sternenlicht und dem Geflimmer des Schnees.

Schon waren Beide leicht verwundet, als Conſtanze, der ein Landmann eilig den Ueberfall gemeldet hatte, mit ihren Dienern herausſprengte und die Kämpfenden trennte. „Was iſt der Anlaß zu dieſem Streite?“ fragte ſie Zamojski.

„Die Werbung Skarbeks um Ihre Hand, Madame,“ erwiderte er.

Conſtanze begann laut zu lachen. „Dann reichen Sie ſich ſofort die Hände,“ rief ſie, „Graf Skarbek wirbt nicht um mich, ſondern um meine Schweſter.“

Die beiden Magnaten umarmten und küßten einander und folgten hierauf Conſtanze nach Zablokow, wo ſie ſelbſt die Wunden der Beiden verband. Dann führte ſie Zamojski in jenes kleine Gemach, in dem er ſie oft belauſcht hatte, und ließ ſich auf dem Divan in den glänzenden Bärenfellen nieder. „Was ſoll ich mit Ihnen beginnen,“ ſagte ſie lächend, „damit Sie mir nicht täglich neue Thorheiten begehen?“

„Mir vergeben,“ antwortete Zamojski und warf ſich zu ihren Füßen nieder.

„Aber Graf, die politiſchen Rückſichten,“ antwortete ſie ſpöttiſch, „das Wohl des Vaterlandes —“

„Ich frage nicht danach,“ rief Zamojski und ſchlang ſeinen Arm um die geliebte, ſchöne Frau.

Drei Tage ſpäter zog Conſtanze Gräfin Zamojski im fürſtlichen Hermelin, auf dunkle Bärenfelle im vergoldeten Schlitten gebettet, bei Glockenklang und Kanonendonner im Triumph im Schloſſe von Oſtrog ein.

Pan Kaniowski.

Wenn in jenen Tagen, wo die ſtolze polniſche Adelsrepublik mit dem Tode zu ringen begann, der Name Pan Kaniowski genannt wurde, ſo übte er in den Landen an der Weichſel und am Dnieſter beiläufig dieſelbe Wirkung, wie jener Albas in den Niederlanden oder Tillys im proteſtantiſchen Deutſchland. Nur daß man dieſe beiden überdies haßte, Pan Kaniowski aber zugleich gefürchtet und geliebt wurde, wie etwa Iwan der Schreckliche und Peter der Große. Die Tyrannen des Oſtens verſtanden es immer, ſich bei der misera plebs populär zu machen.

Eigentlich hieß er Potozki und war Herr auf Kaniow, aber das Volk nannte ihn Pan Kaniowski, und unter dieſem Namen lebt er in der Chronik, in der Legende und im Volkslied fort.

An einem Sonnabend tanzte man im Städtchen Kamienez in der Schänke des Dominik Szalajski, die in dem Eckhaus nahe der Brücke lag. Jüdiſche Muſikanten ſpielten; im langen Kaftan, mit Bart und Löckchen, die

ſchwarzen Sammtmützchen auf dem Kopf, ſpielten ſie den Koſak. Wild und keck klang die Weiſe. Die Geigen jubelten, die Baßgeige brummte fröhlich, nur der Cymbal klagte. Luſt und Schmerz wogten melodiſch vereint auf und nieder. Wehmuth miſchte ſich in die Freude, Trauer in die Trunkenheit. Der ganze Raum war mit Staub wie mit einem dichten Nebel erfüllt, und in dieſem Nebel ſaßen die Alten auf den langen Bänken an der Wand und tranken, und die Jugend tanzte mit rothen Wangen und blitzenden Augen.

Der Wirth Szalajski ſtand auf der Schwelle, ſein graues ſchelmiſches Auge wanderte unaufhörlich zwiſchen Schänkſtube und Flur hin und her, Alles beobachtend und überwachend, während ſeine junge, ſchöne Tochter Zofia Szalajska unermüdlich hin und herflog, mit rauſchenden Röcken und flatternden blonden Zöpfen, jetzt mit dem Kruge herbeieilte, die Gläſer zu füllen, jetzt das Geld in Empfang nahm oder die Kreide ergriff, um dann wieder an der Seite eines ſchmucken Tänzers den lockenden Tönen zu folgen, welche bald Engeln, bald Dämonen gleich zwiſchen Decke und Diele ſchwebten. Es war ein prächtiges Mädchen, man pries im Städtchen ihre Reize und im weiten Land umher und ſang ſogar ein Liedchen ihr zu Ehren, das von Mund zu Munde ging gleich den alten Heldenliedern. Und war ſie nicht etwa auch eine Heldin? Wo war der Mann, der ihren blauen Augen widerſtehen konnte?

Wenn ſie mitten in der Stube ſtand, den einen

Arm in die Hüfte geſtemmt, groß und ſchlank, den ſchönen Kopf mit der kleinen Adlernaſe und dem trotzigen rothen Mund ſtolz erhoben, und die lachenden Augen umherſchweifen ließ, da ſchlug jedes Männerherz höher, und wie ſie ſich zu kleiden wußte! Sie äffte nicht gleich anderen Bürgermädchen die adligen Damen nach, die damals ihr Haar puderten und Reifröcke trugen, ihre Tracht war vielmehr jener der Bäuerinnen aus der Ukraine und der Koſakenmädchen nachgeahmt, nur verfeinert, nur koſtbarer in Stoff und Aufputz. An dieſem Tage trug ſie einen kurzen Rock von bunter Seide, ein hochrothes Sammtmieder und eine ärmelloſe, anſchließende Koſaken-Jacke, aus der das weiße, reichgeſtickte Hemd wie Schnee hervorquoll. Die kleinen Füße ſtaken in Halbſtiefeln von rothem Saffian, an denen die ſilbernen Abſätze bei jedem Schritte luſtig erklangen. Die langen blonden Zöpfe hatte ſie mit rothen Bändern geknüpft, während Korallen und Goldmünzen den weißen Hals ſchmückten und auf die keuſche, leiſe wogende Bruſt herabfielen.

Keiner der jungen Männer, auch der ſchmuckſte und keckſte nicht, wagte es, ſie ſcherzend um den Leib zu nehmen oder ein unpaſſendes Wort an ſie zu richten, denn ſie war ſtolz und beherzt, und wehe Demjenigen, der ihr zu nahe kam.

Die Paare drehten ſich im Tanz, die Burſchen jauchzten, die Juden fidelten wie raſend, als plötzlich Jemand den Kopf zur Thüre hereinſteckte und rief: „Pan

Kaniowski kommt mit seiner Compagnie, sie sind eben zum Thor hereingeritten.“

Nach diesen Worten entstand ein panischer Schrecken. Ein dichter Knäuel drängte durch die Thüre, Andere rissen die Fenster auf und sprangen auf die Straße hinaus, während Einzelne wie erstarrt mitten in der Stube stehen geblieben. Der Jude, welcher die Baßgeige spielte, war über sein massives Instrument gestolpert und lag jetzt mitten in der Gasse und schrie Wehe!

Doch schon waren die Cavaliere, Ulanen und Kosaken Kaniowskis zur Stelle, hieben mit der flachen Klinge auf die Fliehenden los und trieben sie wieder in die Schänke zurück. Jaroslawski, einer der jungen adeligen Offiziere, rief die Musikanten herbei und hieß sie spielen.

„Sind wir denn Türken oder Tataren?“ sprach er ruhig, „fürchtet Euch nicht, Ihr guten Leute, tanzt, wir wollen lustig sein. Wein her, braver Schänkwirth, Wein!“

Die Burschen und Mädchen stellten sich zögernd zum Tanz auf, die Juden stimmten ihre Instrumente, da entstand eine neue Bewegung und ein ängstliches Flüstern ging von Mund zu Mund.

Pan Kaniowski schritt durch die Menge, welche ehrerbietig auswich, und trat in die Schänkstube. Er war nicht eben groß und mehr sehnig und nervig als kräftig, aber die Haltung seines Kopfes, auf dem der

Kalpak ſchief zur Seite ſaß, und der Blick der großen, grauen tiefliegenden Augen aus dem wetterbraunen Geſicht heraus, imponirte weithin. Ihm folgten ſeine Leute, ſie alle reich gekleidet, in farbigen Stiefeln, weiten Beinkleidern und faltigen Kontuſchi von Seide oder Sammet mit Pelz beſetzt, manche die blitzenden Panzer umgeſchnallt, alle den Kalpak oder die Koſakenmütze auf dem Kopfe, die Karabella, den krummen Säbel an der Seite, die mit Silber eingelegten Piſtolen im reich vergoldeten Gürtel, während der Führer dieſer wilden Bande, der Herr von Kaniow, ein ſchlichtes, dunkles Kleid trug.

„Guten Tag," ſprach er, indem er mitten in der Stube ſtehen blieb, die Leute muſterte und den ſchwarzen Schnurrbart ſtrich.

„Wir fallen zu Füßen," erwiderte es im Chor, indeß der Wirth Szalajski dem Wütherich faſt zärtlich den Zipfel ſeines verſchnürten Ueberrocks küßte.

„Nun, wie geht es, Alter?" fragte Kaniowski den Zitternden und klopfte ihn auf die Wange, „wir haben uns lange nicht geſehen, was?"

„Leider! Leider! dem Himmel ſei's geklagt."

„Dafür wollen wir heute guter Dinge ſein," rief Kaniowski und warf dem glücklichen Szalajski eine mit Gold gefüllte Börſe zu. „Wein und vom beſten, hörſt Du, die ganze verehrte Geſellſchaft iſt freundlichſt eingeladen." Er nahm jovial die Mütze ab und verneigte ſich tief vor den Anweſenden.

„Wenn es nur heute kein Unglück giebt," ſprach der Schänkwirth draußen zu ſeinem Kellermeiſter, „er iſt gar zu aufgeräumt, die heilige Maria wolle uns beſchützen."

Pan Kaniowski näherte ſich hierauf den Muſikanten, welche ſich vor ihm niederwarfen, und ſtreute Geld unter ſie.

„Spielt, Ihr Spitzbuben, und ſpielt mit Feuer, ich ſelbſt werde den Tact ſchlagen, nöthigen Falls auf Euerem Katzenbuckel, vorwärts!"

Er gab dem Nächſten einen freundſchaftlichen Fußtritt, ließ ſich an der Wand zwiſchen den beiden Fenſtern auf einer Holzbank nieder und gab den Tact, indem er in die Hände klatſchte und mit dem Fuße leicht aufſtampfte.

Die Juden ſpielten den Koſak, wild und feurig, wie es Pan Kaniowski liebte, und die Paare drehten ſich mit derber Grazie im Kreiſe. Die Leute des Tyrannen zechten draußen im Flur und vor dem Hauſe, doch miſchte ſich auch mancher von den Jüngeren unter die Tanzenden. Die beiden Edelleute Pilatowitſch und Jaroslawski ſchienen ſich produciren zu wollen, denn ſie führten in der Mitte der Stube die unglaublichſten Figuren, Sprünge und Wendungen aus, wie ſie nur die beſten Tänzer beim Koſak zum Beſten geben. Pan Kaniowski ſaß da, nickte mit dem Kopfe und freute ſich dieſer kräftigen, muthigen Jugend, vielleicht dachte er der Zeiten, wo er ſelbſt noch im Lebensfrühling

ſtand, wo ſein ſtarker Arm manches ſchöne Weib umſchlang, wo er noch liebte und geliebt ward.

Da zeigte ſich Zoſia auf der Schwelle, und alle Augen richteten ſich auf ſie. Die beiden Edelleute hielten im Tanzen inne, und der kecke Jaroslawski, der hübſcheſte Junge von Allen, die Kaniowskis Fahne folgten, näherte ſich der ſtolzen Schönen, nahm die Mütze ab, verneigte ſich und ſchlug zugleich die Abſätze zuſammen, daß die Sporen klirrten.

„Darf ich das Fräulein bitten zum Koſak?“ fragte er artig.

Sie nickte ihm freundlich zu und reichte ihm die Hand. Bald ſtanden ſie ſich mitten in der Stube gegenüber und begannen zu tanzen, Jaroslawski die linke Hand an der Mütze, mit der Rechten den Schnurrbart drehend, Zoſia den linken Arm in die Hüfte geſtemmt, ein trotziges Lächeln um die vollen Lippen.

Pan Kaniowski hatte ſofort, als ſie ſich zeigte, den großen kühnen Blick auf ſie gerichtet und wandte ihn nicht mehr von ihr ab. Jede Andere hätte unter dieſem Blick gebebt, Zoſia aber hob nur ſtolz die Oberlippe, ſo daß die kleinen weißen Zähne ſichtbar wurden, und von Zeit zu Zeit heftete ſie die ſchönen blauen Augen furchtlos, faſt herausfordernd auf den böſen Gaſt.

Plötzlich ſtand Pan Kaniowski von ſeinem Sitze auf und näherte ſich langſam Zoſia. Sie hielt im Tanze inne, von ſeinem Blick gebannt, und jetzt ſchlug

ihr das Herz doch ein wenig höher. Er ſprach kein Wort, er lächelte nicht, er ſah ſie immer nur an und legte den Arm um ſie und zog ſie an ſich, um ſie zu küſſen.

Es war ein Scherz, nichts weiter, doch die ſtolze Zofia verſtand keinen Scherz, ſie entwand ſich blitzſchnell den Armen des Magnaten, ſchlug ihn mit der rechten Hand in's Geſicht und entfloh.

Einen Augenblick blieben Alle wie verſteinert ſtehen, das unglückliche Mädchen hatte gewagt, wozu jedem Mann in Polen, dem Kühnſten der Muth gefehlt hätte, ſie hatte ihn geſchlagen, vor deſſen Blick die Republik zitterte, das Schänkmädchen den Pan Kaniowski, den Tyrannen Kleinrußlands. Er war der Erſte, der zu ſich kam.

„Ihr nach," befahl er, „verfolgt ſie, bringt ſie mir zurück!"

Sofort eilten zwei Koſaken mit gezogenen Krummſäbeln dem armen Mädchen nach, ſie ereilten daſſelbe auf der Brücke und brachten es zurück.

„Weißt Du, was Du gethan haſt?" fragte ſie Pan Kaniowski mit ſeiner eiſigen Ruhe.

„Meine Ehre vertheidigt," gab ſie unerſchrocken zur Antwort.

„Du haſt mich, den Herrn von Kaniow geſchlagen, Mädchen."

„Und ich ſchlage Dich wieder, ſobald Du mich küſſen willſt."

„Das wollen wir doch ſehen.“

Wieder ſchlang Pan Kaniowski den Arm um ſie, und zum zweiten Male traf ihn die Hand Zoſias, und da ſeine Leute die Thüre beſetzt hielten, ſprang ſie durch das offene Fenſter hinaus.

„Bleib,“ rief Pan Kaniowski, bis in die Lippen bleich, „wenn Dir Dein Leben lieb.“

Schon hatte er die Piſtole aus dem Gürtel geriſſen, und als ſie der Brücke zulief, ſchoß er dieſelbe auf ſie ab.

Zoſia drehte ſich nach dem Schuß herum, als ob ſie zurückkehren wollte, und ſtürzte dann zur Erde nieder.

Wenige Augenblicke ſpäter brachten ſie die Koſaken mit Blut überſtrömt zurück.

„Lebt ſie?“ fragte Pan Kaniowski.

„Nein, ſie iſt todt.“

Der Wütherich ſtand, die abgefeuerte Piſtole noch immer in der Hand, entſetzt da, kein Laut kam über ſeine Lippen.

„Das hätteſt Du nicht thun ſollen, Herr,“ murmelte Jaroslawski, der bei der Todten kniete. Jetzt ſtürzte der unglückliche Vater herein und warf ſich über die Leiche.

„Da,“ murmelte endlich Pan Kaniowski, „hier iſt Gold, nimm, ſchweige.“

Szalajski richtete ſich ſtolz auf und warf das Gold dem Tyrannen vor die Füße.

„Ich ſchweige nicht, ehe Du mich nicht auch ermordet haſt," rief er, „Fluch über Dich, Du Hundeſohn, die Hölle verſchlinge Dich!"

Pan Kaniowski winkte mit der Hand, als wolle er ſagen: Es iſt genug, reizt mich nicht zu ſehr. Dann befahl er, die Pferde vorzuführen und die Todte auf ſein Schloß zu bringen.

Vergebens ſetzte ſich der alte Vater zur Wehre, Freunde, die es gut mit ihm meinten, brachten ihn fort, und das ſchöne Opfer Kaniowskis wurde auf eine Bahre gelegt, welche vier ſeiner Leute trugen. Langſam ſetzte ſich der traurige Zug in Bewegung, voran die Koſaken, dann die Edelleute mit dem Banner, Pilatowitſch mit einem Kreuz, hinter ihm die Todte und hinter dieſer Pan Kaniowski, von den Ulanen gefolgt.

Als ſie auf dem Schloſſe des Tyrannen anlangten, befahl er, die todte Zofia in der Kirche aufzubahren. Es geſchah, und da lag ſie nun auf erhabenem Katafalk die Hände gefaltet, zwiſchen brennenden Kerzen und Blumen wie eine Fürſtin da.

Niemand durfte bei ihr wachen, Niemand bei ihr beten. Drei Tage und drei Nächte trauerte Pan Kaniowski um die Todte, im härenen Bußgewand mit einem Stricke umgürtet, barfuß und barhaupt lag er vor ihrem Sarge auf den Knieen, ſchlug ſich die Bruſt mit den Fäuſten und betete. Am vierten Tage ließ

der Wütherich ſein Opfer mit unerhörter Pracht beiſetzen, und während alle Glocken geläutet wurden, ſchritt er wie ein von der Kirche Verfluchter, wie ein Pilger oder Bettelmönch hinter dem Sarge her.

Dann, als die Schollen auf den Sarg gefallen waren und er in den Waffenſaal zurückgekehrt war, ſtand er noch lange am Fenſter und blickte der ſcheidenden Sonne nach. Plötzlich fuhr er mit der Hand über die Augen und rief: „Genug!“

Schrill tönte die Glocke, die Diener kamen, der Herr befahl den Kontuſch, den Kalpak, den Säbel, die Flinte, die Pferde. Im Nu war Alles bereit, und Pan Kaniowski zog an der Spitze ſeiner Compagnie zum Thor hinaus und auf der Straße nach Kamienez dahin.

Im Felde trieb ein Hirte ſeine Schafe und ſang ein Lied.

Pan Kaniowski hielt ſein Pferd an. „Was ſingt der Burſche?“ fragte er.

„Ein Lied auf Dich und die ſchöne Zofia,“*) antwortete Jaroslawski.

„Strafgericht des Volkes,“ murmelte Pan Kaniowski, „dir entgeht Keiner, der mit Schuld beladen. Herr, vergieb uns unſere Sünden.“ Er bekreuzigte ſich und ritt weiter. Da nahten zwei mit Leinwand über-

*) Dieſes Volkslied lebt noch heute im Munde des kleinruſſiſchen Volkes.

ſpannte Wagen, von kleinen mageren Pferden gezogen. Pan Kaniowski hieß ſie halten. Es waren Juden, die vom Jahrmarkt heimkehrten und bei dem Anblick des Wütherichs, von Todesangſt erfaßt, jetzt aus den Wagen ſprangen und ſich ihm zu Füßen warfen.

„Gnade! Gnade!“ ſchrieen ſie, „erbarme Dich Deiner Knechte!“

Pan Kaniowski muſterte ſie mit einem böſen Lächeln, dann ſtieg er vom Pferde und verlangte ſeine Flinte. „Vorwärts!“ gebot er den zitternden Juden, „auf die Bäume, Ihr Schurken, und ruft mir Kukuk, wenn Ihr oben ſeid.“

„Herr! verſchone uns, nimm unſer Geld und Gut und laß uns ziehen,“ flehten die Juden.

„Wer will Euer Geld?“ ſchrie der Tyrann, „vorwärts auf die Bäume!“

Die Koſaken trieben die Unglücklichen mit den langen Peitſchen vorwärts. An der Straße ſtanden ein paar Weiden- und Lindenbäume. Die Juden erkletterten dieſelben mühſam, in ihren langen Kaftanen, und als ſie endlich alle oben in den Wipfeln ſaßen, da rief der erſte: Kukuk! Kukuk!

Blitz und Knall, und er ſtürzte todt zur Erde nieder.

Wieder wurde die Flinte geladen.

„Erbarmen, Herr, Erbarmen!“

„Vorwärts! gebot Pan Kaniowski.

Wieder ertönte der ominiöſe Kukuksruf, wieder fiel

ein Schuß, und ein zweites Opfer ſank blutend zu den Füßen des Unmenſchen nieder.

Es war dunkel geworden, langſam zogen die Sterne herauf, aber ſie verbreiteten nur ein zweifelhaftes Licht um Wipfel und Stämme. Trotzdem ſetzte Pan Kaniowski mit wilder Luſt die unerhörte Jagd fort.

Noch lange tönten durch die Nacht Kukuksruf und Schüſſe.*)

*) Ebenſo hiſtoriſch wie der Tod Zoſias.

Der Krieg der zwei Marien.

Am frühen Morgen des fünften December 1771 war die im öſtlichen Galizien gelegene Stadt Sambor in freudiger Bewegung. Die Conföderirten, welche ſeit mehreren Wochen die Umgegend unſicher gemacht hatten, waren mit einem Male verſchwunden und der königliche Oberſt Trentowski erſchien mit einem kleinen Corps und zwei Kanonen vor der Stadt und lagerte in der Nähe derſelben. Der größte aufrichtigſte Jubel herrſchte in dem Kloſter der Carmeliterinnen, das wiederholt von den Conföderirten gebrandſchatzt und mit Plünderung bedroht worden war. Die Aebtiſſin deſſelben, Maria Stanislawa, entſendete ſofort ihren Caſtellan, den wohlgenährten Pan Zajontſchek, in das Lager. Während eine Deputation des Magiſtrats in wohlgeſetzter lateiniſcher Rede den Oberſten einlud, ſeine Soldaten in der Stadt einzuquartieren, bat Zajontſchek denſelben, die Aebtiſſin mit ſeinem Beſuch zu beehren.

Trentowski rückte hierauf mit ſeinem Corps in die

Stadt, ließ ſeine Kanonen auf dem Ring auffahren, an den Thoren und auf den Wällen Wachen und rings um die Stadt die nöthigen Vorpoſten aufſtellen. Während ſeine Offiziere dann die Leute in den Häuſern der Bürger und Juden einquartierten, ritt er ſelbſt in das Kloſter, das, einem Schloſſe gleich, wohlbefeſtigt, auf einer kleinen Anhöhe lag. Die Soldaten der Aebtiſſin empfingen ihn im Thore deſſelben mit kriegeriſchen Ehren, ſie ſelbſt in einem mit ſeltener Pracht und künſtleriſchem Geſchmack eingerichteten kleinen Saale des Kloſters.

Maria Stanislawa war ſo ſehr entzückt über die Ankunft befreundeter Truppen, daß ſie ſich nicht nur von ihrem, mit gelbem Damaſt überzogenen, thronähnlichen Stuhl erhob, um den Oberſt zu begrüßen, ſondern demſelben ſogar einige Schritte entgegenging und ihm die Hand reichte. Trentowski war nicht nur ein guter Soldat, ſondern auch ein feiner Hofmann und, wie es im Geiſte der Zeit lag, ſogar ein Schöngeiſt, aber er war an dieſer Stelle ſo wenig auf eine Erſcheinung, wie die, die lächelnd auf ihn zuſchwebte, gefaßt, daß er für einige Augenblicke alle Haltung verlor und dieſelbe faſt unartig anſtarrte. Die Aebtiſſin war eine junge Dame von nicht mehr als 26 Jahren, mittelgroß, ſchlank gewachſen, aber mit vollen, anmuthigen Körperformen, ihr feines reizendes Geſicht mit den friſchen Wangen und Lippen und den geiſtvollen und lebhaften blauen Augen blickte faſt verführeriſch aus dem Velum hervor, und der lange Talar von

violetter Seide mit blendendem Hermelin gefüttert und ausgeschlagen, den sie über dem weißen Habit trug, verlieh ihr eine sanfte Majestät, welche den Liebreiz der ganzen Erscheinung noch erhöhte.

Geblendet stand Trentowski da und faßte sich erst, als die kleine Elfenbeinhand aus dem weiten, hermelingefütterten Aermel, wie aus duftigem Schnee, hervorkam, ihn zu begrüßen. Er beugte sich über dieselbe und küßte sie zweimal mit galantem Feuer.

„Willkommen, Pulkownik," begann die Aebtissin, ihm einen Sitz neben sich anweisend. „Der Himmel segne Sie, unseren edlen Befreier."

„Mein Verdienst ist gering, hochwürdige Mutter," entgegnete Trentowski. Er mußte unwillkürlich bei dem Titel, den er dem schönen Weibe an seiner Seite gab, lächeln, und die Aebtissin lächelte mit und zeigte ihre prachtvollen Zähne. „In dieser Gegend ist die Conföderation, durch die Nähe der ungarischen Grenze begünstigt, bisher immer besonders stark und im Vortheil gewesen. Wenn es mir trotzdem gelungen ist, verschiedene Banden der Rebellen zu zerstreuen und bis Sambor vorzudringen, so schreibe ich dies vor Allem der Entmuthigung zu, welche in den Reihen der Gegner eingerissen ist, seitdem die Entführung des Königs mißlang und alle Mächte gegen die bisher von mancher Seite unterstützte Conföderation aufgebracht hat."

„Wir haben von diesem schändlichen Anschlag auf unseren geliebten Monarchen vernommen," sprach Maria

Stanislawa, „ſowie auch davon, daß die Kaiſerin die Häupter der Conföderation aus Eperies ausgewieſen hat, aber glauben Sie deshalb nicht, mein Freund, daß damit Alles vorbei iſt, am wenigſten hier, wo dieſes entartete Weib, die Marſchallin von Sambor, an der Spitze eines gut gerüſteten Corps ſteht, das ſie ſeit dem Tode ihres Mannes befehligt.“

„Ich habe von dieſer merkwürdigen Frau gehört.“

„O, es iſt nichts Merkwürdiges an ihr als ihre Frechheit,“ rief Maria Stanislawa, „übrigens iſt es begreiflich, daß ſolche Weiber bei einer Partei, die ſich mit den Türken verbindet, eine Rolle ſpielen.“

„Der König hat dagegen den Fehler begangen, die Ruſſen zu Hilfe zu rufen.“

„Sie haben Recht, Pulkowuik. Wann wird unſer armes Polen zur Ruhe kommen?“

Die Aebtiſſin ſeufzte und blickte zum Himmel empor, wie es ſchien, nur um ihre ſchönen Augen von einer beſonders vortheilhaften Seite zu zeigen.

„Aber ſprechen wir von etwas Angenehmeren. Ich hoffe, Sie verlaſſen uns nicht ſo bald. Es verſteht ſich, daß Sie mein Gaſt ſind. Alles, was das Kloſter bietet, ſteht zu Ihren Dienſten und Sie erlauben auch, daß ich heute Ihre Leute bewirthe?“

Sie gab ihm wieder beide Hände und ſchien es gern zu ſehen, daß er ſie immer wieder küßte, denn es währte geraume Zeit, ehe dieſe ſchönen Hände ſich wieder in das weiche Pelzwerk der Aermel zurückzogen.

„Und nun ſagen Sie mir offen, was Sie zunächſt vorhaben.“

„Ich habe die Abſicht, mich in Sambor feſtzuſetzen —“

„Sehr gut.“

„Und von hier aus das Land zu durchſtreifen und von den Conföderirten zu ſäubern.“

Die Aebtiſſin ſchüttelte den Kopf.

„Wir haben es hier nicht mit kleinen Banden, ſondern mit einer wohlorganiſirten Macht zu thun, lieber Pulkownik. Dennoch denke ich, daß wir mit derſelben fertig werden, ich ſage wir, denn ich ſehe mich ohne Weiteres als Ihre Verbündete an.“

„Ich ſtelle mich mit Begeiſterung unter ihre Befehle,“ rief Trentowski.

„Nun, wir werden ſehen,“ ſprach Maria Stanislawa geſchmeichelt, „ich werde Sie bald auf die Probe ſtellen. Ich habe einen Anſchlag, von dem ich mir viel verſpreche. Verlaſſen Sie ſich ganz auf mich und meine Spione. Die Marſchallin kann keinen Schritt thun, ohne daß ich davon erfahre. Sie ſollen den Ruhm ernten, einen entſcheidenden Sieg davonzutragen und ich —“ ſie lächelte und ſtrich mit der weißen Hand den ſchwellenden Hermelin an ihrem Talar nieder — „ich begnüge mich mit Maria Kaſimira.“

„Wie?“

„So nennt ſich die Marſchallin.“

Maria Stanislava neigte ſich zu Trentowski

hinüber, ſo nahe, daß die feinen Härchen ihres Pelzes ſeine Wangen ſtreiften.

„Verſprechen Sie mir, mein theurer Freund, mir dieſes Weib lebendig zu liefern. Es wird dann meine Sache ſein, ſie angemeſſen zu ſtrafen.“

„Ihr Wunſch iſt mir Befehl.“

Maria Stanislawa entließ den Oberſten mit einer huldvollen Handbewegung, er kniete vor ihr nieder, um ihren Segen zu empfangen, und verließ ſporenklirrend das Gemach. Draußen erwartete ihn ſchon der Caſtellan Pan Zajontſchek und führte ihn, im Auftrage ſeiner Herrin, in den Kloſterkeller, wo ein Tiſch für ihn gedeckt war und auf einen gellenden Pfiff des Caſtellans zwei Diener erſchienen und ein herrliches Mahl aufzutragen begannen. Der Pulkownik und Zajontſchek nahmen Platz und der Letztere entkorkte eigenhändig eine Flaſche Tokayer.

„Ich habe abſichtlich hier für uns decken laſſen,“ begann er behaglich ſchmunzelnd, „weil man da Alles, was das Herz begehrt, in angenehmer Weiſe ſo ganz in der Nähe hat.“

Er ſchänkte ein.

„Sehen Sie, amice, ich fühle mich ſo zu ſagen hier wie im Schooße meiner Familie,“ er wies auf die umherſtehenden Fäſſer, „und noch viel beſſer, denn da iſt eine Schwiegermutter, die nie keift, eine Frau, die uns nie widerſpricht, da ſind liebe Kinder, die uns ſtets nur Freude machen.“

Der Pulkownik erhob ſein Glas.

„Vivat Maria Stanislawa! Eine ſchöne Dame. Wie kommt es, daß ſie den Schleier nahm?“

„Das iſt ſo eine Hiſtorie.“

„Und wie ſoll ich es verſtehen, daß ein ſolcher Engel eines ſo glühenden Haſſes fähig iſt, wie ſie ihn gegen die Marſchallin zu fühlen ſcheint?“

„Auch ſo eine Hiſtorie.“

Das war Alles, was vor der Hand aus dem wohlgenährten Schlachzitz herauszubringen war; erſt nachdem er furchtbar unter den Ragouts, dem Wildpret und dem gebratenen Geflügel gewüthet hatte, der Wein ihm in den Kopf geſtiegen war, ſeine rothe Naſe glühte und der letzte Knopf an ſeinem Kontuſch aufgemacht war, wurde er geſprächig.

„Man hat mir die Marſchallin als eine ſchöne, edle und kluge Frau geſchildert,“ begann jetzt von Neuem Trentowski, „indeß Maria Stanislawa ſie wie eine giftige Schlange verabſcheut. Wie ſoll ich das in Einklang bringen?“

„In Einklang?“ rief Zajontſchek, „wer verlangt denn das?“

„Ich meine nur —“

„Ich habe Ihnen ja ſo die ganze Hiſtorie erzählt,“ ſprach der Caſtellan mit lallender Zunge, „oder habe ich ſie Ihnen noch nicht erzählt, amice?“

„Keineswegs.“

„Stoß an Bruderherz!“ Die Gläſer klirrten. „Ja — alſo — gewiſſermaßen, was haben Sie geſagt?“

„Sie wollten die Geſchichte erzählen.“

„Ich? wirklich?“ ſtaunte Pan Zajontſchek, begann zu lachen und drehte ſeinen Schnurrbart. „Wenn ich mein Wort als Edelmann gegeben habe, muß ich es auch halten. Du zweifelſt doch nicht daran, Bruderherz?“

„Nicht im mindeſten.“

„Alſo die beiden Marien,“ begann der Caſtellan, waren urſprünglich die beſten Freundinnen, wie zwei Täubchen liebten ſie ſich, nämlich unſere Maria Stanislawa und die andere, Sie wiſſen — Maria Kaſimira, meine ich. Nie bemerkte man eine Eiferſucht zwiſchen ihnen. Sie hatten auch keine Urſache dazu. Beide reich, vornehm und beide ſchön, und noch dazu wie von der Natur erſchaffen — nämlich — eine die andere in ein vortheilhaftes Licht zu ſetzen, Maria Stanislawa ſchlank, zart, mit blonden Haaren und blauen Augen, und Maria Kaſimira groß und voll, mit dunklen Flechten — Alles dunkel — da — denk' Dir, Bruderherz — kommt der Marſchall von Sambor, auf einen Ball, ſagt man, erblickt Maria Kaſimira und brennt auch ſchon. Verliebt ſich, daß es nur ſo eine Schande, war und Maria Kaſimira in ihn. Das iſt die Hiſtorie.“

„Aber das kann doch nicht Alles ſein.“

„Was ſoll denn noch folgen?“ rief Zajontſchek erboſt. „Habe ich Ihnen nicht geſagt, Herr Pulkownik, daß auch Maria Stanislawa eine heiße Liebe zu dem

Marſchall faßte, aber das haben Sie ſchon wieder vergeſſen, was? Habe ich Ihnen nicht geſagt, daß ſie dieſe Leidenſchaft im innerſten Herzen verbarg, und daß Alles erſt dann offenbar wurde, als ſie den Schleier genommen hatte? Was ſoll denn da noch etwa folgen? Maria Kaſimira wurde nämlich ſeine Frau und gleich darauf ging Maria Stanislawa in das Kloſter und von dieſer Stunde an haßte ſie die Freundin. Ja, ſie haßt ſie heute noch wie die Sünde, obwohl der Marſchall, es war ein tapferer, ritterlicher Pole, Gott ſei ihm gnädig, bereits ſozuſagen vor zwei Jahren gefallen iſt. Bei Staroſol iſt er gefallen. So ein verdammter Ruſſe hat ihm ſeine Kugel in den Bauch gejagt und die Marſchallin hat damals geſchworen, ſeinen Tod zu rächen, und ſie hat ihren Schwur gehalten. Gnade Gott dem Moskowiter oder dem Königlichen, der in ihre Hände fällt."

„Alſo iſt ſie doch ſo, wie die Aebtiſſin ſie ſchildert," fiel der Oberſt ein.

„Wie ſchildert ſie ſie denn? Bin ſehr neugierig!" rief Pan Zajontſchek, eine neue Flaſche, die neunte entkorkend.

„Als ein entartetes Weib —"

„Bah, das iſt die Marſchallin nicht."

„Was denn?"

„Was denn? ein ſchönes Weib, jung, geſchaffen zur Liebe, aber erfüllt von Haß gegen die Feinde der Republik, der Freiheit, gegen die Mörder ihres Gatten,

dabei muthig, kühn, ja unter Umständen auch grausam, aber das bringt der Krieg mit sich. Indeß zweifelt doch Niemand an ihrem großmüthigen Herzen und ihrer strengen Tugend."

„Und die Marschallin führt also jetzt das Commando hier in der Gegend?"

„So ist es," erwiderte Pan Zajontschek, indem er den Kopf auf die mächtige Brust sinken ließ und einzunicken begann, „nimm Dich in Acht, Bruderherz — sie — sie wird nur so spielen mit Dir — und plötzlich wird sie Dich in ihren Krallen haben — und dann —" Pan Zajontschek begann zu schnarchen. Ein Kanonenschuß weckte ihn und den Obersten, der in Träume versunken da saß.

„Was ist das? Ein Gewitter?" staunte Pan Zajontschek.

„Der Feind ist da," rief Trentowski „ich eile zu sehen was es giebt." Er setzte seine Mütze auf und stieg rasch die Stufen empor, die aus dem Keller in den Hof des Klosters hinaufführten. Sein Pferd stand gesattelt da, er schwang sich auf dasselbe und sprengte zum Thore hinaus. Auf dem Ring sammelten sich eben seine Soldaten. Die Vorposten hatten gemeldet, daß starke feindliche Schaaren sich der Stadt näherten. Auf das war der Alarmschuß abgefeuert worden. Jetzt hörte man vereinzelte Flintenschüsse in der Ferne und immer näher. Die Vorposten der Königlichen zogen sich nach Sambor zurück. Die Thore der Stadt wurden

geſchloſſen, die Wälle beſetzt und die Geſchütze auf denſelben aufgepflanzt.

Trentowski beſtieg jetzt den Thurm der Marienkirche, um zu recognosciren. Von zwei Seiten näherten ſich Staubwolken, einzelne Reiter ſprengten bis an die Thore heran und feuerten ihre Piſtolen ab, ein Trupp mit einer Kanone hielt an dem Rande des nahen Eichenwaldes und jetzt tauchte aus dem Dunkel der hundertjährigen Stämme ein weißes Pferd auf, das auf ſeinem Rücken eine ſchwarzgekleidete Dame trug.

„Das iſt die Marſchallin," ſprach Pan Zajontſchek, der plötzlich vollkommen nüchtern neben dem Oberſten auf dem Thurme ſtand. Auf dem Walle blitzte es, dann rollte es dumpf durch die Luft dahin. Die Kanone der Conföderirten gab Antwort, dann zogen ſich dieſelben wieder in den Wald zurück.

„Was habe ich Ihnen geſagt?" murmelte der Caſtellan, „ſie ſpielt nur ſo mit Ihnen. Danken Sie Gott, daß Sie in Sambor ſind. Wenn die Marſchallin Sie im freien Felde überraſcht hätte, gäbe ich nicht zwei Haſelnüſſe für Ihren Kopf."

* * *

Spät am Abend erſchien Pan Zajontſchek mit einer wichtigen Miene, die ſein feiſtes rothes Geſicht noch komiſcher erſcheinen ließ, bei dem Pulkownik Trentowski und bat ihn, ſo raſch als nur möglich bei der Aebtiſſin zu erſcheinen. Als Trentowski bei der ſchönen mächtigen

Frau eintrat, saß sie behaglich bei dem flammenden Feuer des großen Kamins und wärmte ihre kleinen Füße an demselben.

„Nehmen Sie Platz, lieber Pulkownik," begann Maria Stanislawa, „nahe, recht nahe, ich habe gute Nachrichten für Sie."

Trentowski setzte sich ihr gegenüber und sie neigte, sich auf die Hände stützend, das reizende Gesicht zu ihm. „Ich habe Ihnen von einem Anschlag gesprochen, den ich im Kopfe habe; rascher als ich dachte, ist derselbe geglückt. In meinen Diensten steht ein Jude, Simon genannt, ich bezahle ihn gut und da seine Familie hier in der Stadt, so zu sagen in meiner Gewalt ist, kann ich mich um so mehr auf ihn verlassen. Er hat sich bei den Conföderirten eingeschlichen, schon vor einigen Monaten und spielt im feindlichen Lager mit Glück den Spion. Ich ließ durch ihn wiederholt der Marschallin wichtige Nachrichten zukommen, um sie im entscheidenden Moment um so sicherer verderben zu können. Heute, gleich nach ihrer Ankunft, entsendete ich ihn zur Marschallin und er hat seine Rolle gut genug gespielt. Simon hat ihr gemeldet, daß Sie mit Ihrem kleinen Corps Sambor besetzt haben, um die Conföderirten hierher zu locken, und daß ein größeres Corps heranrücke, um denselben in den Rücken zu fallen und im Vereine mit Ihnen einen entscheidenden Schlag auszuführen."

„Sehr gut ausgedacht, mein schöner General," rief Trentowski. Die Aebtissin gab ihm einen leichten

Schlag auf die Wange. „Sie dürfen ja nicht bemerken, daß ich ſchön bin.“

„Es iſt ſehr ſchwer dies nicht zu bemerken,“ erwiderte der Pulkownik. Maria Stanislawa drohte ihm mit dem Finger. „Bleiben wir bei unſerem Kriegsplan.“

„Ich bin ganz Ohr.“

„In Folge der falſchen Meldung ihres Spions, meines braven Simon,“ fuhr Maria Stanislawa fort, „haben ſich die Conföderirten von Sambor zurückgezogen. Die Marſchallin hat ihre Truppen getheilt.“

„Wie ſtark mag die feindliche Macht hier ſein?“

„Bei 1000 Mann und 3 Kanonen,“ gab die Aebtiſſin zur Antwort. „Die Marſchallin hat die Hälfte hiervon mit 2 Kanonen bei Staroſol dem Corps entgegen geſchickt, deſſen Anrücken von Norden her ſie in Folge der Meldung Simons erwartet. Sie ſelbſt ſteht mit höchſtens 300 Mann und einer Kanone bei Staremiaſto, um uns zu beobachten, während ſie den Reſt zurückgeſchickt hat, um ihr Schloß Bialigrod an der ungariſchen Grenze vor einem Ueberfall zu ſichern.“

„Vortrefflich.“

„Hören Sie nun weiter, mein Freund. Wir bewaffnen die Bürger und beſetzen mit denſelben die Thore und Wälle. Meine Reiter verſtärken Ihr Corps und Sie verlaſſen ſofort Sambor, folgen der Marſchallin und ſuchen ſie, ehe ſie Verſtärkung an ſich ziehen kann, zu überfallen und zu einem Gefecht zu zwingen, das

für unsere Waffen siegreich sein muß, da Sie den Conföderirten fast doppelt überlegen sind."

„Ich staune," rief Trentowski, die Hände der Aebtissin küssend, „schade, daß Sie an der Spitze eines Klosters stehen, hochwürdige Mutter, Sie sollten eine Armee commandiren und Russen und Türken wären bald gezwungen, unser armes Land zu räumen. Ich eile Ihre Befehle zu vollziehen."

„Ich werde Sie begleiten," sprach Maria Stanislawa. Sie klingelte, eine Nonne brachte ihr einen Pelz, in den sie sich hüllte, und einen Schleier, in dem sie ihr schönes, stolzes Haupt barg, so bestieg sie eine Sänfte und ließ sich durch die Straßen der Stadt tragen, um überall, wo es nöthig war, den Anordnungen Trentowskis zu Hilfe zu kommen. In aller Stille wurden die Soldaten an den Thoren und auf den Wällen von den Bürgern abgelöst, zwei alte, der Stadt gehörige Geschütze geladen und aufgepflanzt. Trentowski befahl seinen Leuten, ihre Füße sowie jene der Pferde und die Räder der Kanonen mit Stroh zu umwickeln und nachdem noch vierzig Reiter der Aebtissin, von Pan Zajontschek geführt, zu ihm gestoßen waren, zog er unter dem Schutze der Nacht aus Sambor und rückte auf der Straße gen Staremiasto vor.

Die Absicht der Aebtissin, die Conföderirten bei Nacht und Nebel zu überraschen, wurde vereitelt. Sie hatte nicht mit Elementen, mit Winter und Schnee gerechnet. Die Geschütze blieben von Zeit zu Zeit stecken

und konnten nur mit Mühe vorwärts gebracht werden, die Infanteriſten wateten langſam vorwärts. In der Dunkelheit kamen ganze Abtheilungen von der Straße ab und geriethen in Untiefen, aus welchen ſie ſich erſt wieder herausarbeiten mußten. Ein heftiger Wind trieb den Marſchirenden den Schnee in's Geſicht und zum Ueberfluſſe herrſchte eine grimmige Kälte. Jeder, der zurückblieb oder nur einige Augenblicke raſten wollte, erfror oder fiel den Wölfen zum Opfer, die in großen Rudeln mit leuchtenden Augen und widrigem Geheul die Colonne begleiteten.

Es war Tag geworden, als Trentowski den Thurm von Staremiaſto erblickte, ein kalter, aber ſchöner, heller Wintertag. Die Sonne ſchien kräftig durch den leichten Nebel, der langſam über die Ebene dahinfloß. Jenſeits eines Birkenwäldchens, das von der Straße durchſchnitten wurde, ſah man die erſten Poſten der Conföderirten.

Sofort ſammelte der Pulkownik ſeine Leute und traf raſch alle Anordnungen zum Gefecht. Während Pan Zajontſchek an der Spitze ſeiner Reiter vorausſprengte, um den Feind zu recognosciren, rückte die Infanterie in drei Abtheilungen zu etwa hundert Mann auf der Straße, ſowie rechts und links derſelben vor. Dem Centrum folgten die Geſchütze, dieſen Trentowski ſelbſt mit hundert Reitern, den Reſt ſeiner Cavallerie entſendete er, unter dem Schutze der ſich weit ausdehnenden Fichtenwälder und des Nebels in die rechte Flanke des Feindes, um demſelben den Rückzug nach Süden abzuſchneiden.

Die Vorpoſten der Conföderirten eröffneten ein lebhaftes Feuer auf Zajontſchek und ſeine Schaar, welche ſich ſofort wieder zurückzogen.

Staremiaſto war bereits alarmirt. Man ſah die Conföderirten in kleinen Trupps aus dem Orte hervorkommen und die Gärten vor demſelben beſetzen. Auf einem Hügel ſeitwärts von Staremiaſto ſtand eine Kanone, welche jetzt auf die anrückende Infanterie der Königlichen zu ſpielen begann. Zajontſchek kehrte mit der Meldung zurück, daß der Feind an Zahl ſchwach ſei, aber doch Stand halten zu wollen ſcheine.

Trentowski befahl ihm, mit den Reitern der Aebtiſſin abzuſchwenken und die linke Flanke der Marſchallin anzugreifen.

Daß ſie ſelbſt befehligte, war kein Zweifel. Man ſah eine Amazone auf einem prächtigen Schimmel hin- und hergaloppiren und die Conföderirten haranguiren. Das konnte nur ſie ſein. Ihr Fußvolk hatte ſich in den Gehölzen und Gärten von Staremiaſto, ſowie in den Häuſern des Ortes eingeniſtet und unterhielt von hier aus ein kräftiges Feuer auf die Anrückenden. Trentowskis Geſchütze beſchoſſen Staremiaſto, ſeine Infanterie formirte ſich in Colonnen und ging dann unter lautem Geſchrei zum Sturm vor.

Die Conföderirten hielten tapfer Stand, wurden aber nach und nach aus ihrer Poſition vertrieben und nach Staremiaſto zurückgeworfen; hier ſetzten ſie ſich in den Häuſern neuerdings feſt und unterhielten ein wohl-

genährtes Feuer. Die Hauptstraße bestrich ihr Geschütz, das sie mitten auf dem Markte postirt hatten. Hinter demselben hielt die Marschallin Maria Kasimira hoch zu Roß, in schwarzen Männerstiefeln, einem kurzen Kleide von gleicher Farbe und einem anschließenden dunklen Pelzrock, die viereckige Mütze mit Reiherbusch, das Abzeichen der Conföderirten, auf dem schönen Haupte. Mitten im feindlichen Feuer ertheilte sie kaltblütig ihre Befehle.

Da meldete ein Reiter, daß sich im Rücken feindliche Cavallerie zeige.

Die Marschallin ritt im scharfen Trab bis an den südlichen Ausgang des Ortes, übersah mit einem Blick ihre gefährliche Lage, befahl dem Fußvolk, Staremiasto bis auf das Aeußerste zu vertheidigen, und trat mit ihrer Reiterei und dem Geschütz den Rückzug an.

Gleich hinter dem Ort stieß sie auf die Reiterabtheilung Trentowskis, griff sie ungestüm an, warf sie und gewann die Straße; doch rasch sammelten sich die Königlichen und schon ritt Pan Zajontschek zu ihrer Unterstützung herbei. In diesem entscheidenden Augenblick pflanzte die Marschallin ihr Geschütz auf der Straße auf, ließ es mit gehacktem Blei laden und ihre Reiter vor demselben gegen dem überlegenen Feind Halt machen. Als die königliche Cavallerie tapfer zum Angriff vorging, schwenkten plötzlich die Conföderirten zu beiden Seiten ab. Das Geschütz empfing die Angreifer mit seiner mörderischen Ladung, ein wirrer Knäuel von Pferden und

Menſchen wälzte ſich auf der Erde, ſperrte den Weg und zwang die Feinde, Halt zu machen, während ſie die Marſchallin mit ihren Reitern von beiden Seiten in die Flanken faßte. Ein wüthendes Handgemenge entſpann ſich. Die Königlichen wichen und wurden von den Conföderirten bis in die Straßen von Staremieſto verfolgt, wo dieſelben zugleich mit ihnen eindrangen. Kurz vorher hatte die Infanterie Trentowskis die Hauptſtraße erſtürmt und jetzt ſprengte er ſelbſt mit dem Reſte ſeiner Reiterei um den Ort herum und fiel den Feinden in den Rücken. Beide Parteien waren in Unordnung gerathen. Alles kämpfte in und um Staremiaſto ohne Führung, ohne Zuſammenhang in einem wilden Durcheinander, Niemand wußte, wer im Vortheil war. Hier gewannen die Königlichen an Terrain, dort die Conföderirten und jeder Augenblick veränderte von Neuem die Sachlage.

Trentowski hatte, den Säbel in der Fauſt, die feindliche Kanone genommen, um ſie gleich wieder einem Trupp Conföderirter zu Fuß überlaſſen zu müſſen, der ſich in einem niederen Tannengehölz feſtſetzte und die Reihen ſeiner Reiter durch ein mörderiſches Feuer lichtete.

Die Marſchallin hatte Zajontſchek zu ihrem Gefangenen gemacht im Nu eilte ein königlicher Offizier mit ſeinen Ulanen herbei, befreite ihn und verfolgte die Marſchallin bis in eine Seitenſtraße, wo ihn wieder die

Kugeln der in den Häuſern poſtirten Conföderirten zur Umkehr zwangen.

Endlich ließ Trentowski zum Rückzug blaſen, jedoch nur in der Abſicht, ſeine Leute außerhalb des Ortes zu ſammeln. Die Reiterei folgte dem Signal und war raſch vor dem Eingange von Staremiaſto raillirt.

Die Infanterie, in kleine Trupps aufgelöſt, mit den Feinden vermiſcht, konnte nur theilweiſe Folge leiſten. Nicht fünfzig Mann waren es, die ſich um die Fahne zuſammenfanden und ihre Gewehre auf's Neue luden, aber dieſe kleine, geſchloſſene Truppe genügte, um eine Sturmcolonne zu bilden, und als jetzt neuerdings das Zeichen zum Angriff gegeben wurde, durch die Hauptſtraße von Staremiaſto bis auf den Marktplatz vorzudringen, während Trentowski ſich mit der ganzen Reiterei auf die Rückzugslinie des Feindes warf.

In der Mitte durchbrochen, von allen Seiten umgangen und bedroht begannen die Conföderirten zu weichen. Außerhalb Staremiaſto artete der Rückzug in Flucht aus. Da Trentowski die Straße nach dem Süden, nach Turka genommen hatte, wandten ſich die Fliehenden, von den Siegern verfolgt, nach Norden.

Der Straßenkampf in Staremiaſto war beendet. Es fielen nur noch einzelne Schüſſe. Viele Conföderirte ergaben ſich, die meiſten allerdings mehr oder minder ſchwer verwundet.

„Wo iſt die Marſchallin?“ rief Oberſt Trentowski

dem Pan Zajontſchek zu, der ihm die Meldung brachte, daß Staremiaſto genommen ſei.

„Ich dachte, ſie iſt Ihnen in die Hände gefallen,“ erwiderte Zajontſchek erſtaunt. „Ich ſah ſie zuletzt durch die Straßen von Staremiaſto galoppiren, mit gezücktem Säbel, von wenigen Reitern begleitet, und die Richtung gegen Süden nehmen.“

„Ich habe doch die Straße vor ihr genommen,“ erwiederte der Pulkownik, „ſie kann mir nicht entkommen ſein; das iſt einfach unmöglich.“

„Die Marſchallin iſt durch die Felder fortgeritten,“ meldete einer von den Reitern der Aebtiſſin, der eben aus dem Orte herangeſprengt war. „Sie ſucht offenbar ihr Schloß Warda zu erreichen.“

Trentowski wendete ſein Pferd und folgte ihr, von Zajontſchek und einigen Reitern begleitet. Sie ſpornten ihre Pferde und jagten in einer Wolke von Schnee, welche die Hufe derſelben aufwirbelten, über die Ebene dahin. Es währte nicht lange und ein kleiner Reitertrupp kam in Sicht, der ſich ſeitwärts gewendet hatte, offenbar in der Abſicht, die Straße zu gewinnen.

„Vorwärts!“ ſchrie Trentowski. „Wir müſſen ſie einholen um jeden Preis.“

Sie trieben die Pferde mit Sporen und Peitſche vorwärts. Ein breiter Graben hemmte ihren Lauf. Trentowski überſetzte denſelben, die Ulanen folgten ſeinem Beiſpiel, nur Zajontſcheks Pferd ſtürzte und er ſelbſt rollte in den Schnee. Die Anderen ſprengten weiter,

Trentowski allein weit voraus. Immer näher kamen ſie den Feinden, welche Alles aufboten, um zu entkommen, endlich aber Kehrt machten und mit eingelegten Lanzen ihren Verfolgern entgegenkamen.

Beim erſten Anprall wurden die Conföderirten geworfen, im Pêle-mêle geriethen Trentowski und die Marſchallin einen Augenblick ſo nahe an einander, daß ſie ſich hätten küſſen können. Sie wechſelten einen verwunderten Blick und Beide ſenkten zugleich, wie von einer fremden Macht getrieben, ihre Säbel. Trentowski faßte ſich ſchnell und fiel dem Schimmel Maria Kaſimiras in die Zügel, ſie aber zog nicht minder raſch ihre Piſtole aus dem Halfter und ſchoß ſein Pferd nieder. Der Oberſt ſtürzte mit demſelben. Seine Leute eilten ihm zu Hilfe. Während ſie ihn unter dem todten Thiere hervorzogen, entkam die Marſchallin mit ihren Reitern in den nahen Wald.

Zwei Stunden von Staremiaſto lag ein kleines Dorf, Batſchisko genannt, hier theilte ſich die Straße, der Hauptweg derſelben führte weiter nach Turka, ein Seitenweg nach dem kleinen, der Marſchallin gehörigen feſten Schloß Warda. Bei der Schänke des Dorfes machten die Flüchtlinge Halt. Schon unterwegs hatte ſich ihre Zahl vermehrt und ſtieg durch Jene, die jetzt noch nachkamen, auf 37 Reiter. Das war Alles, was Maria Kaſimira von ihrem kleinen Corps übriggeblieben war. Während ihre Begleiter dem Branntwein des Juden zuſprachen, überlegte ſie. Wenn ſie ſich nach

Turka wandte, konnte sie leicht die ungarische Grenze erreichen, es war dies der sichere Weg. Sie zögerte indeß keinen Augenblick, den gefährlicheren nach Warda zu wählen, nachdem sie sich gesagt hatte, daß es ihr von dort aus eher gelingen werde, ihre Truppen zu sammeln und die erlittene Niederlage zu rächen, während nach Ungarn entfliehen Alles preisgeben hieß.

„Wohin wenden wir uns, gnädige Frau?“ fragte artig Pan Staniosti, ein junger hübscher Schlachzitz aus der Gegend von Tarnow.

„Nach Warda,“ erwiderte die schöne Frau.

„Gott sei gepriesen, daß Sie nicht den Muth verloren haben,“ rief Waschko, ein alter Kosak, „wir werden das Nest schon halten, bis die Anderen uns entsetzen können.“

„Wer war jener Offizier, dem ich das Pferd unter dem Leibe erschoß?“ fragte plötzlich die Marschallin, wie aus einem Traum erwachend.

„Pan Trentowski, der Pulkownik, Niemand Anderer,“ versetzte der alte Kosak, „hab ich doch schon zweimal unter ihm gegen die Ungläubigen gekämpft und fünfmal gegen ihn mit den Conföderirten gefochten.“ Da Niemand mehr eintraf, gab Maria Kasimira das Zeichen zum Aufbruch.

Es war Abend, als sie mit ihrer kleinen Schaar in Warda anlangte. Während sich ihre Leute in Küche und Keller labten, traf sie, kaum vom Pferde gestiegen, noch halb erstarrt von Kälte und todtmüde von dem

Tag, den ſie ganz im Sattel zugebracht, alle Anſtalten, um das Schloß auf das Aeußerſte zu vertheidigen. Das Thor wurde geſchloſſen und verrammelt, nur die durch ein Tannengebüſch verdeckte Ausfallthüre blieb noch frei für den Verkehr. Die wenigen Diener, acht an der Zahl, die ſich in Warda befanden, wurden bewaffnet und den Vertheidigern beigeſellt, die Frauen und Kinder derſelben in einem ſicheren Gewölbe untergebracht. Vier Geſchütze und fünf kleine Kanonen, die man ſonſt nur bei Freudenfeſten gelöſt hatte, wurden auf die Wälle geſtellt. In dem Keller des Thurmes ließ die heroiſche Frau ein großes Pulverfaß aufpflanzen, um ſich nöthigenfalls ſammt ihrem Schloſſe in die Luft zu ſprengen. In derſelben Nacht noch wurde der jüdiſche Pächter der im nahen, der Marſchallin gehörigen Dorfe gelegenen Schänke nach Staroſol geſendet, um die dort poſtirten Streitkräfte herbeizurufen, während ſein jüdiſcher Knecht zu demſelben Zwecke nach Bialigrod ritt. Drei Abtheilungen von je fünf Reitern verließen Warda in verſchiedenen Richtungen, um Lebensmittel aufzutreiben und herbeizuſchaffen, mit denen es am ſchlechteſten beſtellt war.

Der erſte dieſer Trupps kehrte nach wenigen Stunden mit vier reich befrachteten Bauernwagen zurück, der zweite, weniger glücklich, mußte ſich begnügen, ein Fuhrwerk mit Branntwein heimzubringen, der dritte, gegen Norden reitend, fand auf ſeinem Weg keine Ortſchaft und ſich immer weiter wagend, ſtieß er mit König-

lichen Ulanen zuſammen, jagte ſie in die Flucht und kehrte mit einem Gefangenen, aber ohne jeden Proviant, bei Tagesanbruch zurück.

Maria Kaſimira ließ den gefangenen Ulanen vorführen und befragte ihn ſelbſt. Sie ſtand, mit dem Rücken an den großen Ofen gelehnt, in dem mit alten Rüſtungen, türkiſchen Waffen und Gemälden geſchmückten Saal des Schloſſes und der arme Teufel, der bereits den Strick um den Hals fühlte, fiel vor ihr auf die Knie und flehte um Erbarmen.

„Man wird Dir kein Haar krümmen," ſprach die Marſchallin, aber antworte redlich auf meine Fragen."

„Gott ſoll mich verlaſſen, wenn ich es nicht thue."

„Was iſt aus meinen Soldaten bei Staremiaſto geworden?"

„So viel ich ſah und hörte, iſt etwa ein Hundert geblieben oder gefangen worden."

„Wohin haben ſich die Andern gewendet?"

„Gegen Staroſol."

„Wo ſteht jetzt Dein Oberſt?"

„Ein Theil von uns iſt nach Saubor zurück, ein anderer in Staremiaſto geblieben. Der Pulkownik zieht gegen dieſes Schloß."

„Mit welchen Kräften?"

„Mit höchſtens dreihundert Mann und zwei Kanonen."

„Wann kann er hier eintreffen?"

„Heute noch, denke ich."

Die Marſchallin ließ hierauf den Gefangenen einfach laufen. Derſelbe hatte ſo ziemlich die Wahrheit berichtet. Die Conföderirten hatten in dem Treffen von Staremiaſto faſt die Hälfte ihrer Mannſchaft eingebüßt, 62 Todte, 47 Verwundete, 34 Gefangene, 40 Pferde, ein Geſchütz und eine Fahne. Trentowski hatte 46 Todte, 32 Verwundete und 20 Pferde eingebüßt, von den Reitern der Aebtiſſin waren zwei gefallen, neun verwundet. Trentowski hatte durch Pan Zajontſchek und ſeine Leute die Gefangenen und Verwundeten nach Sambor geleiten laſſen, dort ſollten ſie die Wagen mit Proviant laden und wieder zu ihm ſtoßen. Rittmeiſter Bugarski blieb mit 100 Reitern und der eroberten Kanone bei Staremiaſto zurück, während Trentowski ſelbſt mit etwas über 240 Fußſoldaten, 80 Reitern und 2 Geſchützen auf Warda losrückte.

Seine ringsum ſtreifenden Ulanen fingen den Juden auf, den die Marſchallin nach Staroſol entſendet hatte. Die dort ſtehenden Conföderirten blieben alſo auf die ſchlimmen Nachrichten beſchränkt, welche die Flüchtlinge aus dem Treffen von Staremiaſto mitbrachten. Mehr als 130 der Conföderirten retteten ſich dahin und ſchilderten übereinſtimmend den Feind als an Zahl und Geſchützen ſehr überlegen, ſo daß beſchloſſen wurde, einem Gefechte auszuweichen und ſich gegen die ungariſche Grenze zu ziehen.

An demſelben Nachmittage noch erſchienen die

erſten feindlichen Reiter vor Warda. Die Marſchallin erſtieg den Thurm wiederholt, um zu recognosciren und ſah bei Sonnenuntergang das Corps Trentowskis langſam anrücken. Sie ertheilte ſofort die letzten Befehle und Jeder machte ſich zum Kampfe bereit.

Die Feinde begnügten ſich vorläufig, das Schloß von allen Seiten zu umſtellen, ihre Hauptmacht lagerte in dem nahen Dorfe Warda. Hie und da, wenn einer der königlichen Ulanen ſich zu nahe wagte, fiel ein Schuß vom Walle. Mit Anbruch der Dunkelheit meldete ſich ein Parlamentär. Die Marſchallin empfing ihn in ihrem Boudoir, nicht als Rebellin und Amazone, ſondern als die große Dame der Rococozeit.

Sie ſaß mitten in dem niedlichen, angenehm durchwärmten Raum in einem Fauteuil, der mit mattblauem Damaſt überzogen war. Ihre ſchlanke Geſtalt war in eine Polonaiſe aus gelber Seide gehüllt, die mit Streifen von dunklem Zobelpelz reich beſetzt war, die kleinen Füße, von zierlichen Pantoffeln warm gehalten, ruhten auf einem Schemel, der auf einem Bärenfelle ſtand. Die dunklen Augen Maria Kaſimiras gewannen durch das weiß gepuderte Haar noch an Glanz und Leben, während ihre Hand nachläſſig mit einem Elfenbeinfächer ſpielte.

Der feindliche Offizier wurde mit verbundenen Augen eingeführt; als die Binde fiel, blickte er die ſchöne Frau, die ihn mit einer vornehmen Bewegung zum Sitzen

einlud, mit einer faſt kindlichen Verwunderung an und vergaß darüber ſeine Miſſion.

„Was wünſcht Ihr Commandant von mir?“ fragte endlich die Marſchallin, ihm zu Hilfe kommend.

„Er — der Oberſt —“

„Pulkownik Trentowski?“

„Ja, gnädige Frau, derſelbe, der ſo glücklich war, durch einen Piſtolenſchuß von Ihrer Hand ſein Pferd zu verlieren,“ ſprach der Parlamentär. Die Marſchallin mußte wider Willen laut lachen. „Wenn dies ein Glück iſt,“ rief ſie, „werde ich mir alle Mühe geben, ihm alle ſeine Pferde zu erſchießen. Aber was will er von mir?“

„Pan Trentowski bietet Ihnen und Allen, die unter Ihrer Fahne fechten, vollkommene Amneſtie, ſobald Sie die Waffen niederlegen, die feſten Schlöſſer und Geſchütze übergeben und dem König Gehorſam und Treue ſchwören.“

„Ich bedaure, Ihnen keine günſtige Antwort geben zu können,“ erwiderte Maria Kaſimira, „ich bin entſchloſſen das Schloß zu halten, bis Entſatz kommt, und er wird kommen.“

„Sie werden ſich doch nicht den Gefahren und Mühſeligkeiten einer Belagerung ausſetzen, gnädige Frau Marſchallin.“

„O! Die Mühſeligkeiten ſind ganz auf Ihrer Seite,“ gab Maria Kaſimira zur Antwort. „Sie ſehen, wie bequem ich es mir eingerichtet habe, wie wenig ernſt ich ihren Angriff nehme. Mit Lebens-

mitteln ſind wir auch reichlich verſorgt. Wenn ich Ihrem Pulkownik hie und da mit ein paar Flaſchen Wein dienen kann, ſoll es mit Vergnügen geſchehen.“

„Iſt dies Ihr letztes Wort, gnädige Frau?“

Die Marſchallin nickte.

„Pan Trentowski hat mich noch beauftragt, Ihnen zu ſagen, gnädige Frau, daß es ihn aufrichtig ſchmerzen würde, wenn Ihnen ein Unfall zuſtoßen würde.“

Maria Kaſimira erröthete ein wenig, aber als feine Weltdame hinter dem Fächer, ſo daß der Parlamentär es nicht bemerkte. „Auch mir thäte es leid, wenn Ihrem Oberſten ein Unglück widerfahren ſollte.“

Damit war die Unterredung zu Ende.

Trentowskis erſte Frage an den heimkehrenden Parlamentär war nicht etwa: „Ergiebt ſie ſich?“ ſondern: „Iſt ſie nicht die ſchönſte Frau des ganzen Königreiches?“

„Sie iſt es, ohne Zweifel,“ ſprach der Befragte, „und doppelt ſchön, ſo wie ich ſie geſehen habe, nicht als kriegeriſche Amazone, ſondern als anmuthiges, liebenswürdiges Weib.“

Trentowski ließ ſich nun jedes Wort berichten, das Maria Kaſimira geſprochen hatte, jede noch ſo unbedeutende Kleinigkeit, die ſich auf ſie und ihre Erſcheinung bezog, umſtändlich ſchildern. „Eine ſeltene Frau,“ ſagte er endlich mit einem Seufzer, „ich muß Krieg gegen ſie führen, während — während ich ge-

zwungen bin, ſie zu lieben," fügte er in Gedanken hinzu.

Noch in derſelben Nacht erbauten die Königlichen eine Batterie gegenüber dem Hauptthor des Schloſſes und ſtellten in derſelben ihre Geſchütze auf. Mit Tagesanbruch begannen ſie Warda zu beſchießen. Maria Kaſimira erſchien unter ihren Leuten und feuerte ſie an, ſie ſelbſt richtete und brannte das erſte Geſchütz ab und blieb auf dem Walle, während die feindlichen Kugeln bald zu ihren Füßen einſchlugen, bald über ihrem Kopfe wegflogen. Die Belagerten erwiderten das Feuer aus ſämmtlichen Geſchützen ſo kräftig, daß den Königlichen gleich in der erſten Stunde eine Kanone demontirt wurde und ſie bei zwanzig Mann an Todten und Verwundeten verloren. Trentowski überzeugte ſich, daß ihnen die Conföderirten an Artillerie bei Weitem überlegen waren, er ſtellte daher die Beſchießung ein, zog ſeine Kanonen und Leute aus dem Bereich der feindlichen Kugeln zurück und begnügte ſich, das Schloß zu cerniren, bis Mangel an Lebensmitteln die Marſchallin zur Uebergabe zwingen würde.

Einige Tage verſtrichen in gegenſeitiger Unthätigkeit. Dann traf Pan Zajontſchek ein, er verſtärkte Trentowskis Corps durch die Reiter Maria Stanislawas, brachte ihm reiche Zufuhr an Lebensmitteln und zum Ueberfluſſe noch eine Reihe guter Nachrichten.

Der Sieg von Staremiaſto hatte die Aebtiſſin zu den größten Opfern für die gemeinſame Sache begeiſtert,

die auf's Neue ermuthigten Bürger von Sambor hatten ihre Stadt auf das Beste befestigt und in Vertheidigungszustand gesetzt, so daß dieselbe auch ohne Besatzung vor einem Handstreich sicher war. Die Aebtissin rüstete in aller Eile 100 Fußsoldaten aus, die nebst einer Kanone bestimmt waren, das Corps in Staremiasto zu verstärken und auf diese Weise Trentowski im Rücken zu sichern.

Wieder vergingen zwei Tage, dann zeigten sich von Süden her die Conföderirten, welche von Bialigrod aufgebrochen waren, um Warda zu entsetzen. Trentowski zog ihnen mit dem größten Theil seiner Soldaten entgegen. Nach kurzem Gefecht wichen die Conföderirten zurück, da sie sich einer großen Ueberzahl gegenüber sahen. Die Marschallin machte an der Spitze von dreißig Reitern mit bestem Erfolge einen Ausfall, trieb die Posten der Belagerer zurück, nahm ihnen fünf Gefangene ab und brachte ihnen einen Verlust von drei Todten und vier Verwundeten bei, während von ihren Leuten nur zwei verwundet wurden, mußte aber zuletzt auch den Rückzug antreten. Es herrschte hierauf durch fast zwei Wochen vollkommene Waffenruhe. Täglich stieg die Marschallin zu wiederholten Malen auf den Thurm und spähte vergeblich gegen Norden nach dem Entsatz aus Die vorhandenen Lebensmittel waren verzehrt, die Besatzung begann die Pferde zu schlachten. Da klopfte es in einer stillen, mondhellen Nacht kräftig an die Ausfallspforte. Die Wache machte sich schußfertig.

„Um Gotteswillen," ließ ſich eine klägliche Stimme vernehmen. „Ich bin es, Rachel, die Schänkwirthin aus Warda."

Nun wurde mit äußerſter Vorſicht die Pforte geöffnet und die Jüdin eingelaſſen, die mit einem Korbe am Arm geradewegs zur Marſchalin eilte.

„Wie iſt es Dir gelungen, durch die feindlichen Poſten hierher zu kommen?" fragte dieſe zugleich erſtaunt und erfreut.

„Ohne alle Hexerei," erwiderte die Jüdin lächelnd, „hat doch der Herr Pulkownik mich ſelbſt hierher geſandt."

„Zu welchem Zweck?"

„Weil er hat vernommen, daß Sie Mangel leiden, gnädige Frau," fuhr die Jüdin fort, indem ſie ihren Korb auszupacken begann, „und ſo hat der gute Herr mir Alles dies übergeben und mir befohlen, es zu bringen der Frau Marſchallin."

Maria Kaſimira erröthete. Die Jüdin legte geſchäftig eine Gans, zwei Enten, doppelt ſo viel Hühner und ein Fäßchen mit Butter zu den Füßen der ſchönen Frau nieder, die über dieſe Gaben in ihrer Lage nicht weniger entzückt und gerührt war, als unter anderen Verhältniſſen über ein wundervolles Bouquet oder ein begeiſtertes Poem. Maria Kaſimira ließ hierauf zwölf Flaſchen alten koſtbaren Tokayer aus dem Keller heraufholen, packte dieſelben eigenhändig in den Korb und ſprach: „Bringe dieſen Wein dem Pulkownik und ſage ihm, daß ich ihm herzlich danken laſſe."

Jeder Tag ſteigerte die Noth der Belagerten. Noch war der Keller im Stande, ſie für die Mängel der Küche zu entſchädigen, aber endlich waren alle Pferde bis auf zwei geſchlachtet und noch immer keine Ausſicht auf Entſatz. Da erſchien die Aebtiſſin Maria Stanislawa ſelbſt im Lager Trentowskis, um die Belagerer anzufeuern. Als ſie in die Schänke trat, in der der Oberſt mit den Offizieren bei einem Stümpfchen Talglicht Karten ſpielte, und die Kapuze des großen dunklen Pelzes, in den ſie gehüllt war, zurückſchlug und ihr reizendes, friſches Geſicht plötzlich aus demſelben wie aus einem Rembrandt'ſchen Hintergrunde hervorleuchtete, da war es, als ſei ein Engel aus dem Himmel auf die Erde herabgeſtiegen.

„Sie ſind es?“ rief Trentowski indem er ſich freudig überraſcht erhob. Er hätte ſie am liebſten gleich in ſeine Arme geſchloſſen, nicht in einer Aufwallung ſeiner Sinne, ſondern nur von dem Entzücken hingeriſſen, welches eine anmuthige, weibliche Erſcheinung hervorrufen muß, wenn ſie plötzlich an einem Orte und in einer Umgebung auftaucht, wo man eher auf alles Andere gefaßt iſt, als auf ein holdes Frauenantlitz.

„Fürchten Sie mich nicht ein wenig?“ fragte Maria Stanislawa.

„Im Gelegenheitl, ich bin ſo glücklich, ich kann mich kaum faſſen,“ erwiderte Trentowski und küßte ihre Hände.

„O! ich komme, um Sie auszuſchelten, verſetzte ſie mit einem reizenden Lächeln.

„Weil ich Warda noch nicht genommen habe?“

„So iſt es.“

„Wozu unſere Leute unnütz opfern?“ entgegnete der Oberſt. „Die Beſatzung muß ſich in wenigen Tagen ergeben, weil ſie nichts mehr zu eſſen hat.“

„Sie kennen Maria Kaſimira nicht, ſie wird ſich eher ſammt dem Schloß in die Luft ſprengen.“

„Das verhüte Gott!“ rief Trentowski erbleichend.

„Sie haben Recht,“ erwiderte Maria Stanislawa, die ſeine Aufwallung mißverſtand, „denn Sie wiſſen ja, daß ich die Marſchallin in meine Hände bekommen muß“.

„Ich weiß es.“ ſprach Trentowski, der ſeine Faſſung wiedergewonnen hatte.

„Und ſo habe ich denn eine Liſt erſonnen,“ fuhr Maria Stanislawa fort, „die uns mit geringen Opfern, vielleicht ſogar ohne Blutvergießen, das Schloß und die Marſchallin in die Hände liefert.“

„Ich bin neugierig, aber nehmen Sie doch Platz, ehrwürdige Mutter.“

Die Aebtiſſin ließ ſich mitten unter den Offizieren auf einen halbzerbrochenen Holzſtuhl nieder. „Ich habe nicht ganz ohne Nutzen meinen Virgil geleſen,“ begann ſie. „Die Geſchichte vom trojaniſchen Pferde iſt es, die ich hier anwenden möchte.“

„Bedenken Sie nur, daß wir es nicht mit Männern zu thun haben, ſondern mit einer Frau,“ erwiderte Trentowski, „die fähig iſt, jede Liſt zu durchſchauen.“

„Ohne zu wagen, kann man nichts erringen,“ gab

Maria Stanislawa kühn zur Antwort. Sie neigte ſich zum Pulkownik und begann ihren Plan auseinanderzuſetzen, während er verlegen an ſeinem Schnurrbart kaute.

Es war Nacht geworden, als der Jude Simon bei der Ausfallpforte erſchien und heftig Einlaß begehrte. Man führte ihn zur Marſchallin. „Ich bin gekommen, mir zu verdienen ein gutes Stück Geld," rief er erregt. „Was für Botſchaft! Es kommt Entſatz, die Königlichen ziehen ab."

„Iſt dies gewiß?"

„Sie ſind ſchon auf dem Marſch," ſchwor Simon. „Die Erde ſoll mich verſchlingen, wenn es nicht wahr iſt. Nur Einige ſind noch im Dorf mit den Wagen, worauf iſt geladen der Proviant, weil ſie ſchwer fortbringen die Wagen in dem tiefen Schnee."

„Wie viele ſind es?" fragte Maria Kaſimira, die aufgeregt auf und ab ging.

„Wenn es zehn ſind, können Sie mich auf der Stelle hängen laſſen, Frau Marſchallin."

„Ich laſſe Dich auch hängen, wenn Du lügſt," ſprach Maria Kaſimira.

„Senden Sie fünfzehn Leute in das Dorf," fuhr der Jude fort, „und wenn Sie nicht bringen die Wagen, will ich hängen."

Die Marſchallin ſendete Staniosli und den alten Koſaken mit zehn Mann in das Dorf. Sie ſelbſt bewachte mit den Uebrigen die Thore und den Wall. Es währte nicht lange, ſo fielen raſch hintereinander

fünf Schüſſe; dann wurde es ſtille und bald ſah man Stanioski und ſeine Leute, von denen einige brennende Kienfackeln in den Händen hielten, die Wagen herbei führen. Die halbverhungerten Conföderirten auf dem Walle jubelten laut, die von unten Kommenden erwiderten mit gleich freudigem Zuruf. Das Thor wurde geöffnet, die Wagen fuhren in den Hof.

Stanioski berichtete ſtolz, wie er die Königlichen im Dorf überraſcht hatte. Zwei derſelben waren gefallen, einige entflohen, ſieben brachte er als Gefangene mit. Simon rollte raſch ein Faß mit Branntwein von dem einen Wagen herab und öffnete einen Sack, aus dem er Brot und Würſte zog. Alle aßen und tranken, nur Maria Kaſimira nicht.

Um Mitternacht ſchliefen die Belagerten, ein Jeder, wo ihn der kräftige Branntwein niedergeſtreckt hatte, einen tiefen, lethargiſchen Schlaf. Nicht einmal die Wachen auf dem Walle konnten ſich auf den Füßen halten. Da ſchlich der Jude Simon leiſe durch den Hof zu den Wagen und öffnete Fäſſer und Säcke und jedem derſelben entſtiegen Soldaten Trentowskis. Sie ſtießen die Wache bei der Ausfallpforte nieder und öffneten die letztere. Trentowski drang an der Spitze ſeiner Leute ein. Der Feind war bereits im Beſitz des Thores, als einzelne Conföderirte, durch den Waffenlärm aufgeſtört, ſich aufrafften und auf die Königlichen zu feuern begannen. Es folgte ein kurzes Handgemenge und Trentowski war Herr des Schloſſes. Unter den

Gefangenen befand ſich auch Staniosli. Maria Stanislawa erſchien in einer Sänfte, die einige ihrer Soldaten trugen, während andere ſie mit Fackeln begleiteten, ihr ſchönes Geſicht glühte vor Stolz und Freude.

„Wo iſt Maria Kaſimira?“ rief ſie.

„Ich habe ſie ſelbſt im ganzen Schloſſe geſucht,“ ſprach Trentowski, der ihr mit gezogenem Säbel entgegenkam. „Es ſcheint, dieſes Weib iſt mit dem Teufel im Bunde.“

Die Marſchallin war mit dem alten Koſaken glücklich entkommen.

* * *

Nach dem Fall von Warda hielten die Königlichen Kriegsrath. Die Aebtiſſin ſtimmte dafür, ſofort gegen Bialigrod zu ziehen, wohin die Marſchallin ſich muthmaßlich geflüchtet habe, die Offiziere theilten ihre Anſicht, nur Trentowski erklärte ſich entſchieden dagegen. So lange die Conföderirten in ſtarker Zahl bei Staroſol, ſowohl Sambor als ſein Corps im Rücken bedrohten, ſei an ein weiteres Vorgehen nicht zu denken. Man kam zu keinem Entſchluſſe und blieb einen Tag in Warda ſtehen. Am zweiten Tage erſchien ein Parlamantär der Marſchallin aus Bialigrod und begehrte Waffenſtillſtand. Sie hatte denſelben nur in Abſicht geſendet, um ihre Gegner glauben zu machen, daß ſie in Bialigrod ſei, und ſie erreichte in der That ihre Abſicht vollſtändig. Der Waffenſtillſtand wurde verweigert und nach langer Debatte in einem neuen

Kriegsrath beſchloſſen, daß Maria Stanislawa ſofort nach Sambor eilen ſollte, um daſſelbe vor den Conföderirten zu ſichern, während ſich Pan Zajontſchek mit ſeinen Reitern nach Staremiaſto begeben ſollte, um den dortigen Poſten zu verſtärken und dem Rittmeiſter Bogarski den Befehl zu überbringen, ſich, im Falle der Feind in großer Zahl anrücke, zurückzuziehen, das Fußvolk nach Sambor zu ſenden und mit den Reitern zu Trentowski zu ſtoßen. Der Pulkownik ſelbſt brach mit ſeinen Corps zur Belagerung von Bialigrod auf.

Indeß hatte die Marſchallin in dieſem Schloſſe nur die Geſchütze und wenige erprobte Leute zurückgelaſſen und war mit den Uebrigen nach Boryna an die ungariſche Grenze gezogen. Von hier aus entſandte ſie ihre Boten nach allen Richtungen und es gelang ihr, in wenigen Tagen mehrere Banden der Conföderirten, die ſich vereinzelt nicht behaupten konnten und deshalb an die Grenze Ungarns zurückgezogen hatten, mit ihrem Corps zu vereinigen, das jetzt über 200 Mann zu Fuß und 300 Reiter mit zwei Geſchützen zählte. Während Trentowski vor Bialigrod erſchien und, nachdem er das Schloß vergeblich zur Uebergabe aufgefordert hatte, daſſelbe zu belagern begann, eilte Maria Kaſimira von Boryna nach Turka und von hier nach Staremiaſto. Zu gleicher Zeit rückten auch die Conföderirten von Staroſol auf ihren Befehl gegen Staremiaſto an.

Rittmeiſter Bogarski, von den Letzteren mit Un-

geſtüm angegriffen, ſuchte dennoch dem empfangenen Befehl nachzukommen und ließ Zajontſchek den Rückzug auf Sambor antreten, während er denſelben deckte und ſich dann nach Süden wenden wollte. Da fiel ihm aber die Marſchallin in die Flanke und zwang ihn, nach kurzem Gefecht gleichfalls die Straße nach Sambor einzuſchlagen.

Die Bewohner von Sambor ſahen bereits den Feind vor den Thoren; um ſie zu ermuthigen, ſendete die Aebtiſſin ſofort den Juden Simon an Trentowski ab, mit der Bitte, die faſt einem Befehl gleich ſah, die Belagerung von Bialigrod aufzuheben und der bedrängten Stadt zu Hilfe zu eilen.

Die Marſchallin dachte indeß nicht einmal daran, Bogarskis geſchlagene Truppen zu verfolgen, um ſo weniger an einen Handſtreich auf Sambor, ſie war nur mit Trentowski beſchäftigt. Durch die Vereinigung aller ihrer Truppen zählte ſie jetzt wieder über 500 Fußſoldaten, 600 Reiter und vier Geſchütze unter ihrer Fahne. Mit dieſer Uebermacht konnte ſie, wenn ſie geſchickt operirte, das Corps des Pulkownik nicht nur ſchlagen, ſondern vollſtändig vernichten.

Ein Edelmann aus der Gegend von Bialigrod kam in ihr Lager, mit der Meldung, daß der Jude Simon dem Pulkownik eine Nachricht überbracht habe, auf die hin er ſich anſchickte den Rückzug nach Sambor anzutreten. Die Marſchallin ſagte ſich, daß er ſeinen Weg nur in gerader Richtung über Warda nehmen

könne. Sie warf hierauf ihr ganzes Fußvolk mit ſämmtlichen Geſchützen nach Minowize, auf dem halben Wege zwiſchen Sambor und Warda, wo daſſelbe auf einer Reihe von Hügeln eine ziemlich feſte Stellung einnahm, und eilte über Batſchisko nach Warda.

Als ſie ſich dem Schloſſe näherte, hatte Trentowski die Gegend bereits verlaſſen und war auf dem Marſche nach Minowize. Sie überfiel Warda bei Nacht, nahm es mit Sturm und ließ die Beſatzung über die Klinge ſpringen.

Vor Minowize mit Schüſſen empfangen, ließ ſich Trentowski in kein ernſtes Gefecht ein, ſondern beſchloß den Anbruch des Tages abzuwarten. Inmitten einer, im Viereck aufgeſtellten Wagenburg ſchlug er ſein Lager auf. Ringsum ſtanden ſeine Poſten. Gegen Minowize war eine ſtarke Reiterabtheilung vorgeſchoben und zugleich der Jude Simon entſendet worden, um die Stärke und Stellung des Feindes auszuſpioniren.

Die Nacht war hell durch den Schnee und das Licht der Sterne, mit denen der winterliche Himmel beſäet war.

Etwa eine Stunde nach Mitternacht ertönten plötzlich von allen Seiten zugleich Schüſſe. Trentowski, der beim Wachtfeuer auf ſeinem Mantel ſchlief, ſprang auf und ſchwang ſich in den Sattel. Seine Leute folgten ſeinem Beiſpiel. Während ſie ſich formirten, kamen ſchon die gegen Minowize aufgeſtellten Reiter in wilder Flucht, mit blutigen Köpfen herbei und durchbrachen

die Wagenburg. Mit ihnen zugleich drangen die Conföderirten in dieſelbe ein. Wohin Trentowski auch blickte, überall ſah er ſeine Schaar von einem übermächtigen Feind umzingelt.

„Jetzt gilt es zu beweiſen, daß wir brave Soldaten ſind,“ rief er ſeinen Reitern zu, „die Fahnen in die Mitte und ſo Gott mit uns iſt, hauen wir uns durch.“

„Vorwärts!“ ertönte es aus einem halben Hundert Kehlen. Trentowski ſprengte mit gezücktem Pallaſch voraus, mitten in den Feind, ſeine Ulanen folgten mit eingelegten Lanzen. Beim erſten Angriff wichen die Conföderirten, Trentowski kam glücklich aus der Wagenburg und brach ſich immer weiter Bahn. Da kam ein neuer Schwarm zu Pferde heran, an der Spitze deſſelben ein ſchönes Weib, in rothen zobelbeſetzten Sammet gekleidet, den blitzenden Reiher auf der viereckigen Mütze. Trentowski erkannte Maria Kaſimira und ihr Auge entdeckte jetzt auch ihn.

Mitten im wüthenden Handgemenge, in das Aneinanderklirren der Säbel, Lanzen, das Schnauben und den dröhnenden Hufſchlag der Pferde hinein, rief ſie ihm zu, ſich zu ergeben.

„Ich ſuche den Tod,“ erwiderte Trentowski, „geben Sie mir ihn, ich werde Ihnen dankbar ſein.“

Schon riß ſie der auf- und abwogende Strom der Fechtenden wieder auseinander.

Noch einmal kam die Marſchallin in ſeine Nähe, nicht um ihn zu tödten, ſondern in der Abſicht, ihn zu

retten. Da ſie wußte, daß er ſich nicht gutwillig ergeben werde, löſte ſie raſch das Seil von ihrem Sattelknopf und warf ihm die Schlinge um den Hals. Schon war ſie im Begriffe, dieſelbe zuzuziehen, ihn zu ihrem Gefangenen zu machen, da hieb einer der königlichen Reiter das Seil durch und befreite ſeinen Oberſten, während dieſer zugleich von einem Koſaken der Marſchallin einen Säbelhieb über den Kopf bekam.

Trentowski wankte im Sattel, Maria Kaſimira ſtieß einen Schrei aus und warf ſich zwiſchen ihn und ihre Leute, ihn mit ihrem eigenen Leib bedeckend. Im nächſten Augenblick war er im Gedränge der Pferde und Menſchen verſchwunden.

Die Königlichen, von allen Seiten zuſammengedrängt, wehrten ſich verzweifelt. Endlich gebot Maria Kaſimira dem Gemetzel Einhalt. Was vom Corps Trentowski nicht nach allen Richtungen der Windroſe auseinandergeſprengt oder gefallen war, ergab ſich der ſtolzen Siegerin.

Die Königlichen hatten in dieſem Nachtgefecht über hundert Todte und Verwundete und 132 Gefangene ſowie ihr Geſchütz und ihre Fahnen verloren. Trentowski befand ſich nicht unter den Gefallenen, das tröſtete Maria Kaſimira dafür, daß es ihr nicht gelungen war, ihn zu ihrem Gefangenen zu machen.

Während ein Theil der Reiterei die Fliehenden verfolgte, lagerte das kleine Heer der Conföderirten auf dem Schlachtfelde zwiſchen Leichen und Trümmern. Die

wenigen Verwundeten wurden von den Bauern auf Wagen geladen und nach Minowize geführt, wo man sie in den Häusern unterbrachte und die Aerzte sie verbanden. Ringsum auf dem weiten Felde waren riesige Feuer angezündet, an denen die vom Marsch und Kampf Ermüdeten auf ihren Mänteln schliefen. Nur in der Nähe der Marschallin herrschte noch reges Leben. Ihre Offiziere lagen um sie auf der Erde ausgestreckt, indeß sie selbst sich auf einem aus zwei Trommeln und einem Sattel gebildeten Sitze niedergelassen und auf einem kleinen Faß ihre Karte vor sich ausgebreitet hatte, in der sie sich beim rothen Licht des Wachtfeuers zurecht zu finden suchte. Plötzlich ertönten Hufschläge und Flüche und dazwischen ließ sich die jämmerliche Stimme eines Mannes vernehmen, der jetzt in zerrissenen Kleidern und mit verwirrtem Haar und Bart von zwei Reitern, die ihn in die Mitte genommen hatten und mit Lanzenstichen tractirten, mehr todt als lebendig vor die Marschallin geführt wurde.

„Wer ist der Mensch? fragte Maria Kasimira, die großen schönen Augen streng auf ihn geheftet.

„Ein Spion," gab der eine Reiter zur Antwort, „den wir in einem Gebüsch verborgen fanden."

„Ich bin kein Verräther, ich bin ein treuer Diener der gnädigen Frau Marschallin," klagte eine bekannte Stimme.

„Du bist es, Simon?"

„Ich bin es, Ihr treuer Simon."

„Jude, Du lügſt," fuhr ihn Maria Kaſimira an und als ſie ſich jetzt mit einer marmornen Ruhe in dem ſchönen Geſicht, die Brauen finſter zuſammengezogen, erhob und in dem ihre hohe ſchlanke Geſtalt weich umſchmiegenden rothſammtnen Zobelpelz majeſtätiſch vor dem Elenden ſtand, war ſie nicht mehr das reizende anmuthige Weib, ſondern ganz nur die unerbittliche Richterin. Der Jude erſchrak vor ihrem Blick und dem Ton ihre Stimme und warf ſich, am ganzen Leibe bebend, vor ihr auf die Knie nieder.

„Ich bin unſchuldig," betheuerte er, „wie ſoll ich ein Spion ſein, ich bin es nicht."

„Ein Verräther biſt Du," fiel ihm Maria Kaſimira in das Wort, „der ſich von der Aebtiſſin ſeine Seele eben ſo theuer abkaufen ließ, wie von mir. Du haſt uns das erſte Mal bei Staremiaſto verrathen, ein zweites Mal in Warda und warſt jetzt ohne Zweifel im Begriffe, uns zum dritten Male zu verrathen. Hängt dieſen Schuft an den nächſten Baum."

„Gnade, Herrin, Gnade," flehte Simon, wie ein Hund winſelnd, indem er Maria Kaſimira nachrutſchte und ihre Knie umfaßte.

„Bete!" rief ſie und ſtieß ihn mit dem Fuße von ſich, „bei Gott iſt Gnade, nicht bei mir."

„Ich bin unſchuldig," ſchrie der Jude, während ihn die Soldaten ergriffen, „mein Blut kommt über Euch."

„Bindet ihn," befahl die Marſchallin.

Simon wehrte ſich wie ein Verzweifelter, aber ſie

warfen ihn bald nieder und banden ihm die Hände auf den Rücken.

„Ich will nicht ſterben," rief er, „ich will nicht."

„Dort an den Baum mit ihm," befahl Maria Kaſimira.

„Erbarmen, Erbarmen!"

Die Soldaten ſchleppten ihn zu dem Baum hin, der Eine hob ihn auf ſein Pferd, ein Anderer ſtieg auf den Aſt und befeſtigte den Strick.

„So erſchießt mich wenigſtens," flehte der Jude, „oder ſtecht mich todt, — ich will nicht den Strick um den Hals haben."

„Schnell," rief Maria Kaſimira, „ich will ihn hängen ſehen."

Schon hatte er den Strick um den Hals.

„Gnade, ich werde Alles bekennen, ich werde Sie nach Sambor führen," rief der Jude, von Todesangſt geſchüttelt, „nur ſchenken Sie mir das Leben, gnädige Frau, Erbarmen!"

Die Soldaten blickten auf die Marſchallin, dieſe, welche die Hände in den Aermeln ihres Pelzes verborgen hatte, nahm ſich nicht einmal die Mühe, ihnen zu winken. Sie begnügte ſich, ein Zeichen mit dem Kopfe zu geben, und in nächſten Augenblick baumelte der Verräther in der Luft.

* * *

Fünf Reiter von den Conföderirten, welche, in der Umgegend fouragirend, am nächſten Tage nach Stoka, einem ſeitwärts der Straße gelegenen und zwei Stunden von Minowize entfernten Dorfe, kamen, wurden aus dem Edelhofe mit Schüſſen empfangen. Sie kehrten um und meldeten den Vorfall in ihrem Lager. Sofort ließ die Marſchallin fünfzig Reiter aufſitzen und ſprengte mit denſelben ſelbſt nach Stoka. Ihr finſteres Geſicht und ihre vor Zorn glühenden Augen verriethen nichts Gutes.

Der Beſitzer von Stoka lebte am Hofe zu Warſchau. Er war einer der eifrigſten Parteigänger Rußlands. Sein Gutsverwalter Mandezki unterſtützte in ſeinem Auftrage die königlichen Truppen mit Allem was ſie nöthig hatten, galt als wüthender Feind der Conföderirten und war zugleich einer der grauſamſten Dorftyrannen und Bauernſchinder.

Als die Marſchallin mit ihren Leuten, durch einen dichten Nebel begünſtigt, unerwartet vor dem Edelhofe in Stoka erſchien, fielen keine Schüſſe, ſondern trat, zu allgemeiner Ueberraſchung, Pan Mandezki barhaupt den Familienpokal in der Hand, aus der Thüre, um ſie willkommen zu heißen.

Die Marſchallin ſtieß unwillig den Becher von ſich, daß der rothe Wein wie Blut über den Schnee ſpritzte. „Wer hat hier auf meine Leute gefeuert?“ fragte ſie ſtreng. Der unglückliche Mandezki ſenkte vor ihrem ſtrafenden Blick die Augen verwirrt zu Boden.

„Versprengte Soldaten des Königs waren es," erwiderte er furchtsam.

„Mensch, Du lügst," fiel ihm Maria Kasimira in das Wort, „man kennt die Gesinnungen Deines Herrn und die Deinen.

„Er selbst hat geschossen," rief jetzt eine Stimme aus der Mitte der Bauern, welche neugierig die Conföderirten umstanden."

„Gestehe," herrschte die Marschallin Mandezki an, „nur so kannst Du Dein Leben retten."

„Vergeben Sie, gnädige Frau," flehte der Verwalter, indem er sich vor Maria Kasimira auf das Antlitz niederwarf, „ich war verblendet, ein Wahnsinniger —"

„Ich schenke Dir das Leben," entgegnete die Marschallin mit einem bösen Lächeln, „aber Du sollst zum Beispiel für Andere exemplarisch bestraft werden."

„Gnade, Herrin, Gnade."

Die Marschallin wendete sich verächtlich von dem Elenden ab. Ihre Leute ergriffen ihn und vollzogen in wenigen Minuten die Befehle ihrer Führerin. Mandezki wurde in ein Bärenfell, das man aus dem Edelhof holte, eingenäht und dann in dieser lächerlichen Maske der Rache seiner Bauern preisgegeben. Männer, Frauen und Kinder ergriffen Steine, ballten Schnee zusammen, rissen Stöcke aus den Zäunen und trieben ihren ehemaligen Tyrannen jauchzend durch das Dorf und wieder zu dem Edelhofe zurück. Diesen hatten die

Conföderirten indeß geplündert und angezündet. Die rothen Flammen ſchlugen aller Orten aus Fenſtern, Dächern und Thüren und beleuchteten Maria Kaſimira, die zu Pferde vor dem Thore hielt, grell und unheimlich. Als Mandezki, von Steinwürfen verfolgt, athemlos zu ihren Füßen niederſtürzte und nochmals um Gnade bat, befahl die Marſchallin, Einhalt zu thun. Mandezki wurde hierauf auf ihr Geheiß von dem Bärenfell befreit. Sie ließ ihm aber den Kopf ſcheeren und ihn als gemeinen Soldaten in ihr Corps einreihen. Schon wollte die kühne Frau Stoka verlaſſen, als ein Bauernmädchen ſich ihr näherte und ihr leiſe mittheilte, daß in einer Hütte des Dorfes ein verwundeter königlicher Offizier verborgen ſei.

„Sage es Niemandem von meinen Leuten," ſprach Maria Kaſimira zu ihr, „und jetzt komm' und zeige mir den Weg."

Das Mädchen lief barfuß im Schnee voraus, die Marſchallin folgte im Schritt mit ihren Reitern. Am Ausgang des Dorfes blieb die Verrätherin vor einer verfallenen, mit Stroh gedeckten Bauernhütte ſtehen, legte den Finger auf den Mund und deutete mit den Augen auf die Thüre. Maria Kaſimira ſtieg vom Pferde und gab dem Mädchen ein Goldſtück. Dieſes warf ſich vor ihr nieder, küßte ihr die Füße, ſprang dann über den nächſten Zaun und verſchwand.

„Ich will hier ein wenig ruhen und mich wärmen," ſagte Maria Kaſimira zu ihren Leuten. Sie öffnete

die Thür und erblickte Trentowski, der mit verbundenem Kopfe auf Stroh, das auf dem Boden aufgeschüttet war, gebettet dalag. Er erschrak, als er seine schöne Feindin auf der Schwelle erscheinen sah, und hinter ihr die Conföderirten, die zum Theil abgesessen waren, und richtete sich auf, in der Absicht, seinen Säbel zu ergreifen, der neben ihm lag. Ein altes Weib, das beim Ofen auf einer Bank saß und spann, stieß einen Schrei aus. Zwei Kinder flüchteten sich über eine Leiter auf den Dachboden hinauf.

„Hier ist ein Schwerkranker," sprach Maria Kasimira, zu ihren Leuten gewendet. „Es ist besser, wenn Ihr draußen bleibt und ihn nicht erschreckt."

Auf einen Wink von ihr zogen sich Alle zurück, während sie eintrat und die Thüre hinter sich schloß.

„Gnädige Herrin!" rief die Alte, vor Angst am ganzen Leibe zitternd, und warf sich vor der Marschallin auf die Knie. „Verschone uns; aus reiner christlicher Barmherzigkeit und Menschenliebe haben wir Armen ihn aufgenommen, in keiner anderen Absicht."

„Ihr habt recht gethan," schnitt ihr Maria Kasimira das Wort ab, „fürchte Dich nicht, Alte, steh' auf. Weder ihm, noch Euch wird ein Haar gekrümmt. Ich achte das Unglück und nicht minder das Mitleid."

„Der Himmel segne Dich, Herrin!" rief die Alte und küßte den Saum ihres Gewandes. „Du bist ein Engel in Menschengestalt. Hab' ich es doch gleich ge-

dacht, als Du ſo ſchön hereintrateſt: von dieſer Dame haben wir nichts zu fürchten.“

„Steh auf.“

Die Alte gehorchte.

„Iſt kein Mann im Hauſe?“

„Gleich wird mein Sohn hier ſein.“

„Wo iſt in der Nähe ein Arzt?“ fuhr Maria Kaſimira fort.

„Für wen willſt Du einen Arzt, Herrin?“

„Für dieſen Kranken hier,“ erwiderte die Marſchallin. Sie vermied es, Trentowski anzuſehen; ſie wendete ſich immer wieder an die Alte.

„Nun, es geht beſſer. Als ſie ihn brachten, da ſchüttelte ihn das Fieber, jetzt iſt er ruhiger. Wir haben Alles gethan, was in unſeren Kräften ſtand. Ein Menſch iſt wie der andere, Alle hat derſelbe Gott erſchaffen.“

„Ich will unter allen Umſtänden einen Arzt.“

„Fetko, komm herunter,“ rief die Alte, „man frißt Dich ja nicht, Fetko.“

Ein Knabe mit weißblondem Kopf kam langſam die Leiter herab.

„Schnell, Fetko, lauf' was Du kannſt,“ befahl ihm die Alte, „und hole den Vater.“

Der Knabe eilte fort. Maria Kaſimira ließ ſich auf die Bank beim Ofen nieder.

„Man hat alſo uns Conföderirte hier als Räuber und Mörder oder gar noch als etwas Aergeres ge-

ſchildert, nicht?" fragte ſie lächelnd die Alte; „und Ihr ſeht jetzt, daß wir beſſer ſind, als Eure Herren, die ihre Unterthanen wie das Vieh behandeln und ihr Vaterland an die Moskowiter verkaufen. Wir kämpfen für die Freiheit, für die Rechte unſerer Republik, gegen die Anmaßung des Königs und ſeiner Creaturen, und gegen die Ruſſen, welche unter dem Vorwande, die Rechte der Krone zu beſchützen und der Unordnung zu ſteuern, nach Polen gekommen ſind, um es in Beſitz zu nehmen oder im Vereine mit anderen Mächten zu zerſtückeln. Wir kennen keine Rückſicht Jenen gegenüber, welche wir als Verräther kennen, wir ſtrafen die Judaſſe, an denen unſer Land jetzt leider ſo reich iſt; aber dem ritterlichen Feinde gegenüber ſchweigen alle anderen Gefühle, und wir laſſen uns von ihm an Großmuth nicht beſchämen."

„So ſoll es auch ſein," ſtimmte die Alte bei, „und Gott wird es Ihnen lohnen."

Trentowski war bleich und erſchöpft auf ſein elendes Lager zurückgeſunken; die Marſchallin ſtreifte ihn nur mit einem flüchtigen Blick und ein leiſer Seufzer hob ihre Bruſt, dann zog ſie die Börſe hervor und gab der Alten mehrere Dukaten.

„Jeſus Maria!" ſchrie dieſe auf. „Das Alles ſoll uns gehören? Das iſt ja gar nicht möglich!"

„Es iſt Euer Lohn," gab die Marſchallin zur Antwort, „den Ihr aber erſt verdienen müßt, indem Ihr den Kranken treu und ſorgſam pflegt."

„O, wir werden es an Nichts fehlen laſſen," be-

theuerte die Alte, „gewiß nicht. Wir hätten es auch so gethan, aus Nächstenliebe, man darf ja doch einen Christenmenschen in seiner Noth nicht verlassen.“

„Ihr seid brave Leute.“

Jetzt trat der Bauer, dem die Hütte gehörte, der Sohn der Alten, demüthig und ängstlich herein, blickte zuerst auf den Verwundeten, dann auf Maria Kasimira und kniete endlich, ohne ein Wort zu sprechen, nieder und begann zu beten.

„Fürchte Dich nicht, Iwasch,“ flüsterte ihm die Alte zu, „sie hat uns ja noch Geld dafür gegeben, unsere goldene süße Herrin, damit wir ihn ordentlich pflegen.“

Der Bauer starrte die Marschallin mit blödem Erstaunen an.

„Steh auf,“ befahl diese, „und eile einen Arzt zu holen.“

„Hier ist keiner.“

„Wo denn?“

„In Staremiasto. Ich habe kein Pferd.“

Maria Kasimira erhob sich und trat auf die Schwelle hinaus.

„Gebt dem Bauern da eines von den Pferden, die wir im Edelhof erbeutet haben, es soll ihm gehören.“

„Mir schenkst Du das Pferd, gnädige Herrin,“ fragte der Bauer immer mehr verblüfft.

„Ja Dir,“ gab Maria Kasimira lächelnd zur Antwort. „Frage nicht lange, nimm es, reite nach

Staremiaſto und bringe einen Arzt hierher. Hier iſt das Geld, ihn zu bezahlen.“

Sie gab dem Bauern ein Goldſtück, dieſer barg es in ſeiner Bruſt und ging, den Kopf ſchüttelnd, hinaus. Wenige Augenblicke ſpäter ſah man ihn davonreiten.

„Ich muß jetzt fort,“ ſprach die Marſchallin zu der Alten gewendet. „Gott beſchütze Euch Alle.“

„Seine Engel mögen Sie beſchirmen, gnädige Frau,“ erwiderte die Alte, warf ſich vor ihr nieder und küßte ihre Füße.

Maria Kaſimira ging langſam bis zur Thür, die Hand an der Klinke, blieb ſie ſtehen und wendete den Kopf.

„Baldige Geneſung,“ ſprach ſie mit einem Ton, den man an ihr nicht gewöhnt war, der ſo ſanft, ſo verſchämt klang und wie ein heller Sonnenſtrahl in Trentowskis Seele fiel. Einen Augenblick begegneten ſich ihre Blicke, dann ging ſie hinaus und er neigte den Kopf zur Seite und lauſchte dem Hufſchlag ihrer Pferde, der ſich raſch entfernte und endlich ganz verhallte.

Die Alte ging zurück zum Ofen. Plötzlich hob ſie ein feines mit Spitzen beſetztes Tuch mit zwei Fingern auf und rief: „Das hat ſie verloren, die ſchöne, edle Dame.“

„Was? Zeig' her!“ rief Trentowski.

„Dieſes Tuch.“

„Gieb es mir.“

„Warum nicht!“

Die Alte reichte es ihm und er führte es raſch an ſeine im Fieber erglühenden Lippen und verbarg es dann raſch an ſeiner Bruſt.

* * *

In den nächſten Tagen unternahm die Marſchallin wiederholt Recognoscirungen gegen Sambor. Es zeigte ſich, daß die Königlichen die Umgegend verlaſſen, ſich aber in der Stadt ſelbſt auf das Beſte befeſtigt hatten und in jeder Beziehung zu einer hartnäckigen Vertheidigung vorbereitet waren. Da die Conföderirten ſich nicht für ſtark genug hielten, um eine längere Belagerung wagen zu können, ſo beſchloſſen ſie in einem Kriegsrath, ſich gegen Norden zu wenden und den Verſuch zu machen, in die Gegend von Krakau vorzudringen, wo ihre Partei in der letzten Zeit große Fortſchritte gemacht und in einer Reihe von Gefechten den Sieg davongetragen hatte. Schon wurden alle Anſtalten zum Aufbruche getroffen, als ein Abgeſandter der Generalität in Eperies, Pan Pulawski, in dem Lager der Marſchallin eintraf und ihr den Befehl überbrachte, ihre Kräfte nicht weiter im kleinen Kriege zu verzetteln, ſondern ſich mit dem, im Oſten von Sambor ſtehenden Corps der Conföderirten zu einer gemeinſamen großen Operation zu vereinigen.

Maria Kaſimira verſchanzte ſich in Folge deſſen in der ſehr vortheilhaften Poſition bei Minowize, von der aus ſie ſowohl Sambor bewachen, als ſich im Falle

eines feindlichen Angriffes mit überlegenen Kräften auf ihre festen Schlösser Warda und Bialigrod zurückziehen konnte.

Sobald Trentowski erfuhr, daß die Conföderirten sich aus der Umgegend von Sambor wieder zurückgezogen hatten, legte er Bauernkleider an und ließ sich durch seinen Beschützer auf einem Schlitten dahin bringen.

Was von seinem Corps aus den letzten Kämpfen bei Staremiasto und Minowize glücklich entkommen war, hatte sich in Sambor gesammelt und geordnet. Die Stadt selbst war durch Maria Stanislawa auf das Beste in Vertheidigungsstand gesetzt und verproviantirt, die muthige energische Frau hatte aber noch mehr gethan, sie hatte Briefe an die nächsten königlichen Commandanten gesendet und dringend um Hilfe gebeten. Wirklich war auch bereits Verstärkung in Aussicht.

Dies Alles erfuhr der Pulkownik, als er glücklich in der Stadt anlangte, gleich in der ersten Minute. Seine Leute und die Bürger begrüßten ihn mit lauter Freude. Die Aebtissin kam selbst in ihrer Sänfte, um ihn zu begrüßen, und gab es durchaus nicht zu, daß jemand Anderer seine Pflege übernehme, als sie selbst. Sie machte Trentowski förmlich zu ihrem Gefangenen, ließ ihn sofort in das Kloster bringen und in einem Seitenflügel desselben, der außerhalb der Klausur lag, in wahrhaft fürstlich eingerichteten Gemächern unterbringen. Hier widmete sie sich jetzt fast ausschließlich seiner Pflege und Trentowski beobachtete mit wachsendem Erstaunen,

wie ihr Auge, das ſo viel Klugheit und Energie zeigte und in dem das Feuer eines unauslöſchlichen Haſſes oft geradezu unheimlich glühte, gütig und mitleidig blicken konnte, wie dieſe kleine Hand, die nur geſchaffen ſchien, zu befehlen, es auch vortrefflich verſtand, Schmerzen zu lindern, Wunden zu heilen.

Wenn Maria Stanislawa ſtunden-, tagelang an ſeinem Lager ſaß und nicht müde wurde, ihn für die erlittene Niederlage zu tröſten, die Trauer, welche auf ſeiner offenen Stirn lag, durch ihr Geplauder zu verſcheuchen, ihn ſeine Wunde durch ſeinen Scherz vergeſſen zu machen, da ſchien der fürſtliche Hermelin, der ſich weich an ihre jugendliche Geſtalt ſchmiegte, nur noch dazu beſtimmt, ihrem ſchönen, friſchen Geſicht einen Reiz mehr zu verleihen, nicht aber die Macht, die ihr zuſtand und die ihr im Bereich ihres Krummſtabes ſogar die Gewalt über Tod und Leben einräumte, zu verkündigen. Die Geneſung Trentowskis machte um ſo raſchere Fortſchritte, als Maria Stanislawa ihm jetzt faſt täglich irgend eine gute Nachricht bringen konnte, die von ihren Lippen doppelt ſüß klang. Lieutenant Mir führte aus der Gegend von Lemberg 50 Reiter herbei. Hauptmann Soltik traf von Krakau aus mit 120 Infanteriſten und zwei Geſchützen ein. Aus dem Süden zogen ſich bei 70 Mann, von den Conföderirten gedrängt, nach Sambor zurück und ſtellten ſich gleichfalls unter die Befehle Trentowskis. Ein Jude wurde aufgefangen, der einen Brief der Marſchallin an Rzewuski, den General der

Conföderirten in Podolien, überbringen ſollte, in welchem ſie ihm die Befehle der Generalität zu Eperies mittheilte und ihn zu einer gemeinſamen Operation gegen Sambor einlud. Ein anderer Bote Maria Kaſimiras, der gleichfalls den Verſuch wagte, ſich durch die Poſten der Königlichen durchzuſchleichen, wurde von denſelben verfolgt und als er bereits einen namhaften Vorſprung gewonnen hatte, durch einen Flintenſchuß getödtet.

Trentowski brannte vor Begierde, ſich wieder an die Spitze ſeines Corps zu ſtellen und die Scharte von Minowize auszuwetzen. Es war ein großer Tag für ihn, als er das erſte Mal ſein Lager verlaſſen konnte und, auf den Arm Maria Stanislawas geſtützt, die erſten Schritte durch das Zimmer wagte. Kaum war er ſo weit, daß er die Treppe hinunterſteigen und einen Spaziergang durch die Stadt machen konnte, wollte er auch ſchon zu Pferde ſteigen und ſeine Truppen zum neuen Kampfe führen. Nur mit vieler Mühe hielt ihn die Aebtiſſin ab.

Noch wenige Tage und er fühlte ſich vollkommen hergeſtellt. Es war Abends und ſie ſaßen allein bei einem großen funkenſprühenden Kamin, als Trentowski der ſchönen Aebtiſſin die Abſicht ausſprach, die Marſchallin in ihrem Lager anzugreifen.

„Sie ſind zu ungeſtüm, lieber Pulkownik," ſprach Maria Stanislawa und dabei legte ſich ihr voller Arm in dem weichen Pelz faſt verführeriſch auf den ſeinen, „wir ſind nicht ſtark genug, um Etwas zu unternehmen,

wir müſſen vor der Hand zufrieden ſein, daß wir Sambor behaupten können. Maria Kaſimira iſt nicht im Stande, uns hier ernſtlich zu bedrohen, verzetteln wir aber unſere Kräfte in kleinen Scharmützeln oder erleiden wir gar eine neue Niederlage im freien Felde, dann können wir uns auf das Schlimmſte gefaßt machen."

„Sollen wir aber ruhig warten, bis Rzewuski anrückt, uns hier einſchließt und zur Uebergabe zwingt, oder die Stadt erſtürmt," erwiderte Trentowski.

„Auch nicht, gewiß nicht," antwortete Maria Stanislawa gelaſſen, „aber Sie haben ſich einmal unter mein Commando geſtellt, haben Sie das vergeſſen?"

„O nein," rief der Oberſt, indem er ihre Hand feurig küßte, „und ich bin bereit, Ihnen zu gehorchen."

„Alſo," fuhr Maria Stanislawa fort, „überlaſſen Sie es mir durch Liſt zu erreichen, wozu es uns an Gewalt gebricht. Ich kenne Maria Kaſimira, ſie iſt leidenſchaftlich, ſie läßt ſich vom Augenblick hinreißen, früher oder ſpäter habe ich ſie doch in meinem Netz und dann —"

Die Aebtiſſin vollendete nicht, aber die ſchönen Augen funkelten ſo grauſam und die holden Lippen wölbten ſich ſo böſe über den weißen Zähnen, daß Trentowski ſie vollkommen verſtand und es ihn wider Willen durchſchauerte.

Niemals durfte er die Marſchallin in dieſe ſchönen kleinen Hände liefern, die jetzt ſo behaglich in dem ſchwellenden Pelzwerk ruhten, das fühlte er in dieſem

Augenblick und gerade zur rechten Zeit, denn eben erſchien Pan Zajontſchek und meldete, daß ein verläßlicher Mann die Nachricht gebracht habe, die Marſchallin befinde ſich in Verkleidung in dem Edelhofe Wenglinka in der Nähe der Stadt.

„Wo iſt der Mann, ich will ihn ſelbſt ſprechen," rief die Aebtiſſin, indem ſie aufſprang.

„Ich kann es nicht glauben," ſagte Trentowski, ſich gleichfalls erhebend, „daß die Marſchallin ohne Noth ſich in dieſer Weiſe preisgiebt."

„Sie iſt unvorſichtig, ich habe es Ihnen geſagt," entgegnete die Aebtiſſin, „offenbar will ſie ſelbſt zu Rzewuski, um ihm die Befehle der Generalität zu überbringen."

Zajontſchek führte einen Landmann herein, der ſich ſchon in der Nähe der Thüre auf das Geſicht warf und in dieſer Stellung vor Maria Stanislawa liegen blieb.

„Biſt Du gewiß, daß die Marſchallin in Wenglinka iſt?" fragte die Aebtiſſin.

„Sie ſelbſt, ſo wahr ich Gott liebe," ſprach der Bauer mehr in die Erde hinein als zu der Herrin über Tod und Leben, vor der er zitternd lag, „mir hat es meine Tochter geſagt, die im Edelhofe arbeitet, und da ich arm bin und elend und auf Belohnung hoffte, ſo eilte ich hierher —"

„Hier," rief Maria Stanislawa und warf ihm einen Ducaten zu, wie man einem Hunde einen Knochen

zuwirft. „Wenn wir die Marſchallin fangen, ſollſt Du mehr haben.“

„Der Himmel ſegne Dich, Mütterchen.“

„Ich ſelbſt reite auf der Stelle nach Wenglinka,“ ſprach Trentowski.

„Sie ſind noch nicht ganz hergeſtellt,“ fiel ihm die Aebtiſſin in das Wort, „laſſen Sie mich —“

„Nein, nein, niemals werde ich zugeben, daß Sie dieſen zarten Leib dem Winterfroſte und der Nacht, wenn nicht gar den feindlichen Kugeln preisgeben,“ antwortete er lebhaft, „ich würde vor Angſt um Sie vergehen.“

„Wirklich?“ die Aebtiſſin lächelte ſtolz.

„Zweifeln Sie daran?“

„Keineswegs,“ erwiderte ſie, „alſo eilen Sie mit Gott. Eilen Sie.“ Sie nahm raſch das goldene Kreuz von ihrer Bruſt herab und während er ſich ritterlich vor ihr auf die Knie niederließ, hängte ſie es ihm um und küßte ihn mütterlich auf die Stirne.

Trentowski verließ eine halbe Stunde ſpäter die Stadt, an der Spitze von dreißig Reitern, während er Lieutenant Mir mit zwanzig Soldaten nach Stoka entſendete, um die dort aufgeſtellten Vorpoſten zu verſtärken. Von der Dunkelheit und dem Schneegeſtöber begünſtigt, gelangte der Pulkownik unbemerkt bis nach Wenglinka, umzingelte den Edelhof, drang mit einem halben Dutzend ſeiner Leute in denſelben ein, ohne daß Jemand Widerſtand leiſtete und trat faſt zugleich mit dem erſchreckten, alten Diener, der den Ueberfall meldete, in den kleinen

Saal, in welchem eine glänzende Gesellschaft adeliger Damen und Herren aus der Umgebung an einer reich gedeckten Tafel versammelt war.

Er hatte auf den ersten Blick die Marschallin herausgefunden. Sie war als Mann gekleidet und ihre hohe schlanke Gestalt kam dieser Vermummung sehr zu statten. Für Jeden, der sie nicht genau kannte, konnte sie ganz gut als ein eleganter Cavalier vom Hofe Stanislaus Augusts gelten. Das halb französische, halb polnische Costüm jener Tage ließ ihr ungemein gut. Die hohen Reiterstiefeln waren nicht im Stande, den kleinen Fuß zu verbergen. Der lange Männerrock von dunkelgrünem Sammt mit Marderpelz gefüttert und verbrämt, mit Goldschnüren aufgeputzt, den sie offen über dem Beinkleid von schwarzer Seide und der langen weißen Weste mit farbigen Bouquets trug, verlieh ihr eine anmuthige Majestät. Die schönen dunklen Augen gewannen durch das schneeweiß gepuderte Haar noch an Feuer und Energie. Im ersten Augenblick waren alle Anwesenden aufgesprungen und die Herrn hatten nach den Säbeln gegriffen, aber auf einen Wink Maria Kasimiras gewannen Alle sofort wieder ihre Fassung und der Hausherr füllte rasch den Familienpokal und trank dem Obersten zu.

Dieser leerte den Pokal und nahm dann, vom Hausherrn hierzu eingeladen, an der Tafel Platz. „Meine Damen, meine Herren," begann er, „ich muß sehr um

Vergebung bitten, daß ich Sie in Ihrer Unterhaltung gestört habe, aber mich ruft eine heilige Pflicht hierher."

Die Anwesenden wechselten besorgte Blicke, der Hausherr erbleichte sogar ein wenig, nur Maria Kasimira blieb ruhig und heiter.

„Welche Pflicht?" fragte eine der Damen.

„Ich habe eine Schuld zu bezahlen."

„An wen?"

„An diesen Cavalier hier," erwiderte Trentowski, auf Maria Kasimira deutend.

„Sie kennen Herrn Bogumilski?" fragte die Hausfrau rasch.

„Gewiß, und ich bin ihm sehr verflichtet," sagte der Pulkownik, „eben deshalb bin ich selbst gekommen, um ihn durch meine Posten zu geleiten."

„Das ist brav!" riefen mehrere Stimmen zugleich.

Man unterhielt sich hierauf in der ungezwungensten Weise. Endlich erhob sich Trentowski und mahnte zum Aufbruch. Die Marschallin setzte ihre Pelzmütze auf, hing den krummen Säbel um die Schulter, steckte die Pistolen in den Gürtel und hüllte sich in einen weißen Reitermantel. Man nahm herzlichen Abschied und der Hausherr geleitete den Pulkownik noch bis zu dem Thore seines Herrensitzes. Das Pferd Maria Kasimiras wurde vorgeführt; sie schwang sich leicht in den Sattel, grüßte noch einmal den Hausherrn und ritt mit dem Pulkownik im Schritt davon. Da, wo sich die Wege theilten, hielt die Marschallin ihr Pferd an. „Wohin

jetzt?“ fragte sie. Es waren die ersten Worte, die sie an den Obersten richtete.

„Ich muß die Pflicht der Dankbarkeit mit meiner Soldatenpflicht in Einklang bringen,“ erwiderte Trentowski. „Ich kann Sie nur bis zu den Vorposten der Conföderirten vor Minowize führen. Sie nach Osten zu geleiten, wo Rzewuski steht, würde gleichbedeutend sein mit Hochverrath.“

„Sie handeln wie ein Mann von Ehre,“ entgegnete Maria Kasimira. „Ich danke Ihnen.“

Sie wendeten sich hierauf gegen Westen, passirten das Dorf Stoka und vor demselben die Vorposten der königlichen Truppen und trafen bald darauf das erste Piquet der Conföderirten.

„Ich habe mich meiner Aufgabe glücklich entledigt,“ sprach Trentowski, seine Mütze lüftend. „Sie sind in Sicherheit. Gott schütze Sie auch ferner.“

„Ich werde Ihren Edelmuth nie vergessen,“ rief die Marschallin und reichte ihm die Hand. „Leben Sie wohl!“

„Nicht so,“ erwiderte Trentowski mit einem feinen Lächeln, „sondern wie gute Freunde und gute Polen. Pan Bogumilski,“ und ehe Maria Kasimira noch verstand, um was es sich handelte, hatte Trentowski den Arm um ihren Hals geschlungen und sie, nach polnischer Sitte, brüderlich geküßt.

Die Marschallin mußte, Angesichts der in der Nähe haltenden Ulanen, um nicht aus ihrer Rolle zu fallen,

gute Miene zum böſen Spiel machen, aber ihre Wangen waren mit Blut übergoſſen und zugleich hatte ſie Mühe, das Lachen zu verbergen. „Leben Sie wohl!“ rief ſie noch einmal und ſprengte raſch davon in den Nebel hinein, der wie eine graue Wand daſtand.

* * *

Als Trentowski ſich Sambor näherte, kam ihm Maria Stanislawa auf der Landſtraße entgegen, ſo ſehr braunte ſie vor Ungeduld, ihre Feindin, ihre Nebenbuhlerin in ihrer Gewalt zu ſehen. Sie ſaß in einem langen dunklen Pelz zu Pferde, umgeben von ihren Lanzenreitern, und rief von Weitem ſchon: „Bringen Sie mir ſie?“

„Nein, hochwürdige Mutter,“ entgegnete Trentowski, ſeinen Schnurrbart ſtreichend.

„Sie ſind alſo zu ſpät gekommen?“

„Durchaus nicht.“

„Man hat uns falſch berichtet?“

„Auch nicht. Die Marſchallin war in Wenglinka, aber ſie iſt jetzt wieder in Minowize.“

„Sie iſt nicht zu Rzewuski?“

„Ich habe es verhindert.“

Die Aebtiſſin ſeufzte. „Immerhin ein Erfolg,“ murmelte ſie dann, „aber ich gebe mich nicht zufrieden, ehe dieſe Rebellin nicht in meiner Hand iſt.“

Am nächſten Tage ließ Maria Stanislawa den Oberſten zu ſich bitten.

Als er eintrat, ging ſie mit kurzen, aber heftigen Schritten im Gemach auf und ab, die Arme auf der Bruſt gekreuzt. Jedesmal, wenn ſie ſich umwandte, flog ihr violetter Hermelinpelz um ſie, ihre Naſenflügel bewegten ſich raſch, ihre blauen Augen ſchienen dunkler geworden. Anfangs beachtete ſie Trentowski gar nicht. „Schöne Geſchichten," rief ſie dann plötzlich, jedoch ohne ihn eines Blickes zu würdigen. „Sie ſtellen ſich unter meine Befehle, mein lieber Pulkownik, und bei der erſten Gelegenheit, wo Sie mir einen Dienſt erweiſen können, ja mich für das Leben verpflichten," ſie blieb ſtehen und ſah ihn an, „ich wiederhole es, für das Leben verpflichten, handeln Sie wie ein irrender Ritter oder ein verliebter Page. Sehr galant und romantiſch, aber nicht klug und noch weniger patriotiſch."

„Ich weiß nicht —"

„Aber ich weiß," unterbrach ihn Maria Stanislawa und legte zugleich ihre kleine bebende Hand auf ſeine Schulter. „Sie ſelbſt haben die Marſchallin bis zu den Poſten der Conföderirten begleitet."

Trentowski war ein echter Pole, ritterlich, großmüthig, tapfer, aber er hielt es nicht für Unrecht, unter Umſtänden ſeine Gedanken und Abſichten zu verbergen. „Bah!" rief er, „einen jungen Menſchen!"

„Dieſer junge Menſch war die Marſchallin."

Trentowski zuckte die Achſeln und lächelte. Dieſes Lächeln machte die Aebtiſſin irre, ja es entwaffnete ſie. „Sie glauben es nicht?" fragte ſie ruhiger.

Trentowski lächelte wieder. Ich glaube, daß Sie die ſchönſte Frau ſind, welche noch je den Hermelin getragen hat," ſprach er ſich verneigend, „und daß Sie geſchaffen ſind, über Menſchen, ja über ihre Herzen und Geiſter ſogar zu herrſchen. Ich ſtaune über mich ſelbſt wie ruhig ich Ihre Vorwürfe ertrage. Mein König hätte nicht ſo mit mir reden dürfen, wie Sie es eben gethan haben. Sie ſchelten mich aus wie einen Knaben und ich habe nur einen Gedanken, den — Sie zu verſöhnen." Er ließ ſich vor der Aebtiſſin auf ein Knie nieder und führte mit der Demuth eines leibeigenen Bauers den Zipfel ihres Hermelinpelzes an ſeine Lippen.

„Man kann Ihnen nicht böſe ſein," ſagte Maria Stanislawa. „Stehen Sie auf." Sie wollte ihn aufheben, er aber blieb vor ihr auf den Knieen liegen und bedeckte ihre Hände mit Küſſen. „Wenn Jemand käme," fuhr Sie mit einem reizenden Erröthen fort, „man könnte glauben, — ſtehen Sie doch auf."

Trentowski erhob ſich und zwar zur rechten Zeit, denn es klopfte kräftig und ſchnaubend zwängte ſich Pan Zajontſchek zur Thür herein.

„Ein Sacrilegium," murmelte er Athem ſchöpfend, „ſoeben entdecken wir, daß in dieſer Nacht in die Silberkammer eingebrochen iſt, und eine große Suppenvaſe und zwölf Beſtecke geraubt wurden, ſowie auch fünf Löffel und ein Tortenmeſſer. Sacrilegium! Sodom und Gomorra!"

„Und der Thäter?" fragte die Aebtiſſin.

„Unbekannt.“

„Sollte es einer meiner Soldaten ſein?“ fragte der Pulkownik. „Ich werde ſelbſt ſofort die ſtrengſte Viſitation vornehmen.

„Nein, nein,“ antwortete Maria Stanislawa, „laſſen Sie mich nur nachdenken.“ Sie ließ ſich auf einen der gepolſterten Stühle in der Fenſterniſche nieder und kehrte den Beiden, die ſich leiſe beſprachen, den Rücken. „Wer war doch dieſer Tage bei mir und bettelte um Geld und ich wies ihn ab?“ ſagte ſie auf einmal.

„Pajonk, dieſer Lump,“ ſagte Pan Zajontſchek.

„Wer iſt das?“ fragte der Oberſt.

„Ein herabgekommener Schänkwirth.“

„Er iſt der Räuber,“ ſprach die Aebtiſſin, „ich bin meiner Sache vollkommen ſicher, es gilt nur, ihn in einer Weiſe zu überraſchen, daß er die geraubten Gegenſtände nicht bei Seite ſchaffen oder gar einſchmelzen kann.“

„Ja, das iſt wahr,“ verſetzte Zajontſchek, die Augenbrauen emporziehend, „aber das iſt nicht ſo leicht.“

„Ich hab es,“ rief die Aebtiſſin, „Du gehſt auf der Stelle zu ihm und ſagſt ihm, daß ich ihm Gelegenheit geben will, ſich ein gutes Stück Geld zu verdienen. Ich brauche einen verläßlichen Spion. Seitdem ſie den armen Simon gehängt haben, iſt nicht einmal der ärmſte Jude für die größte Summe zu dieſem Zweck zu gewinnen. Ja, wenn ich es recht überlege, ſo iſt es am beſten. Ich bekomme mein Silber wieder

und einen Menſchen dazu, der nöthigenfalls für mich in die Hölle geht."

„Wie wollen Sie das machen, hochwürdige Mutter?" fragte Trentowski erſtaunt.

„Gedulden Sie ſich nur ein wenig," erwiderte Maria Stanislawa lächelnd. Trentowski und Zajontſchek entfernten ſich. Nach kurzer Zeit meldete der Letztere, Pajonk warte im Vorzimmer auf die Befehle Maria Stanislawas. Dieſe lächelte zufrieden, das Wild war in ihrem Netz. Sie traf raſch ihre Anſtalten und ließ dann Pajonk eintreten. Dieſer, ein verſchmitzter Städter, nicht groß aber kräftig gebaut, mit kleinen ſtechenden Augen, die ſich unter den buſchigen Brauen zu verſtecken ſchienen, näherte ſich in einer Demuth, die mit Frechheit gepaart war, der Aebtiſſin, die auf einem erhöhten Stuhle ſaß und küßte den Saum ihres Pelzes.

„Ich habe mich beſonnen," begann Maria Stanislawa, „und bin geneigt, Etwas für Dich und die Deinen zu thun."

„Das wird Ihnen Gott vergelten, hochwürdige Mutter," erwiderte Pajonk, „haben wir doch Alle zuſammen nichts mehr, unſeren Hunger zu ſtillen."

„Ich will Dich gut bezahlen, Pajonk, wenn Du mir als Spion dienen willſt!"

„Ein böſes Gewerbe," ſprach Pajonk, „hat doch der arme Simon an einem elenden Aſte ſein Leben beendet. Es wäre mir ſchon lieber, wenn ich einen Dienſt im Kloſter bekäme."

„Damit Du bequemer ſtehlen kannſt," fiel ihm die Aebtiſſin in das Wort, „nein, nein, den Wolf macht man nicht zum Hirten. Du biſt eben gut für einen Spion. Du kennſt das Land, biſt liſtig und verwegen, haſt nichts zu verlieren."

„Doch — mein Leben."

„Dein Leben? Das haſt Du ſchon verloren," entgegnete Maria Stanislawa ruhig, „ſobald ich nur will."

„Wie ſoll ich das verſtehen, hochwürdige Mutter?"

„Haſt Du nicht heute Nacht mein Silberzeug geraubt?"

„Ich, ich will gleich in der Hölle braten, wenn ich nur eine Nadel genommen habe —"

„Glaubſt Du, daß ich Zeit habe, mich ſo lange mit Dir zu beſchäftigen?" rief Maria Stanislawa. „Noch einmal, haſt Du das Silber geraubt, ja oder nein?"

„Nein."

Die Aebtiſſin klingelte. Pan Zajontſchek trat mit vier Kloſterknechten ein, welche Pajonk in wenigen Augenblicken zu Boden geworfen und gebunden hatten. Es half ihm nichts, daß er ſeine Unſchuld betheuerte, die Aebtiſſin ließ ihn in den Gerichtsſaal bringen und erſchien nicht viel ſpäter, von zwei Nonnen, deren eine den Krummſtab, die andere das entblößte Schwert, die Inſignien ihrer Macht, trugen, begleitet in demſelben, um ihn ſelbſt zu verhören.

Nachdem Maria Stanislawa und Pan Zajontſchek

an dem Gerichtstiſch Platz genommen hatten und der Letztere unter vielem Seufzen glücklich die Feder geſchnitten und das Papier entfaltet hatte, wurde der Verbrecher vorgeführt.

„Ich ermahne Dich, Pajonk, ohne Weiteres Deine Schuld zu geſtehen," begann die Aebtiſſin in einem ruhigen, gütigen Ton. „Du weißt, daß wir ſonſt die Mittel beſitzen, Dich zum Reden zu bringen."

„Ich bin unſchuldig," betheuerte Pajonk, „mein Blut kommt über Euch."

„Du haſt das Silber nicht geraubt?"

„Ich rufe Gott zum Zeugen an —"

„Er läſtert Gott," unterbrach ihn Maria Stanislawa, „ſpannt ihn auf die Folter."

„Nein, nein," ſchrie Pajonk und ſtürzte vor ihr auf die Knie nieder, „erbarmen Sie ſich, hochwürdige Mutter. Ich geſtehe Alles."

„Haſt Du das Silber geraubt?" fragte Maria Stanislawa mit einem böſen Lächeln.

„Ja."

„Allein oder mit Hilfe Anderer?"

„Allein."

„Wo haſt Du das Geraubte verborgen?"

„Ich habe es im Garten unter dem Apfelbaum vergraben.

Die Aebtiſſin befahl Zajontſchek, auf der Stelle nachzuſuchen, und den Knechten, den Gefangenen zu bewachen. Sie entfernte ſich mit ihren Begleiterinnen,

um das Mittagsmahl einzunehmen. Während deſſelben meldete bereits Pan Zajontſchek freudeſtrahlend, daß er Alles, bis auf einen Löffel, gefunden habe.

Als die Aebtiſſin wieder in dem Gerichtsſaal erſchien, war Pajonk bereits mehr todt als lebendig, er krümmte ſich wie ein Wurm zu ihren Füßen und bat jämmerlich um ſein Leben.

„Ein Löffel fehlt," ſprach Maria Stanislawa, „wo iſt dieſer?"

„Ich habe ihn dem Juden Moſes verkauft."

Es währte nicht lange und auch dieſer ſtand vor ſeiner Richterin.

„Ich habe nichts gekauft, ich weiß nichts," betheuerte er, noch ehe man ihn in's Verhör nahm.

„Auf die Folter mit ihm," gebot die Aebtiſſin.

Moſes geſtand erſt beim Anblick der entſetzlichen Inſtrumente, deren ſich die damalige Juſtiz bediente. Maria Stanislawa ſprach auf der Stelle das Urtheil. Es lautete: Pajonk ſoll auf dem Ringplatze geſtäubt, dann ſoll ihm die rechte Hand und hierauf erſt der Kopf abgehauen werden. Moſes ſoll mit einer glühenden Zange die Zunge ausgeriſſen werden und ſein Hab und Gut dem Kloſter verfallen.

Beide warfen ſich auf die Knie nieder und baten, vor Todesangſt zitternd, um Gnade. Maria Stanislawa ließ ſie eine Weile verzweifeln, dann begann ſie ſanft und gelaſſen:

„Ich will Euch beide begnadigen, unter der Be-

dingung, daß Ihr mir treu und eifrig als Spione in dem Kriege gegen die Conföderirten dient."

„Ich will es," ſchrie der Jude,

„Auch ich," betheuerte Pajonk.

„Verſteht mich wohl," fuhr die Aebtiſſin fort „das Urtheil wieder Euch bleibt aufrecht und Eure Frauen, Eure Kinder, ſowie Dein Vermögen, Moſes, bleiben hier in der Stadt in meiner Gewalt. Sobald einer von Euch ſich eines Verraths an mir ſchuldig macht, wird das Urtheil vollſtreckt, denn deſſen ſeid gewiß, daß ich den Verräther ſchließlich doch in meine Hand bekomme, und außerdem werden dann noch, zur Verſchärfung der Strafe, ſein Weib und ſeine Kinder hingerichtet. Ich werde Euch gut bezahlen, denn ich will eifrige Diener haben, wenn Ihr aber nachläſſig ſeid, unbarmherzig ſtrafen; und jetzt fort mit Euch, Ihr Spitzbuben."

* * *

Maria Stanislawa war guter Laune. Pajonk, der als Spion großen Eifer zeigte und treffliche Dienſte leiſtete, hatte ihr eine Nachricht gebracht, welche ihr Herz höher ſchlagen machte und ſie mit froher Ungeduld erfüllte. Diesmal beeilte ſie ſich aber nicht, Trentowski einzuweihen, im Gegentheil, während ſie ein franzöſiſches Liedchen ſummend in ihrem Zimmer auf und ab ging, brütete ſie einen Plan aus, um ihn für einige Zeit von Sambor zu entfernen und freies Spiel zu haben. Als

ſie mit ſich im Reinen war und ihre Maßregeln getroffen hatte, ließ ſie Trentowski einladen, mit ihr zur Nacht zu ſpeiſen. Er kam, wurde auf das Herzlichſte empfangen und auf das Glänzendſte bewirthet. Sie ſpeiſten zu zweien. Die Aebtiſſin war von einer ausgeſuchten Liebenswürdigkeit, welche Trentowski geradezu verwirrte. Ohne es zu wiſſen, führten die zwei Marien, die ſich auf dem Schlachtfelde ſo wüthend bekämpften, auch einen zwar unblutigen, aber nicht minder ernſten Krieg um ihn. Maria Stanislawa hatte ihn im erſten Augenblick vollſtändig bezaubert, nur ihre Würde und ſein religiöſes Gefühl hielten ihn ab, um ihre Gunſt zu werben. Seit der erſten Begegnung mit Maria Kaſimira im Getümmel des Kampfes war indeß die Aebtiſſin mehr und mehr in den Hintergrund getreten, die kühne Amazone beherrſchte bei Tag ſein ganzes Denken, Fühlen und Wollen und miſchte ſich Nachts in ſeine Träume. Er bewunderte, er liebte ſie, aber ſo oft ihm die ſchlanke Geſtalt Maria Stanislawas, von dem üppigen Hermelinpelz umſpielt, nahe kam und ihre ſchönen klugen Augen ihn anlächelten, fühlte er doch wieder ſein Blut in Wallung kommen und hatte einen Kampf mit ſich zu beſtehen, um nicht der Lockung zu folgen und ſich und die Welt vergeſſend, die ſchöne Heilige an ſeine Bruſt zu ſchließen und den rothen Lippen, die bis jetzt nur Gebete gemurmelt, das erſte ſüße Stammeln der Leidenſchaft zu entlocken.

So war es jetzt wieder, als die kleine warme

Hand der Aebtiſſin aus dem ſchwellenden Pelzwerk emportauchte und ſich auf die ſeine legte, als ſich ihr ſchönes Antlitz zu ihm hinüber neigte, ihre friſchen Lippen wie rothe Beeren ganz nahe vor ihm ſtanden und die hellen Augen ihn mit verſtohlenem Wohlgefallen betrachteten.

„Schicken Sie mich fort," begann er, „ſonſt — ich weiß nicht, was ich ſonſt begehe."

„Sprechen Sie deutlicher," erwiderte ſie lächelnd, „ich verſtehe Sie nicht."

„Ich könnte vergeſſen, daß das ſchöne Weib, das mich entzückt, eine Braut des Himmels iſt."

„Ah! Sie ſcherzen."

„Ich ſcherze nicht."

„Sie rechnen auf die Leichtgläubigkeit einer Frau, die ihr Leben in den engen Mauern eines glänzenden Gefängniſſes zubringt."

„Nein, Maria Stanislawa. Wenn ich Ihnen mit jener Ehrerbietung begegne, die Sie verdienen, wenn ich ſtets vor Augen habe, daß Sie Gott allein angehören, ſo hindert mich dies doch nicht, die Macht ihrer Reize zu fühlen. Ich beherrſche mich, aber ein Blick von Ihnen würde genügen, die Gluth zur heißen Flamme anzufachen. Ein Wink von Ihnen und ich liege zu Ihren Füßen und flehe um Gnade für meine Liebe. Noch liebe ich Sie nicht, aber es fehlt nicht viel, und eben deshalb —"

„Nun, ſo lieben Sie mich," erwiderte die Aebtiſſin.

„Sie ſagen mir dies, Sie?“

„Warum nicht,“ fuhr Maria Stanislawa fort, ſie ſpielte mit einer der ſchwarzen Hermelinſpitzen an ihrem Aermel, „wir leben in einer aufgeklärten Zeit. Eine Aebtiſſin, die Voltaire geleſen hat, kann keine Heilige ſein.“

„Maria Stanislawa!“ rief Trentowski, indem er aufſprang, „Sie machen mich wahnſinnig.“

„Ich werde Sie wieder vernünftig machen, verlaſſen Sie ſich darauf,“ verſetzte die Aebtiſſin ſpöttiſch, ein ſanfter Druck ihrer Hand bannte ihn wieder auf ſeinen Stuhl, „ich wiederhole es, ich bin keine Heilige, aber ich bin auch keine Heuchlerin. Niemals würde ich mein Gelübde, niemals nur die kleinſte meiner Pflichten verletzen. Ich darf nicht lieben, aber ich weiß nichts davon, daß es mir verboten wäre geliebt zu werden. Wie ließe ſich das auch verbieten? Deshalb ſage ich Ihnen, lieben Sie mich. Ich bin nie geliebt worden. Ich möchte dieſes Glück einmal kennen lernen.“

„Und Sie wären der Grauſamkeit fähig, den Mann, der Sie liebt, vergöttert, zu Ihren Füßen ſterben zu ſehen, nur um ihr Gelübde nicht zu verletzen?“

„Ein Mann vor Liebe ſterben!“ ſie lehnte ſich zurück und begann laut zu lachen.

„Sie ſpielen mit mir, Maria Stanislawa,“ rief Trentowski „ohne zu ahnen, wie gefährlich dies Spiel iſt, deshalb bitte ich Sie noch einmal, ſchicken Sie mich fort.“

„Aber ich fürchte mich nicht im Mindeſten vor Ihnen," antwortete ſie noch immer lachend.

Trentowski, von ihrer Schönheit hingeriſſen, von ihrem Spotte gereizt, ſprang auf und ſtieß dabei an den Tiſch, daß die Gläſer klirrten, zugleich klopfte es aber an die Thür und Pan Zajontſchek berichtete, daß der Jude Moſes mit wichtiger Botſchaft draußen harre.

Es war dies die zweite Scene der Komödie, die Maria Stanislawa mit Trentowski ſpielte.

„Was bringſt Du?" fragte ſie den demüthig eintretenden Juden.

„In Smolniga iſt angekommen eine Compagnie," meldete der Spion, „zu verſtärken das Corps vom Herrn Oberſten in Sambor, und iſt aufgehalten dort von den Feinden. Die Herren Offiziere haben mich geſendet nach Sambor um Hilfe."

„Wie ſtark ſind die Conföderirten dort?" fragte der Pulkownik raſch.

„Ich habe ſie nicht gezählt," erwiderte der Jude, „wenn es aber mehr als 200 ſind, können Sie mich auf der Stelle hängen laſſen."

Ein Wink der Aebtiſſin entfernte Zajontſchek und den Spion.

„Ich werde ſofort Bogarski nach Smolniga ſenden," begann der Pulkownik.

Maria Stanislawa neigte den Kopf zur Seite, ſah Trentowski an und lächelte. „Sie wollen, daß ich Sie fortſchicke. Gut, ich ſchicke Sie alſo fort. Sie

ſelbſt werden nach Smolniga reiten und die Compagnie befreien, das wird Ihr heißes Blut etwas abkühlen."

„Maria Stanislawa."

„Wer hat zu befehlen, Sie oder ich?"

„Sie und ſobald Sie es thun —"

„Ich befehle Ihnen, augenblicklich nach Smolniga aufzubrechen," rief die Aebtiſſin. Ihre blauen Augen leuchteten im Vorgenuß ihres Triumphes.

„Dann muß ich gehorchen," gab Trentowski zur Antwort.

„Natürlich müſſen Sie gehorchen." Sie ſtand auf und reichte ihm die Hand zum Kuſſe. „Eilen Sie. Ich will es."

Der Pulkownik ſeufzte, verneigte ſich und verließ ſporenklirrend die ſchöne Aebtiſſin.

Als er fort war, begann ſie laut zu lachen. „Jetzt habe ich ſie Beide in meinem Netz," dachte ſie, „ſie und ihn." Maria Stanislawa kehrte raſch ein Glas Wein und begann dann in freudiger Aufregung im Zimmer auf- und abzugehen, ſo daß die Gläſer auf dem Tiſch klirrten, ihr Pelz hin und her flog und die Kerzen ängſtlich flackerten. Endlich meldete Zajontſchek, daß der Oberſt mit ſeinem ganzen Corps abmarſchirt ſei. Für Maria Stanislawa war der Augenblick gekommen zu handeln und jetzt zeigte ſie ihre ganze Energie und die volle Wuth ihres Haſſes. Während ſie Männerſtiefel anzog, ſich in einen langen Pelz hüllte und ihr Velum mit einer Pelzmütze vertauſchte, von der ein großer

Schleier herabfiel, ertheilte ſie Zajontſchek ihre Befehle und befragte noch einmal Pajonk:

„Sind unſere Reiter aufgeſeſſen?

„Zu Befehl.“

„Biſt Du Deiner Sache gewiß?“

„Wenn ich gelogen habe, laſſen Sie mir den Kopf raſiren und die Ohren abſchneiden wie einem Hund.“

„Sind die Ketten in Bereitſchaft.“

„Zu Befehl.“

„Wer ſagt Dir aber, Pajonk, daß das Neſt nicht leer ſein wird, wenn wir ankommen?“

„Bis Mitternacht iſt ſie dort. Darauf nehme ich Gift. Sie war zu ſehr erſchöpft, um ihren Weg bei dieſem tiefen Schnee zu Fuß fortſetzen zu können.“

„Man wird ihr ein Pferd gegeben haben.“

„Sie war erſtarrt wie ein Eiszapfen. Wie hätte ſie ſich im Bügel erhalten ſollen?“

„Ich will hoffen, daß Du Recht behältſt,“ ſchloß die Aebtiſſin, „und jetzt in Gottes Namen vorwärts.“ Sie ging raſch voran, Zajontſchek und Pajonk folgten. Im Hofe, wo zwanzig Reiter ihrer Gebieterin harrten, ſetzten ſich Alle zu Pferde und wenige Minuten ſpäter gallopirten ſie auf der Straße nach Przemisl dahin.

In Okna, einem Dörfchen auf halbem Wege zwiſchen Sambor und Chirew, umringten ſie die einſame Juden-ſchänke. Die Aebtiſſin hielt ſich in einiger Entfernung, ſie wollte jetzt noch nicht geſehen werden. Pajonk trat mit fünf Reitern, die abgeſeſſen waren, in die große

Stube, in der sich außer dem Juden, dessen Frau und Kindern eine Bauernfrau und zwei Landleute befanden. Alle begriffen sofort, um was es sich handle. Der eine der Bauern flüchtete über die Leiter auf den Dachboden und entkam auf unerklärliche Weise. Der andere versuchte durch das Fenster zu entkommen, wurde aber von den draußen postirten Ulanen erstochen. Die Bäuerin zog eine Pistole hervor und schoß sie auf die Eindringenden ab. Einer der Feinde stürzte todt zu Boden, die Anderen ergriffen sie und entrissen ihr die Waffe.

„Ihr Elenden," sprach sie mit vor Wuth erstickter Stimme, „schämt Ihr Euch nicht, an ein Weib Hand zu legen." Einer schämte sich wirklich, es war Zajontschek, der nicht fähig war, einer Fliege etwas zu Leid zu thun, und bisher auf der Schwelle gestanden hatte. Er zog sich zurück und ließ die Anderen handeln.

„Die Ketten her," schrie Pajonk.

Die Soldaten fesselten die Bäuerin an Händen und Füßen mit schweren Ketten.

„So," sprach Pajonk, „jetzt laß uns Dein Gesicht sehen." Er riß ihr den rothen Kopfschmuck herab. „Die Marschallin," rief er erfreut, „ich wußte es ja, welch ein Fang!" Maria Kasimira stand in den hohen Stiefeln und dem Schafspelz einer polnischen Bäuerin mitten unter den Soldaten, ihr dunkles Haar war losgegangen und hing ihr bis auf die Schultern herab,

ihre Lippen bebten, ihre schönen, stolzen Augen blickten voll Verachtung um sich.

„Haben wir sie?“ fragte zur selben Zeit die Aebtissin.

„Zu dienen,“ erwiderte Zajontschek kleinlaut.

„Und hat man sie in Ketten gelegt?“

„Gewiß, so wie Sie es befohlen haben.“

Die Reiter hoben die Gefangene auf das Pferd ihres erschossenen Kameraden, dann ging es im Galopp zurück nach Sambor.

Die Aebtissin folgte mit Zajontschek in einiger Entfernung.

Als Maria Kasimira im Hofe des Klosters vom Pferde gehoben wurde, blickte sie erstaunt um sich. „Wo bin ich?“ fragte sie, „und in wessen Gewalt?“ Man gab ihr keine Antwort, sondern führte sie dreißig Stufen hinab in einen finsteren, feuchten, unterirdischen Kerker, kettete sie an einen Steinblock, vor dem ein Strohlager aufgeschüttet war, und überließ sie ihrem Schicksal.

Es währte indeß nicht lange, so ließen sich Schritte vernehmen, die Thür wurde geöffnet und eine Frau, in einem langen, schwarzen Mantel gehüllt, und dicht verschleiert, trat ein. Ein Diener folgte ihr, er befestigte die Fackel, die er in der Hand hielt, an einem eisernen Ring an der Mauer und entfernte sich. Als die Thür hinter ihm in das Schloß fiel, warf die Eingetretene Mantel und Schleier ab und die Aebtissin stand in

ihrem weißen Habit und ihrem violetten Hermelinpelz, das große, goldene Kreuz auf der Bruſt, vor der Marſchallin.

„Kennſt Du mich?“ fragte ſie mit einem höhniſchen Lächeln um die vollen, rothen Lippen.

„Du biſt es, Maria Stanislawa?“

„Weißt Du, was Dir bevorſteht,“ fuhr die Aebtiſſin fort, „Du biſt in meiner Gewalt, Niemand vermag Dich mir zu entreißen. Ich kann mit Dir machen, was mir beliebt, und Du kannſt überzeugt ſein, daß ich die Wolluſt befriedigter Rache mit vollen Zügen ſchlürfen werde.“

„Ich verſtehe Dich nicht,“ erwiderte Maria Kaſimira ruhig, „was habe ich Dir gethan? Was hätteſt Du an mir zu rächen?“

„Meine Liebe, mein mit Füßen getretenes Herz.“

„Kann ich dafür, daß mein Gemahl, der Marſchall, mich und nicht Dich geliebt und zum Weibe erwählt hat?“

„Wer ſonſt?“

„Ich habe nichts gethan, ihn Dir ſtreitig zu machen.“

„Ich weiß es beſſer.“

„Du ſuchſt einen Vorwand —“

„Genug, ich haſſe Dich,“ rief Maria Stanislawa, „und ich denke nicht daran zu unterſuchen, wie weit Du ſchuldig biſt, ſondern nur Dich zu richten, zu ſtrafen.“

„Du kannſt mich morden, Maria Stanislawa, nicht richten,“ erwiderte die Marſchallin mit edlem Stolz.

Die Aebtiſſin ſtieß ein kurzes, häßliches Lachen aus, „Du irrſt Dich, hier gebiete ich unumſchränkt, im Namen Gottes, des Königs und der Republik; mir, mir allein ſteht auf dieſem Grund und Boden das Recht über Tod und Leben zu, und ſei gewiß, daß ich dieſes koſtbare, dieſes unbezahlbare Recht zu nützen wiſſen werde.“

„Thue, was Du verantworten kannſt.“

„Statt mir zu trotzen,“ fuhr Maria Stanislawa fort, „würde es Dir beſſer anſtehen, Dich vor mir im Staube niederzuwerfen und mich um Gnade zu bitten.“

„Das werde ich nie.“

„O! Du wirſt zu meinen Füßen liegen,“ ſprach die Aebtiſſin, „jetzt auf der Stelle. Ich habe Mittel, Deinen Stolz zu beugen.“

„Du haſt keines.“

„Ich werde Dich auf die Folter ſpannen laſſen.“

Maria Kaſimira zuckte zuſammen.

„Ah, zitterſt Du jetzt vor mir?“ rief die Aebtiſſin triumphirend.

„Ich zittere nicht.“

„Du wirſt aber,“ fuhr Maria Stanislawa fort. „Du kennſt mich, ich werde Wort halten. Morgen um dieſe Zeit wirſt Du bebend zu meinen Füßen liegen und um Gnade betteln, ich aber werde kein Erbarmen mit Dir haben, ich werde Qualen für Dich erſinnen und erſt

wenn alle Martern erschöpft sind, werde ich Dich dem Henker überliefern.“ Mit diesen Worten ergriff Maria Stanislawa die Fackel und verließ ihre Gefangene, die in ihr Schicksal ergeben auf das feuchte Stroh hinsank und laut zu beten begann. Nach Mitternacht wurde die Thüre ihres Kerkers leise geöffnet und ein greller Lichtstrahl fiel durch dieselbe.

Pan Zajontschek trat leise herein, einen Mantel um die Schulter und eine Blendlaterne in der Hand.

„Will man mich noch heute Nacht ermorden?“ schrie Maria Kasimira auf.

„Nein, nein,“ erwiderte Pan Zajontschek leise, „verhalten Sie sich nur ruhig, ich thue keinem Menschen was zu Leide.“

Als die Marschallin in sein dickes, rothes Gesicht blickte, mußte sie unwillkürlich lächeln.

„Wer seid Ihr denn?“ fragte sie, „und was wollt Ihr von mir?“

„Ich bin Zajontschek, der Castellan des Klosters.“

„Was, ein Edelmann? Und ein polnischer Edelmann schämt sich nicht, seine Hand dazu zu bieten, daß man eine Frau, eine adelige Dame, die nichts verbrochen hat, als daß sie ihr Vaterland liebt und die Freiheit vertheidigt, in dieser unmenschlichen Weise behandelt?“

„Ich schäme mich ja so,“ sprach Pan Zajontschek, „deshalb habe ich Ihnen einen Becher mit Wein und etwas Speise gebracht.“

„Ich danke Euch," sprach die Marschallin, „aber damit ist mir wenig gedient. Wißt Ihr, daß Maria Stanislawa mich schon morgen foltern lassen will?"

Pan Zajontschek erschrak. „Sie ist es im Stande, sie schon."

„Wenn Ihr ein Herz habt, so rettet mich," flüsterte Maria Kasimira.

„Ich würde es gerne thun, aber wer rettet denn mich?"

„Sie müssen es eben mit aller Vorsicht in's Werk setzen."

„Gnädige Frau," sagte Zajontschek stöhnend, „es kostet mir den Kopf."

„Wißt Ihr nicht, was ein nobile verbum ist?"

„Ich weiß es."

„Ich gebe Euch dasselbe. Sobald die Aebtissin Euch zur Strafe zieht, sobald Ihr in Gefahr seid, stelle ich mich ihr selbst."

„In Gottes Namen also." Er begann ihr die Ketten abzunehmen.

„Wie nur entfernen wir die Wache?" fragte Maria Kasimira.

„Der habe ich etwas in den Wein gemischt," erwiderte Zajontschek mit einem spitzbübischen Lächeln. „Die schläft ohnehin bis zum Morgen."

Die Ketten fielen klirrend zur Erde. Die Marschallin leerte den Becher feurigen Ungarweins auf einen Zug und theilte dann Zajontschek rasch ihren Plan mit. Er

hörte nur zu und nickte, manchmal ſeufzte er auch, aber er ergab ſich in ſein Schickſal.

Als die Aebtiſſin am nächſten Morgen in den Kerker trat, um ſich an der Verzweiflung ihres Opfers zu weiden, war der erſte Eindruck, den ſie empfing, der, daß dieſes Opfer über Nacht bedeutend an Umfang zugenommen hatte. Dieſes Räthſel löſte im nächſten Augenblick das jämmerliche Geſchrei des armen Caſtellans. „Gottlob, daß Sie endlich kommen," rief er, „um das zu retten, was die Ratten von dem unglücklichen Zajontſchek übrig gelaſſen haben."

„Du hier," murmelte die Aebtiſſin erbleichend, „wo iſt Maria Kaſimira?"

„Die hat der Teufel geholt. Ich werde Alles erzählen. Nehmt mir nur die Kettten ab und gebt mir einen Schluck Wein."

Es geſchah und Zajontſchek kam in dem Schafspelz und dem Kopftuch der Marſchallin unter allgemeinem Gelächter an das Tageslicht. Nur Maria Stanislawa lachte nicht.

„Was iſt hier vorgegangen?" fragte ſie.

„Ich weiß es ſelbſt nicht."

„Ohne Zweifel warſt Du betrunken."

„Ich möchte es faſt mit Beſtimmtheit behaupten," antwortete Zajontſchek.

„Wie aber kamſt Du in den Kerker und in dieſe Kleider?" forſchte Maria Stanislawa.

„Das weiß Gott," ſagte Zajontſchek, „ich entſinne

mich nur, daß ich im Keller vor dem großen Faß Burgunder einſchlief und als ich erwachte, die Ratten gerade auf meinem Geſichte einen Ball abhielten."

„Wie aber kam die Marſchallin zum Thor hinaus?"

„Das wird ſo geweſen ſein," erzählte der Pförtner, ſich am Kopfe kratzend, „nach Mitternacht pochte es an mein Fenſter. Ich ſtand auf, kam heraus und ſah den Pan Zajontſchek hoch zu Roß. Ohne lange zu fragen machte ich auf. Gewiß war es die Marſchallin, die davonritt."

„Sie allein, das iſt doch nicht gut möglich."

„Es können ihrer auch mehr geweſen ſein, ich war ſo verſchlafen —"

„Und betrunken," ſchrie die Aebtiſſin, Alles betrunken, der Caſtellan, die Wache, der Pförtner. Das ſind meine treuen Diener. Aber wartet nur. Dem Caſtellan wird die Nacht im Kerker als ein Theil ſeiner Strafe angerechnet, trotzdem wird er in einer dunklen Zelle für drei Tage bei Waſſer und Brot eingeſperrt."

Zajontſchek athmete auf.

„Der Pförtner wird für 24 Stunden in den Bock geſpannt," fuhr Maria Stanislawa fort, „und der Soldat, der Wache hielt, wird in Ketten gelegt und für acht Tage in den Kerker geworfen, den er ſo ſchlecht behütete."

Niemand wagte es um Gnade zu bitten, ſie waren Alle froh, daß die ſtrenge Aebtiſſin ihnen nicht den Strick um den Hals legen ließ.

Das Schmerzlichſte für Zajontſchek war, daß die Aebtiſſin jetzt ſelbſt die Schlüſſel des Kellers in Verwahrung nahm.

* * *

Maria Kaſimira war in der Maske des Caſtellans glücklich durch das Thor der Stadt in das Freie gelangt. Sie trieb ihr Pferd mit der Peitſche vorwärts und jagte wie im Sturm auf der Straße nach Wenglinka dahin. Hier weckte ſie die Bewohner des Edelhofes und ſtieg vom Pferde, um kurze Zeit zu ruhen. Dann zog ſie ein Kleid der Gutsfrau an, hüllte ſich in den Pelz derſelben, hing einen Säbel um, ſteckte zwei Piſtolen zu ſich und ſetzte, von dem jungen Edelmann Wiſozki und einem Koſaken begleitet, ihren Weg fort. Sie kam vollkommen unbehelligt bis Komeno, wo ſie auf einen Trupp Conföderirter vom Corps des General Rzewuski ſtieß. Dieſe gaben ihr das Geleit bis in das Hauptquartier. Rzewuski empfing ſie mit kriegeriſchen Ehren.

Maria Kaſimira überbrachte ihm den Befehl der Generalität in Eperies und verabredete mit ihm einen gemeinſamen Operationsplan. Sofort entſendete Rzewuski ſeine Adjutanten nach allen Richtungen, um den ringsum zerſtreuten Schaaren der Conföderirten die nöthigen Befehle zu überbringen. Die Marſchallin gönnte ſich einen Tag Ruhe, nicht mehr, dann trat ſie an der Spitze von hundert Reitern, welche Rzewuski galant

unter ihre Befehle geſtellt hatte, den Rückweg an. In Stoka überfiel ſie die Vorpoſten Trentowskis und führte den Lieutenant Mir und ein Dutzend ſeiner Ulanen als Gefangene mit ſich fort.

In Mienowize von ihren Truppen mit lautem Jubel empfangen, traf ſie alle Anſtalten zum Marſche nach Sambor und ſandte dann den gefangenen Lieutenant Mir mit einem Brief an Trentowski.

Dieſer hatte in jener ereignißreichen Nacht ſowohl die Conföderirten als die eingeſchloſſene königliche Compagnie vergebens in Smolniga geſucht und war am nächſten Tage ärgerlich nach Sambor zurückgekehrt.

Hier erfuhr er die Liſt der Aebtiſſin, die Gefangennahme Maria Kaſimiras und ihre Flucht und kam bereits ſehr gereizt zu Maria Stanislawa.

Als ihm dieſe noch zum Ueberfluſſe mit der größten Kaltblütigkeit erklärte, daß ſie die Abſicht gehabt habe, die Marſchallin zuerſt foltern und dann enthaupten zu laſſen, konnte er nur mit Mühe ſeiner Empörung ſoweit Herr werden, daß er Maria Stanislawas Geſchlecht und Würde in ihr ſchonte, aber er eröffnete ihr ganz trocken, daß fortan er allein in Sambor befehlen werde, und daß er Niemand rathe, ſich Eingriffe in ſeine Rechte zu erlauben, vor Allem aber niemals dulden werde, daß die edle und reine Sache des Königs, durch die Rachſucht Einzelner befleckt werde.

Maria Stanislawa biß ſich auf die Lippen und ſchwieg. Trentowski verließ ſie mit einer kalten Ver-

bengung und ließ ſich ſeither im Kloſter nicht mehr blicken.

Als Lieutenant Mir ihm den Brief der Marſchallin übergab, öffnete er denſelben mit fieberhafter Haſt. „Sie beklagt ſich ohne Zweifel über die Aebtiſſin," rief er, die wenigen Zeilen überfliegend. „Nein, die edle Frau erwähnt ihrer mit keinem Worte. Sie wünſcht nur eine Unterredung mit mir in Wenglinka." Trentowski ſetzte ſich an den Tiſch nun zu ſchreiben, warf aber gleich wieder die Feder fort. „Ich kann nicht, ich bin zu aufgeregt," ſprach er, „kehren Sie ſofort zurück, Lieutenant Mir, und melden Sie der Marſchallin, daß mir ihr Wunſch Befehl iſt. Ich werde ſie morgen Mittags in Wenglinka erwarten."

Lieutenant Mir kehrte mit der Antwort ſeines Pulkownik in das Lager der Conföderirten bei Mienowize zurück. Die Marſchallin dankte ihm und ſchenkte ihm die Freiheit, indem ſie ihm zugleich ſein Pferd und ſeinen Säbel zurückgab. Trentowski ließ ſich nicht beſchämen. Er ſchickte ihr alle gefangenen Conföderirten, mit denſelben auch den jungen Staniosli zurück, und ſie wieder befahl die königlichen Soldaten, die ihr bei Starowize und Stoka in die Hände gefallen waren, ſofort freizulaſſen.

Als Trentowski am nächſten Tage vor dem Edelhofe in Wenglinka vom Pferde ſprang, ſah er bereits Maria Kaſimira auf der Straße von Stoka heranſprengen.

Er eilte ihr entgegen, hob sie vom Pferde und geleitete sie in das Herrenhaus.

„Ich hoffe, gnädige Frau," begann er, „daß die letzten mir peinlichen Vorfälle keine schlimmen Folgen für Sie gehabt haben."

„Wie Sie sehen, bin ich Gottlob wohl und guter Dinge." Maria Kasimira ließ sich in dem Saal des Herrenhauses in einen kleinen Lehnstuhl nieder und lächelte Trentowski freundlich an. Er stand vor ihr und verglich sie unwillkürlich mit Maria Stanislawa. Sie erschien in ihrem langen Reitkleide von dunkelrothem Sammt und der mit Marderpelz gefütterten und reich ausgeschlagenen Jacke von demselben Stoff, die prächtig mit Gold verschnürt war, noch um vieles imposanter als die Aebtissin in ihrem violetten Hermelintalar; wenn aber die Letztere vor Allem einen üppigen und reizenden Eindruck machte, der mit ihrer Würde gar seltsam contrastirte, war bei Maria Kasimira die Schönheit mit einem edlen Ausdruck hoher geistiger Eigenschaften gepaart.

Die reine Stirn, die dunklen Augen verkündeten einen durchdringenden Verstand und ein warmes, begeistertes Herz, der kleine Mund, mit den kräftig gezeichneten Lippen, die feine scharfgeschnittene Nase, das runde Kinn einen unbeugsamen Willen.

„Sie haben ohne Zweifel die Absicht, sich zu beklagen" begann der Pulkownik.

„Ueber wen."

„Ueber Maria Stanislawa.“

„Ich denke nicht daran,“ erwiderte Maria Kasimira mit Würde. „Maria Stanislawa hat genau so gehandelt, wie es ihrer Natur entsprach. Ich weiß, daß Sie in jener Nacht nicht in Sambor waren, daß Alles ohne Ihr Wissen geschah, und das genügt mir.“

„Sie machen mich sehr glücklich.“

„Ich bin nur Ihretwegen hierhergekommen,“ fuhr die Marschallin fort, „in der Absicht, Sie zu warnen.“

„Mich? in wiefern.“

„Aber setzen Sie sich doch zu mir.“ Maria Kasimira zog ihn auf den Stuhl neben sich nieder und ließ seine Hand nicht mehr los. Sie wissen, daß die Conföderation in der letzten Zeit große Fortschritte gemacht hat. Es bereiten sich ernste, entscheidende Ereignisse vor und ich bin gewiß, daß unsere Sache siegen wird. Zunächst stehen uns aber blutige, mörderische Kämpfe bevor und ich zögere keinen Augenblick es zu gestehen, ich bin besorgt, von ganzem Herzen besorgt um Sie, mein Freund.“

„Fechten und einmal auf dem Schlachtfelde sterben, ist das Loos des Soldaten,“ erwiderte Trentowski.

„Aber in Ihrer Lage ist der Tod fast gewiß,“ fiel sie erregt ein. „Sie sind hier der Commandant eines verlorenen Postens, Sie werden geschlagen werden, die Uebermacht wird Ihr Corps erdrücken. Ihre Tapferkeit wird Alles aufbieten, die in vorhinein verlorene Sache zu retten und Sie werden das Opfer eines edlen Irrthums sein.“

„Ich bin gerührt von Ihrer Güte," sprach Trentowski, „aber meine Ehre verbietet mir nur um so mehr, einen Posten, wenn derselbe gefährlich ist, zu verlassen."

„Lassen Sie sich gewinnen," fuhr Maria Kasimira fort, „es ist nicht meine Sache, Ihnen zu beweisen, wie der Krieg wie sein Anfang nicht allein die Freiheiten der Republik, sondern geradezu den Bestand unseres Vaterlandes gefährdet haben. Die Thatsache, daß der Thron Stanislaus Augusts nur noch durch russische Bajonette aufrecht erhalten werden kann, sagt mehr als die glänzendste Rhetorik. Was ist aber das Ziel des großen Bundes von Patrioten, der sich die polnische Conföderation nennt? Wir wollen die Russen aus unserem Lande vertreiben, Ordnung und Freiheit in demselben auf das Neue begründen. Ist dieses Streben ein verbrecherisches? tadelnswerthes?"

„Gewiß nicht," erwiderte der Pulkownik, „aber es giebt gesetzliche Mittel —"

„Die giebt es nicht," unterbrach ihn die Marschallin lebhaft, „man hat die Freiheit der Landtage und ihrer Berathungen unmöglich gemacht, russische Bajonette bedrohen jeden, der kein Werkzeug des Czaren ist; uns ist nichts geblieben als der Säbel."

Trentowski schwieg.

„O! lassen Sie sich überzeugen," fuhr Maria Kasimira nach einer kleinen Pause fort, „weihen Sie Ihren Arm der edlen Sache Ihres Vaterlandes, weihen Sie ihn der Freiheit, weihen Sie ihn — mir."

„Maria Kaſimira," rief Trentowski aus, „was haben Sie geſagt, doch nein — ich darf dieſe holden Lockungen nicht hören. Sie ſelbſt würden mich verachten, wenn ich meiner Pflicht, meinem Eide untreu würde."

„Dann verſprechen Sie mir, wenigſtens nicht mehr als Ihre Pflicht zu thun," ſprach die Marſchallin, „opfern Sie ſich nicht für ein Phantom."

„Was verlangen Sie alſo von mir?"

„Daß Sie keine Schlacht wagen."

„Und warum."

„Weil wir Ihr Corps, trotz der Verſtärkungen, welche Sie, wie ich weiß, erwarten, im freien Felde vernichten würden und ich im Getümmel der Schlacht, im Gewirre der Flucht, für Ihr Leben zittere, während ich — wenn Sie ſich in Sambor von uns belagern laſſen — Sie retten kann."

„Fürchten Sie nichts," erwiderte Trentowski, „ich beſitze einen Talisman, der mich beſchützt."

„Scherzen Sie nicht." Sie zog unwillig ihre Hand zurück.

„Es iſt mein voller Ernſt." Er zog das Tuch hervor, das ſie in der Bauernhütte zu Stoka verloren hatte, als er dort verwundet lag. Maria Kaſimira erröthete. „Ich verſpreche Ihnen trotzdem, mich nicht ohne Noth der Gefahr auszuſetzen. Sind Sie damit zufrieden?"

„Ich muß wohl," erwiderte Maria Kaſimira mit

einem Seufzer. Sie erhob ſich und reichte ihm die Hand zum Abſchied. „Leben Sie wohl.“

„Gott beſchütze Sie.“ Er küßte ihr die Hand, dann führte er ſie zu ihrem Pferde und bot ihr ſeine Hand ſtatt des Steigbügels dar. Sie ſchwang ſich leicht in den Sattel, dankte mit einem reizenden Lächeln und ſprengte mit ihrem Gefolge davon. Trentowski kehrte, in ernſte Gedanken verſunken, langſam nach Sambor zurück.

In den nächſten Tagen trafen von verſchiedenen Seiten namhafte Verſtärkungen für ihn ein, zugleich meldeten aber die Spione der Aebtiſſin, daß ſich die Conföderirten bei Mienowize concentrirt hatten und Rzewuskis Vortrab bereits in Wenglinka eingetroffen ſei.

Da Trentowski ſich nicht mehr im Kloſter blicken ließ, kam Maria Stanislawa eines Tages zu ihm, von einer ihrer Nonnen und dem Caſtellan Zajontſchek begleitet, umgeben von dem ganzen Pomp ihrer Würde und Macht. Gerade waren ſeine Offiziere um einen großen Tiſch bei ihm zum Kriegsrath verſammelt und der Oberſt entwickelte ihnen auf einer großen, mit rothem Wein beſpritzten Karte ſeinen Plan. Beim Anblick der Aebtiſſin erhoben ſich Alle ehrbietig und Trentowski eilte ſelbſt einen Stuhl für Sie zu bringen; ſie nahm indeß auf ſeinem Sitz vor der Karte Platz und ließ ihre ſchönen, klugen Augen fragend im Kreiſe der Offiziere herumſchweifen. „Sie denken doch nicht daran,“ fragte

ſie endlich, „die vereinigten Conföderirten im freien Felde anzugreifen?“

„Gewiß nicht,“ entgegnete Trentowski, „ſondern noch ehe ſie ſich vereinigen.“

„Dazu iſt es zu ſpät,“ fiel Maria Stanislawa ein.

„Wir können Sambor gegen die überlegene Macht der Marſchallin und Rzewuskis nicht halten,“ ſprach der Pulkownik, „umſoweniger als wir nicht genügenden Proviant haben. Es giebt alſo nur zwei Möglichkeiten, die uns bleiben. Entweder Sambor zu räumen —“

„Um Gotteswillen.“

„Oder Rzewuski auf dem Marſche anzugreifen und unter für ihn ungünſtigen Verhältniſſen zu einer Schlacht zu zwingen.“

„Dann liefern Sie in Gottes Namen die Schlacht,“ ſagte Maria Stanislawa ſeufzend, „obwohl ich gewiß bin, daß wir ſie verlieren.“

Trentowski entwickelte ſeinen Plan und ertheilte auf der Stelle die nöthigen Befehle.

Während Rittmeiſter Bugarski die Vorpoſten der Marſchallin bei Stoka zurückwarf und auf Mienowize vordrang, rückte Trentowski mit ſeiner Hauptmacht und den Soldaten der Aebtiſſin in aller Stille aus Sambor heraus, überfiel den Vortrab Rzewuskis, durch einen dichten Nebel begünſtigt, bei Wenglinka, drängte ihn zurück und verwickelte bei Broda die nach und nach eintreffenden Truppen Rzewuskis in einen mörderiſchen

Kampf, der mehr und mehr eine für die Conföderirten ungünstige Wendung nahm.

Indeß hatte aber die Marschallin den Plan Trentowskis durchschaut und handelte rasch und mit unwiderstehlicher Energie. Sie setzte sich selbst an die Spitze ihrer ganzen Reiterei, trieb Bugarski nach Stoka zurück, schloß ihn hier durch eine kecke Umgehung ein und zwang ihn, mit dem Reste seiner Leute die Waffen zu strecken. Dann stürmte sie vorwärts und erschien plötzlich im Rücken Trentowskis. In wenigen Augenblicken war die Schlacht zu Gunsten der Conföderirten entschieden und Trentowski schien nur die Wahl zu bleiben, entweder sich der Marschallin zu ergeben, oder wie ein Held zu fallen.

Zweimal versuchte er vergeblich sich durch die Truppen der Marschallin durchzuschlagen. Bei der zweiten Attaque erhielt er im Pêle-mêle einen Lanzenstich in den Arm, blieb aber dennoch im Sattel. Er änderte jetzt blitzschnell seine Taktik, stellte seine ganze Infanterie in einem großen Viereck auf, die Geschütze an den Ecken und warf sich mit der Reiterei auf Rzewuski. Zum Glück für ihn hielt sein Fußvolk Stand, während er mit seinen Ulanen Rzewuskis Linie durchbrach und, obwohl ein zweites Mal durch einen Schuß in das Bein verwundet und von der Cavallerie hitzig verfolgt, nach Sambor entkam.

Die Schlacht hatte sich in eine Reihe Einzelgefechte aufgelöst und Nebel und Nacht kamen den Königlichen

zu Hilfe; so gelang es auch noch einem Theil der Infanterie, sich in die Stadt zu retten.

Der Sieg, das Schlachtfeld und die Trophäen blieben den Conföderirten, welche vier Geschütze und zwei Fahnen erobert und über 300 Gefangene gemacht hatten.

Vor dem Edelhofe von Wenglinka trafen sich Rzewuski und die Marschallin an dem Abende der Schlacht. Der General küßte ihr die Hand und nannte sie vor allen seinen Offizieren, die polnische Zenobia und sie nahm das Compliment mit einem liebenswürdigen Lächeln an.

* * *

Während Rzewuski sich nach dem Siege von Broda gegen Krakau wandte, übernahm es die Marschallin, das schwach besetzte und schlecht verproviantirte Sambor zu belagern. Sie begann damit, daß sie die Stadt einschloß und derselben alle Zufuhr abschnitt. Dann ließ sie alles Geschütz aus Warda und Bialigrod kommen und nachdem die Laufgräben eröffnet waren, vier Batterien errichten.

Ehe dieselben demaskirt wurden, ließ sie den Pulkownik zur Uebergabe auffordern und nachdem er dieselbe artig aber entschieden verweigert hatte, das Feuer auf die alten, an vielen Stellen verfallenen Mauern der Stadt eröffnen. Die Königlichen erwiderten dasselbe mit den wenigen Kanonen, die sie hatten, kräftig

genug und ſogar mit vielem Glück. Gleich Anfangs flog ein Pulvermagazin der Conföderirten in die Luft und tödtete ihnen viele Leute. Am zweiten Tage wurden ihnen zwei Geſchütze demontirt und am dritten die eine Batterie ganz zum Schweigen gebracht.

Es war nicht der verwundete und auf ſeinem Feldbett ausgeſtreckte Trentowski, ſondern Maria Stanislawa, welche jetzt mit Maria Kaſimira um den Lorbeer des Sieges rang. Sie ſchien keine Furcht und keine Ermüdung zu kennen. Tag und Nacht ſah man ſie auf den Wällen, im feindlichen Feuer, Befehle ertheilen, die Geſchütze richten und abſchießen, die Soldaten ermuthigen, Verwundete verbinden, Sterbende tröſten. Aber nicht weiblicher Opfermuth und Ausdauer allein, auch Frauenliſt und Verſtellung kämpften auf beiden Seiten. Eines Tages brachten die in der Gegend herumſtreifenden Reiter der Marſchallin triumphirend eine Anzahl Schlitten in das Lager, welche ſie als gute Beute aufgegriffen hatten und deren Beſitzer, ein reich gekleideter Jude, vergebens um Schonung ſeines Eigenthums bat, indem er bald die Hände zum Himmel erhob, bald vor dem Offizier, der die Schaar befehligte, in die Kniee fiel. Die Schlitten waren mit kräftigen Pferden beſpannt und mit verſchiedenen Lebensmitteln und großen Branntweinfäſſern beladen. Kaum waren ſie im Lager angelangt, ſtürzten die Conföderirten, die auch nicht allzureich mit Nahrung verſehen waren, von allen Seiten auf dieſelben los und ſchickten ſich an ſie zu

plündern. Da erſchien Maria Kaſimira zu Pferde unter den Plünderern und gebot Einhalt.

„Zu was den jüdiſchen Schurken ſchonen?“ riefen mehrere Stimmen.

„Nicht den Juden, Euch will ich vor Unglück bewahren,“ entgegnete die Marſchallin, „ich befehle Euch noch einmal, nichts von dieſen Dingen zu berühren. Der Erſte, der meinem Befehle nicht gehorcht, fällt durch meine Kugel.“

Sie zog eine Piſtole hervor. Die Conföderirten ließen murrend von den Wagen ab.

„Es iſt verdächtig,“ fuhr Maria Kaſimira fort, „daß dieſer Jude hier in der Gegend, wo der Krieg tobt, mit ſolcher Waare herumfährt. Wohin wollte er damit? Nach Sambor, in unſer Lager? Hier iſt ein Anſchlag der Belagerten im Spiel, ich wette, daß dieſer Branntwein Gift oder ſonſt etwas Gefährliches enthält. Wo iſt der Jude?“

Es war Moſes; der Spion Maria Stanislawas war verſchwunden. Vergebens ſendete die Marſchallin Reiter aus, ihn zu fangen, ſie fanden ihn weder im Lager, noch in der Umgebung. Maria Kaſimira ließ eines der Fäſſer anzapfen und von dem Branntwein, den es enthielt, einem der Hunde, die ſich im Lager herumtrieben, etwas Weniges einflößen. Nun verendete das Thier zwar nicht, aber nach einer Weile ſtreckte es alle Viere von ſich und ſchlief ein und ſchlief ſo feſt, daß ſelbſt Hiebe nicht im Stande waren, es zu erwecken.

„Seht Ihr, daß ich Recht hatte," sprach Maria Kasimira, ließ den Branntwein auslaufen, die Lebensmittel verbrennen und befahl den ausgestellten Posten doppelte Wachsamkeit.

Wirklich unternahmen die Königlichen in derselben Nacht, durch Nebel begünstigt, einen kräftigen Ausfall, wurden aber von den Conföderirten übel empfangen und nach kurzem Gefechte mit blutigen Köpfen nach Sambor zurückgejagt.

Ein anderes Mal geschah es, daß die auf dem Thurm der Stadt aufgestellten Wachen bei Anbruch des Tages das Lager von den Conföderirten verlassen und dieselben in dunklen Colonnen gegen Norden ziehen sahen. Nur ein kleiner Theil war zurückgeblieben, um Sambor zu bewachen. Sie meldeten es der Aebtissin, welche selbst den Thurm bestieg, um sich von der Sachlage zu unterrichten. Man hörte jetzt in der Ferne Kanonenschüsse und sah von Zeit zu Zeit hinter dem Walde Pulverrauch emporsteigen.

Plötzlich sprengte ein Reiter in der Uniform eines königlichen Offiziers heran, schwenkte von Weitem schon ein weißes Tuch und erreichte, obwohl die Conföderirten mehrere Flintenschüsse auf ihn abfeuerten, glücklich das Thor. Man ließ ihn ein und führte ihn zu Trentowski. Er meldete hastig, ein russisches Corps, von königlichen Offizieren begleitet, sei im Anmarsch und eben im Kampfe mit den Truppen der Marschallin, und beschwor den Pulkownik, sofort einen Ausfall anzuordnen und

die Belagerer im Rücken zu faſſen und zu vernichten. Schon ertheilte Trentowski die nöthigen Befehle, da ſandte die Aebtiſſin den Pan Zajontſchek und ließ den königlichen Offizier, der die Freudenbotſchaft gebracht, zu ſich bitten.

Er kam in das Kloſter, wurde von ihr mit lauter Freude begrüßt und theilte ihr mit, was er bereits dem Oberſten gemeldet hatte.

„Wer befehligt die Ruſſen?“ fragte Maria Stanislawa lauernd.

„General Apraxin.“

„Du lügſt,“ rief die Aebtiſſin ſich erhebend mit einem Blick, der nichts Gutes verhieß. „Apraxin wurde vor zwei Wochen abberufen und iſt auf dem Wege nach Moskau.“

Der Fremde entfärbte ſich.

„Es iſt doch ſo,“ ſtammelte er.

„Nein,“ herrſchte ihm die Aebtiſſin zu, „es iſt nicht ſo und Du biſt auch kein königlicher Offizier.“

„Welcher Verdacht,“ murmelte der Fremde.

Maria Stanislawa rief ihre Leute, die hinter der Thür bereit ſtanden, ließ den Offizier feſtnehmen und feſſeln und auf der Stelle in die Folterkammer bringen. Hier begann ſie ihn in ihrer energiſchen Weiſe zu verhören.

„Wer biſt Du?“

„Ein Offizier des Königs.“

„Sprich die Wahrheit.“

Der Fremde ſchwieg. Auf einen Wink Maria Stanislawas ſpannte man ihn in den Bock und legte ihm die Beinſchienen an. Sie ſaß vor ihm, ihr Fuß ſtand auf dem Bock wie auf einem Schemel und ſie blickte ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit in das von Schmerz verzerrte Geſicht.

„Geſtehe!“

„Ich habe nichts zu geſtehen.“

„Du bleibſt dabei, daß General Apraxin Dich geſendet?“

„Ja.“

„Wir haben keine Zeit zu verlieren, verſtehſt Du?“ ſprach Maria Stanislawa, „legt ihm alſo noch die Daumſchrauben an.“

Es geſchah. Der Arme ſtöhnte und ein Beben ging durch ſeinen ganzen Leib.

„Geſtehe!“

Keine Antwort.

„Macht die Zangen glühend,“ gebot die Aebtiſſin.

„Nein, nein,“ flehte der Arme.

„Sprich alſo die Wahrheit.“

„Erbarmen Sie ſich, ich werde Alles geſtehen.“

„Geſtehe,“ erwiderte ſie kalt, „dann werde ich vielleicht gnädig ſein.“

Der Unglückliche geſtand, daß er ein Edelmann Namens Wotnizki und von der Marſchallin geſendet ſei. Die Aebtiſſin ließ ihm die Daumſchrauben und Beinſchienen abnehmen und ihn mit Ketten beladen in

den Kerker werfen, dann eilte sie zu Trentowski. Der Ausfall unterblieb. Mit Anbruch der Nacht kehrten die Conföderirten in ihr Lager zurück.

Als sie am Morgen erwachten, stand auf dem Walle von Sambor ein Galgen und an demselben hing Wotnizki, der Bote der Marschallin.

Einige Zeit nahm nun die Belagerung ihren regelmäßigen Gang. Die Conföderirten beschossen die Wälle und sendeten Nachts, um die Einwohner zu schrecken, glühende Kugeln in die Stadt. In einer stürmischen Nacht erschien plötzlich in der östlichen Batterie der Belagerer ein Gespenst, in weiße Grabtücher gehüllt. Es wuchs vor den Augen der erschreckten Soldaten aus der Erde und wuchs immer höher zur Gestalt eines Riesen empor. Die Conföderirten ergriffen die Flucht. Das ganze Lager wurde alarmirt. Maria Kasimira schwang sich rasch auf ihr Pferd und eilte, von mehreren Offizieren und Reitern begleitet, in die Batterie. Sie kam noch eben recht, um die Kriegslist Maria Stanislawas, die geschickt auf den Aberglauben ihrer Landsleute gerechnet hatte, zu vereiteln. Zu dem ersten Gespenst hatten sich mehrere andere gesellt, und alle zusammen waren eben daran, die Geschütze zu vernageln.

Beim Herannahen der Marschallin verschwanden sie rasch, wie wenn die Erde sie verschluckt hätte. Es zeigte sich, daß ein unterirdischer Gang aus der Stadt hierher führte. Maria Kasimira ließ denselben auf der Stelle verschütten und fortan streng bewachen.

Pan Staniosti, jener junge Edelmann, welcher in Warda in feindliche Gefangenſchaft gerathen und ſpäter mit den anderen Conföderirten von Trentowski freigelaſſen war, wurde von Maria Kaſimira zu einem luſtigen Wageſtück auserſehen.

Er verrieth in einer heiteren Stunde, im Zelte der Marſchallin, durch den Wein und die Scherze der Kameraden erhitzt, daß er mit einer ſchönen Jüdin in Sambor während ſeiner Gefangenſchaft ein galantes Abenteuer gehabt hatte. Darauf baute nun Maria Kaſimira einen Plan zur Ueberrumpelung der Stadt. Das Haus, in dem die ſchöne Jüdin wohnte, lag unmittelbar an dem Wall, der hier nur als einfache Mauer fortlief. Es gelang Staniosti mit vieler Mühe und Gefahr, ſich mit der Geliebten in's Einvernehmen zu ſetzen, und ſie verſprach ihm, beim nächſten Neumond in der Nacht eine Strickleiter von ihrem Fenſter herabzulaſſen.

Ein Zufall führte Maria Stanislawa gerade in dem Augenblicke, wo Staniosti fortſchlich, auf den nahe gelegenen Wall. Sie ſah eine dunkle Geſtalt über den Schnee ſchreiten und ſah die Jüdin, die ſich aus dem Fenſter herunterneigte. Sofort drang ſie mit mehreren Soldaten in das verdächtige Haus und nahm die Jüdin ſtreng in's Verhör. Dieſe ſtürzte vor Schrecken bleich der Aebtiſſin zu Füßen und geſtand Alles.

„Dein Fehler iſt nicht ſo arg, als ich dachte," ſagte Maria Stanislawa mit einem verſchmitzten Lächeln,

„und er kann unter Umſtänden noch zu einem großen Verdienſt für Dich werden. Vorläufig werde ich mich aber für alle Fälle Deiner verſichern.“

Die zitternde Jüdin wurde hierauf in das Kloſter gebracht, und ihr Haus von den Soldaten beſetzt. Wenige Tage ſpäter wurde es Neumond.

Um Mitternacht ertönte ein leiſer Pfiff an dem Fuße der Stadtmauer. Das Fenſter oben erklang und ein ſchönes Weib in koſtbarer Pelzjacke, die von Juwelen funkelnde Stirnbinde um das Haupt geſchlungen, neigte ſich herab.

„Sind Sie es?“ fragte eine helle Stimme.

„Ja.“

Die Strickleiter fiel herab. Stanioski kletterte an derſelben hinauf und ſprang in das Zimmer. Zwei weiche Arme umfingen ihn, zugleich faßten ihn aber kräftige Fäuſte von rückwärts und banden ihm Hände und Füße, während auf ein Trompetenſignal an den Fenſtern und auf dem nahen Walle die Soldaten der Aebtiſſin erſchienen und auf die Conföderirten, welche ſich anſchickten, Stanioski zu folgen, ein mörderiſches Feuer eröffneten. Der Handſtreich war mißglückt. Die Feinde flohen, indem ſie mehrere Todte und Verwundete zurückließen. Als jetzt ein Soldat mit brennender Fackel in das Zimmer trat, ſah ſich Stanioski gebunden zu den Füßen und in der Gewalt Maria Stanislawas, die ihn mit einem ſpöttiſchen Lächeln betrachtete.

„Gnade!“ war das erſte Wort, das über ſeine Lippen kam. Maria Stanislawa lächelte noch immer.

„Ich bin guter Laune,“ ſprach ſie, „und ſo ſchenke ich Ihnen das Leben.“

Sie befahl, ſeine Feſſeln zu löſen und ihn in das Kloſter zu führen. Er blieb ihr Gefangener.

In den nächſten Tagen richteten die Conföderirten ihr Feuer ausſchließlich gegen die Oſtſeite der Stadt und es gelang ihnen endlich, Breſche zu ſchießen.

Am Morgen des 18. Februar 1772 rückten ſie in dichten Colonnen zum Sturme vor. Das Feuer der Königlichen war nicht im Stande, ſie aufzuhalten, ſie begannen ſchon die Breſche zu erſteigen, da erfolgte ein furchtbarer Knall, ein zweiter, ein dritter. Mine auf Mine ging in die Luft und wie ſich der dicke ſchwarze Rauch verzog, bedeckten Hunderte gefallener Conföderirter den Platz vor der Breſche, während die Anderen in wilder Flucht dem Lager zueilten und Maria Stanislawa in ihrem weißen Habit und ſchimmernden Hermelinpelz, den goldenen Stab in der Hand, wie der Engel mit dem feurigen Schwert triumphirend auf dem Walle ſtand.

* * *

Der Siegesjubel der Belagerten währte indeß nur kurze Zeit. Pajonk, der Spion, dem es gelungen war, durch die Poſten der Conföderirten hindurchzuſchleichen, brachte ſchlimme Nachrichten.

Die Ruſſen hatten auf allen Punkten den Rückzug

angetreten und die Conföderirten am 3. Februar 1772 das Schloß von Krakau überrumpelt und genommen.

Alle Hoffnung auf Entsatz war geschwunden und es begann zugleich sich der Mangel an Lebensmitteln fühlbar zu machen. Die Besatzung fing an die Pferde zu schlachten. Trotzdem dachte Niemand an Uebergabe, um so weniger, als Trentowski endlich, von seinen Wunden vollkommen genesen, wieder das Commando übernahm und mit eiserner Hand führte. Seine Energie, sein echt patriotischer Muth kannten keine Rücksicht und kein Bedenken, wo es die Ehre galt. Da der Proviant schwand, griff er zu dem spartanischen Mittel, die Besatzung zu decimiren, indem er täglich durch kühne Ausfälle die Belagerer beunruhigte und mehr als einmal in die feindlichen Batterien eindrang. Da er dort, wo die Gefahr am größten war, wo es Kugeln hagelte, stets der Erste, durch seine Schärpe und seine rothe Mütze weithin erkenntlich, auf den Feind eindrang, gab es keine Einwendung gegen seine mörderische Kriegsführung und seine Soldaten folgten ihm willig und schlugen sich mit großer Tapferkeit. Die Bürger vertheidigten die Wälle, sogar die Juden nahmen muthig an dem Kampfe theil.

Auf diese Weise hielt Trentowski Sambor bis Mitte März. Die Conföderirten unternahmen keinen neuen Sturm, sie hatten einen verläßlichen Bundesgenossen, den Hunger. Die Noth in der Stadt wurde täglich größer, die Leute starben auf der Straße, der Pöbel begann die Häuser der Reichen zu stürmen und

zu berauben und zum Unglück für die Belagerten traf am 17. März zahlreiches Geschütz im Lager der Conföderirten ein, das General Rzewuski der Marschallin gesendet hatte, damit sie Sambor rascher überwältigen könne.

Vier neue Batterien wuchsen über Nacht aus der Erde heraus. Die Mauern der Stadt stürzten allerorten, von der furchtbaren Beschießung erschüttert, in die Gräben herab. Die Stadt schien einem Sturme offen, trotzdem schritten die Conföderirten nicht zu einem Kampfe mit der blanken Waffe, sondern begannen noch in derselben Nacht die unglückliche Stadt mit Bomben zu bewerfen.

Die Wirkung war eine entsetzliche, in allen Straßen gab es Todte und Verwundete, Häuser stürzten ein, an fünf Orten brach zu gleicher Zeit Feuer aus und drohte die ganze Stadt einzuäschern, da Niemand zu löschen wagte.

Die verzweifelten Bewohner rotteten sich zusammen und drangen zu gleicher Zeit in das Kloster und in das Haus, in dem Trentowski sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Hunderte verlangten zu gleicher Zeit mit wüthendem Geschrei die Uebergabe der Stadt. Maria Stanislawa erklärte, sie werde sich eher mit dem ganzen Kloster in die Luft sprengen, als sich ergeben. Trentowski versammelte den Rest seiner Soldaten auf dem Ring und legte ihnen die Sachlage dar. „Wem sein Leben lieber ist, als die Ehre," schloß er, „der bleibe in der Stadt, welche sich ergeben kann, sobald ich

ſie verlaſſen habe. Wer lieber ſterben will als die Waffen ſtrecken, der folge ſeinem Oberſten.“

Die Soldaten nahmen dieſe Worte lautlos, den Blick zu Boden geſenkt, auf.

Trentowski beſtieg ſein Pferd, das einzige das noch am Leben war, ließ das Thor öffnen und ritt langſam hinaus.

Hauptmann Soltyk, Lieutenant Mir und fünf Soldaten folgten ihm, die anderen rührten ſich nicht.

Trentowski hielt ſein Pferd an und blickte mit einem ſchmerzlichen Lächeln auf die kleine Schaar der Treuen. „Nein,“ murmelte er, „ich kann Euch nicht opfern, Euch am wenigſten. Es giebt noch ein anderes Mittel, meine Ehre zu retten.“

Er ſtieg ab, befahl Soltyk auf dem Thurm die weiße Fahne aufzuhiſſen, gab Mir ſein Pferd und ſandte ihn zu der Marſchallin, um ihr die Uebergabe der Stadt anzubieten. „Verlangen Sie freien Abzug mit Waffen und Gepäck,“ ſprach er, „man wird ihn uns nicht bewilligen, verſuchen Sie aber das Möglichſte, und bleibt die Marſchallin unbeugſam, dann übergeben Sie die Stadt ohne allen Vorbehalt.“ Schon hatten die Belagerer bei dem grellrothen Lichte der brennenden Stadt die weiße Fahne auf dem Thurm von Sambor entdeckt und ſtellten das Feuern ein. Die Bewohner beruhigten ſich und begannen die brennenden Häuſer zu löſchen. Maria Stanislawa hatte in aller Eile das Thor des Kloſters, das für ſich eine kleine Feſtung bildete, ver-

rammeln, in die Mauern Schießscharten bohren, alle Schätze des Klosters in den unterirdischen Gewölben verbergen lassen. Sie sendete ihre Nonnen in den Keller hinab und schickte sich an, sich mit einer Hand voll Leute gegen das ganze Heer der Conföderirten zu vertheidigen.

Die Marschallin empfing Mir in ihrem Zelte. Ihre erste Frage war: „Lebt Trentowski? Ist er verwundet?"

„Er ist unversehrt," erwiderte Mir, „aber er wollte bei einem letzten Ausfall den Tod suchen und ich bin gewiß, daß er die Uebergabe der Stadt nicht überlebt, sobald dieselbe nicht unter ehrenvollen Bedingungen erfolgt."

„Was verlangen Sie also von mir?"

„Freien Abzug mit Waffen und Gepäck."

Maria Kasimira schien einen Augenblick nachzusinnen, dann trat sie auf Mir zu und sprach: „Wenn Sie es mit Ihrem Obersten gut meinen, so bestimmen Sie ihn, selbst in unser Lager zu kommen, um mit mir zu unterhandeln. Eilen Sie."

„Sie geben mir also Hoffnung, gnädige Frau?"

„Ja und nein. Alles hängt von Trentowski ab."

Mir sprengte in die Stadt zurück. Es währte nicht lange und ein Offizier der Conföderirten meldete der Marschallin, daß der Pulkownik Trentowski bei den Vorposten erschienen sei und eine Unterredung mit ihr wünsche.

„Führen Sie ihn zu mir," ſagte Maria Kaſimira und kaum hatte ſie der Offizier verlaſſen, regte ſich auch ſchon das Weib in ihr, ſie trat vor den Spiegel, der ſie auch in das Kriegslager begleitet hatte, rief ihre Kammerfrau und das Kriegszelt verwandelte ſich in das Boudoir einer vornehmen Rococodame. Flacons wurden geöffnet, Schachteln und Schächtelchen, Puderſtaub flog umher, feiner Parfüm ſchwebte in der froſtigen Luft, das Haar wurde geordnet und in friſch gefallenen Schnee verwandelt und zuletzt der abgetragene Lagerpelz abgeworfen und eine prächtige Kazabaika von hochrothem Sammt mit Marder gefüttert und ausgeſchlagen angezogen. Noch ein Blick in den Spiegel und der Offizier meldete Trentowski.

Die Marſchallin ging ihm ſtrahlend von Schönheit und Freude entgegen und bot ihm die Hand, die er feurig küßte. „Willkommen," rief ſie, „von ganzem Herzen willkommen." Dann trat ſie einen Schritt zurück und ihr Geſicht verdüſterte ſich. „Aber wie ſehen Sie aus? Als wären Sie dem Grabe entſtiegen! Was müſſen Sie gelitten haben! Und Sie leiden noch. Aber ſprechen wir vor Allem von unſeren Angelegenheiten. Sie wollen mir Sambor übergeben, unter welchen Bedingungen?"

„Gegen freien Abzug mit Waffen und Gepäck."

„Trentowski, was verlangen Sie von mir?" erwiderte die Marſchallin, „es wäre ein Verrath von meiner Seite, Ihnen dies zu bewilligen."

„Die Tapferkeit meiner Beſatzung ſcheint mir Rückſicht zu verdienen.“

„Gewiß, aber es muß dem Sieger überlaſſen bleiben, Rückſicht zu üben,“ entgegnete Maria Kaſimira, indem ſie den Pulkownik zu ſich auf den türkiſchen Divan niederzog, der in ihrem Zelte ſtand, „ſprechen wir als gute Freunde, ohne Hinterliſt, offen, wohlmeinend. Können Sie mir zumuthen, nach den Opfern, die unſere Partei gebracht, in dem Augenblicke des Erfolges die Früchte des Sieges preiszugeben? Ich kann Ihre Soldaten nicht frei davon ziehen laſſen und am wenigſten Sie, den tapferſten, den kühnſten Führer, den unſere Feinde haben. Ja, Trentowski, Sie müſſen mein Gefangener werden,“ ſchloß ſie mit einem reizenden Lächeln, indem ihre Hand ſich ſchmeichelnd auf die ſeine legte.

„Die Ehre verbietet es mir, gnädige Frau, die Stadt in dieſer Weiſe —“

„Der Ehre iſt genug geſchehen,“ fiel ihm Maria Kaſimira in das Wort, ihre Augen leuchteten begeiſtert, „Sie haben Sambor wie ein Löwe, wie ein zweiter Leonidas vertheidigt.“

„Leonidas iſt auf ſeinem Schilde geſtorben.“

„Dafür bin ich nicht der Perſerkönig. Es ſind Ihre Landsleute, es ſind Polen, denen Sie Ihre Waffen überliefern.“

„Die Stadt —“

„Es handelt ſich nicht um die Stadt, es handelt ſich um Sie. Sie will ich zu meinem Gefangenen

machen. Erſcheint Ihnen denn dieſes Loos gar ſo ſchrecklich?“

„Maria Kaſimira, ſchonen Sie mich,“ murmelte Trentowski.

„Ich bitte Sie,“ fuhr die ſchöne Frau fort, „ergeben Sie ſich.“

„Unter welchen Bedingungen?“

„Auf Gnade und Ungnade.“

„Auf Kriegsgefangenſchaft,“ ſprach Trentowski.

„Auf Gnade und Ungnade,“ wiederholte die Marſchallin.

Trentowski blickte zur Erde.

„Ich bitte Sie, ſagen Sie ja.“

„Es ſei.“ Er erhob ſich. „Ich ergebe mich.“

„Auf Gnade und Ungnade?“

„Auf Gnade und Ungnade. Ich hoffe, Sie werden die Stadt, Sie werden meine braven Offiziere und Soldaten verſchonen.“

„Und Sie ſelbſt,“ ſprach Maria Kaſimira betroffen, „Sie ſprechen nicht von ſich.“

„Ich danke Ihnen,“ gab Trentowski mit einem traurigen Lächeln zur Antwort, „ich brauche nichts mehr.“

„Wie ungerecht, mein Freund, ich hoffe das Leben ſoll für uns Beide erſt beginnen.“

„Ein Leben ohne Ehre.“

„Sie ſind nicht bei Sinnen!“ Maria Kaſimira kehrte ihm den Rücken, in der Abſicht ihre Offiziere zu

rufen, die vor dem Zelte harrten, und die nöthigen Befehle in Bezug auf die Uebergabe der Stadt zu ertheilen, da hörte sie einen unheimlichen, wohlbekannten Ton. Der Hahn einer Pistole knackte und jetzt richtete Trentowski die Mündung derselben gegen seine Stirne.

Mit einer energischen Bewegung schlug Maria Kasimira den Lauf bei Seite, der Schuß ging in die Luft.

„Trentowski — Sie wollten sich tödten —"

„Ich kann nicht leben."

„Sie müssen leben," rief sie mit leidenschaftlicher Majestät, „haben Sie mir nicht Ihr Wort gegeben, sich nicht unnöthig aufzuopfern? Ihr Leben gehört mir, denn — ich liebe Sie."

Sie sank an seine Brust und im nächsten Augenblick lag er, überwältigt von Liebe und Glück, zu ihren Füßen.

* * *

Sambor hatte sich auf Gnade und Ungnade ergeben, nicht Maria Stanislawa.

Die Besatzung und die Einwohner der Stadt hatten die Waffen niedergelegt. Die Conföderirten eilten, nachdem sie die Thore und Wälle besetzt hatten, den Brand zu löschen, den ihre Kugeln entzündet, die Todten zu begraben, die Verwundeten zu verbinden, die Hungrigen brüderlich zu speisen. Die Marschallin hielt über Trümmern und glimmenden Balken ihren Einzug, die

unglücklichen Bewohner von Sambor warfen sich vor ihr auf die Knie und riefen Vivat, oder drängten sich an ihr Pferd heran, um ihre rothen Stiefel zu küssen. Sie lächelte gnädig, warf Geld unter die Armen und vertheilte selbst die Lebensmittel, welche von allen Seiten auf ihr Geheiß der Stadt zugeführt wurden. Alles athmete auf, die Straßen, die Häuser nahmen rasch wieder ihr früheres freundliches Ansehen an, nur das Kloster hielt seine Thore verschlossen.

Maria Stanislawa war bereit, heldenmüthig zu sterben, aber Niemand dachte daran, ihr das Leben zu nehmen, Maria Kasimira begnügte sich, das Kloster mit ihren Soldaten einzuschließen und demselben jede Zufuhr abzuschneiden und sie rechnete ganz richtig. Den Kugeln hätte die Aebtissin getrotzt, aber sie, die gewohnt war, sich an die reichbesetzte Tafel zu setzen und ihre weichen Glieder in schwellendes Pelzwerk zu schmiegen, sie war nicht im Stande, dem Hunger zu widerstehen, nicht einen Monat, nicht eine Woche. Genau sechs Tage währte die lustige Belagerung des Klosters, während der sich Nacht für Nacht die Vertheidiger verminderten, da einer der Soldaten Stanislawas nach dem anderen zu den Feinden überging. Am Morgen des siebenten Tages war sie allein mit ihren Nonnen, ihrem Castellan und ihrem Gefangenen und das Frühstück bestand nur noch aus einer Wassersuppe.

Da wurde leise, ganz leise der Riegel zurückgeschoben und aus dem halbgeöffneten Thor traten Pan Zajontschek

und der junge Stanioski. Sie begaben ſich zu der Marſchallin, um für das Kloſter günſtige Bedingungen zu erwirken.

„O, ich denke nicht daran, Maria Stanislawa zu ſchonen," rief die Marſchallin, „ſie muß ſich mir auf Gnade und Ungnade ergeben und vor mir im Staube liegend erwarten, was ich über ſie beſchließe. Was aber Sie betrifft, mein lieber Pan Zajontſchek, ſo können Sie gewiß ſein, daß ich Sie nicht vergeſſen werde. Undankbarkeit gehört nicht zu meinen Untugenden."

„Dann bitte ich, meine Gebieterin zu ſchonen," ſprach der brave Mann, „ich kann ſchon eher etwas aushalten."

„Nun, ich werde ſie nicht auffreſſen," rief Maria Kaſimira lachend, „aber ſie muß ſelbſt kommen und — ich will ſie zu meinen Füßen ſehen."

Pan Zajontſchek kehrte in das Kloſter zurück und meldete ſeufzend das Ergebniß ſeiner Miſſion. Maria Stanislawa raſte wie eine Löwin, die ſich plötzlich gefangen, in einen Käfig geſperrt ſieht.

„Sie iſt im Staube und läßt mich foltern, mich köpfen," rief ſie.

„Nein, deſſen bin ich ſicher," erwiderte Pan Zajontſchek, ſie beſänftigend, „daß ſie Ihnen kein Haar krümmen wird, aber Sie müſſen ſich demüthigen, das müſſen Sie."

„Ich ſoll ſie bitten?"

„Knieen müſſen Sie vor ihr, ja, ja, ſie verlangt

es und ſo knien Sie denn in Gottesnamen, Sie ſind es ja gewohnt.“

„Dummkopf.“

„Ich meine nur —“

„Nein, ich demüthige mich nicht vor ihr,“ murmelte Maria Stanislawa mit vor Zorn und Thränen erſtickter Stimme, „lieber will ich ſterben.“

„Wie das, wenn Niemand Sie tödten will,“ ſagte der Caſtellan. „Sie können ſich doch nicht ſelbſt das Leben nehmen, das können Sie doch nicht als Braut des Himmels, als Aebtiſſin. Man wird Sie alſo endlich doch gefangen nehmen und in dieſem Falle ſtehe ich für nichts.“

„Schrecklich, ſchrecklich.“

„Man wird Sie dann erſt recht nicht tödten, aber vor der ganzen Stadt züchtigen, das Kloſter anzünden, unſere Schätze alle rauben.“

„Du haſt Recht — aber nein — ich kann nicht —“

„Sie müſſen ſich demüthigen.“

„Ich thue es nicht,“ rief Maria Stanislawa und ſetzte ſich wie ein trotziges Kind in den Winkel. „Aber ſage mir — haſt Du nichts zu eſſen,“ begann ſie nach einer kleinen Pauſe.

„Nichts,“ entgegnete Pan Zajontſchek, „es müßte denn ſein, daß Sie eine Ratte verſpeiſen wollten und dieſe müßte ich erſt erjagen.“

Maria Stanislawa begann laut zu weinen.

Eine Stunde ſpäter verſammelte ſich das Volk

auf dem Ring um eine Art Thron, der auf demſelben aufgeſtellt war. Die Marſchallin erſchien, von mehreren Damen und ihren Offizieren begleitet und nahm auf demſelben Platz, ſtolz und ſchön wie eine junge Herrſcherin, vom Kopf bis zum Fuß in veilchenblauen Sammet und goldigen Zobelpelz gekleidet.

Sie wartete nicht lange und ſchon öffnete ſich das Thor des Kloſters und Maria Stanislawa, tief gebeugt, die Augen vom Weinen geröthet, ſchritt an der Spitze ihrer Nonnen heraus, trotz ihrem pomphaften Hermelinpelz demüthig und zaghaft wie eine Bettlerin, und ſie neigte ihr Haupt immer tiefer, je mehr ſie ſich Maria Kaſimira näherte, und jetzt lag ſie mit einem Male laut aufſchluchzend vor ihr auf den Knien.

Einen Augenblick weidete ſich die Marſchallin mit einem grauſamen Lächeln an ihrem Anblick, dann wendete ſie ſich zu den Damen, die ſie umgaben.

„Ich könnte ſie enthaupten laſſen," ſprach ſie kalt, „denn ſie hat mir nach dem Leben getrachtet."

„Gnade," murmelte Maria Stanislawa.

„Fürchte nichts," erwiderte Maria Kaſimira, „ich bin großmüthiger als Du, ich räche mich nicht an Dir, obwohl ich Urſache dazu hätte, während Du mich grundlos gehaßt und verfolgt haſt. Ich ſchenke Dir das Leben und die Freiheit, verurtheile Dich jedoch den Conföderirten 10 000 Dukaten als Subſidie zu bezahlen."

„Ich werde sie bezahlen.“ Maria Stanislawa wollte sich erheben.

„Bleibe knieen!“ herrschte ihr Maria Kasimira zu, „ich bin noch nicht zu Ende. Um Deine Rachsucht abzubüßen und sich stets meiner Gnade zu erinnern, wirst Du mich für Deine Klosterkirche als Madonna malen lassen, verstehst Du, und wirst jetzt auf der Stelle ein feierliches Gelübde ablegen, dieses Bild nie und niemals, unter keinen Umständen zu entfernen und so lange Du lebst, täglich dreimal vor diesem Bilde Deine Andacht zu verrichten.“

„Ich werde.“

„Schwöre.“

„Ich schwöre.“

„Ich bin zufrieden,“ sprach Maria Kasimira, „steh' auf, ich verzeihe Dir.“

Maria Stanislawa erhob sich und kehrte, ohne auch nur einen Augenblick die Augen aufzuschlagen, in das Kloster zurück.

„Machen Sie sich nichts daraus,“ rief Pan Zajontschek, der ihr, mit einer großen, weißen Schürze angethan, entgegenkam, „dafür werden wir heute ausgezeichnet speisen. Französische Suppe, Hirn in Muscheln, Wildpastete —“

Maria Stanislawa lächelte durch einen Schleier von Thränen.

* * *

Nicht lange nach der Einnahme von Sambor erhielt die Marschallin von Seite der Generalität in Eperies den Befehl, sich aller weiteren Feindseligkeiten zu enthalten. Düstere Gerüchte gingen von Mund zu Mund, ein Theil der Conföderirten legte die Waffen nieder, viele Patrioten gingen in das Ausland.

Maria Kasimira begab sich mit Trentowski nach ihrem Schlosse Bialigrod. Dort segnete der alte Schloßcaplan ihren Bund und die Liebe tröstete Beide für die herben Täuschungen, welche ihr Patriotismus erfahren sollte.

Am 22. April ging Krakau wieder verloren. Während die Russen immer weiter vorrückten, betraten jetzt auch preußische und österreichische Truppen das polnische Gebiet, um es nicht mehr zu verlassen. Die drei Mächte hatten sich verständigt und das Schicksal der unruhigen Republik besiegelt. Es folgte die erste Theilung Polens. Galizien kam an Oesterreich. Nach langjährigem Kampfe trat Friede ein und unter dem Einflusse Josef II. begannen sich in dem unglücklichen Lande die ersten Keime der Aufklärung und Humanität zu entwickeln.

Die wilden Frauen.

In keiner der kleinen Lehmhütten, aus denen das galiziſche Dorf Rokaw beſtand, brannte mehr ein Licht oder Feuer, nur bei Jur Matauſch ſah man noch einen unſtäten Schimmer durch den wurmſtichigen Fenſterladen dringen, matt und traurig wie der Schein des Lämpchens, das zu Häupten des Todten brennt, und man ſah auch noch einen lichten blauen Rauch durch das windſchiefe, geſchwärzte Strohdach dringen, denn es gab dort ebenſowenig einen Schornſtein wie eine Fenſterſcheibe, und der Rauch mußte ſich ſeinen Ausweg nehmen, wo er ihn fand.

Das Haus war ein echtes galiziſches Bauernhaus jener Zeit, wo der Landmann noch der Unterthan des Edelmannes und ein halber Sclave war. Man nannte ihn ein Thier, den Sohn einer Hündin, und ſo wohnte Jur Matauſch denn auch nicht viel beſſer als ein Thier. In einem und demſelben Raume befanden ſich der Herd, auf dem ein offenes Feuer brannte, ein Schwein mit

vier Ferkeln, eine Stange, auf der Hahn und Hühner ſchliefen, eine rothe, mit Blumen bemalte Truhe, eine mit Stroh gefüllte Lagerſtatt, eine zweite, auf der ein Polſter und ein grober Kotzen lagen, und ein roh gezimmerter Tiſch, an welchem drei Männer und ein junges Mädchen ſaßen, während zwei andere Mädchen, ein Hund und eine Katze um den Herd herum kauerten und lagen.

Auf dem Tiſch brannte ein Stümpfchen Unſchlittkerze, das in einem ausgehöhlten Erdapfel ſtak, und neben einem Päckchen groben blaugrauen Papiers ſtand ein gar kurioſes Schreibzeug. Die mit Schimmel überzogene Tinte befand ſich in einem Branntweingläschen, deſſen abgebrochener Stengel wieder in einer großen Rübe ſtak, während ein halber ausgehöhlter Kürbis als Streuſandfaß diente.

Der Bauer, dem die Hütte gehörte, Jur Matauſch, war der Einzige, der im ganzen Dorfe leſen und ſchreiben konnte und zwar deutſch ebenſo gut wie kleinruſſiſch, denn er war 16 Jahre hindurch Soldat geweſen und hatte es bis zum Corporal gebracht. Er ſaß auch im Gefühle ſeiner Wichtigkeit mit der Miene eines Gelehrten da und vergaß niemals, wenn er ſie nicht gerade benützte, die Feder hinter das Ohr zu ſtecken. Er ſchnupfte auch von Zeit zu Zeit mit einer gewiſſen Würde aus einer kleinen Doſe, was ſein Anſehen beim Landvolke nicht wenig erhöhte.

Das Mädchen an ſeiner Seite war ſeine älteſte

Tochter Damaska, aus deren schönen hellen Augen eine seltene Klugheit sprach, während die kräftigen, dunklen Brauen, die kleine Nase, die stolz aufgeworfenen Lippen und das runde Kinn eine nicht gewöhnliche Energie verriethen.

Die beiden Bauern, die mit ihnen am Tische saßen und Matausch aufmerksam zuhörten, waren aus einem Nachbardorfe herübergekommen, um sich bei ihm Raths zu erholen. Ihr Grundherr hatte sie bereits seit Jahren in Bezug auf die den Unterthanen vorgeschriebenen Leistungen übervortheilt und, wenn sie eine Einsprache zu erheben wagten, mißhandelt. Matausch las ihnen das Robotpatent Kaiser Josefs II. vor, das dem galizischen Landvolke die Erlösung aus der polnischen Sclaverei gebracht hatte, erklärte ihnen die bezüglichen Stellen, unterrichtete sie genau über ihre Pflichten und Rechte und setzte ihnen schließlich eine kräftige Eingabe an das k. k. Kreisamt in Kolomea auf, in der er mindestens zwanzig Mal Gott, die heilige Jungfrau, die blutenden Wunden des Heilands, alle Heiligen und Märtyrer, den Kaiser, die Kaiserin und sämmtliche Erzherzoge und Erzherzoginnen um Beistand anrief.

Eben hatten die beiden Landleute statt ihrer Unterschrift ein jeder drei Kreuze darunter gesetzt und Matausch selbst ihre Namen hinzugefügt, als ein Bauernmädchen hereinkam, das im Edelhofe bedienstet war.

„Vetter," begann sie, „ich bin rasch herübergekommen, Euch zu warnen. Man führt nichts Gutes gegen Euch

im Schilde. Der Mandatar*) wird Euch rufen laſſen, morgen ſchon.“

„Aus welchem Grunde?“

„Weil Ihr die Bauern aufhetzt gegen die Grundherren, hörte ich ſagen, und ihnen Klagen ſchreibt, die ſie zum Kreisamt tragen.“

„Soll er mich in Gottes Namen anzeigen,“ ſprach Matauſch und nahm bedächtig eine Priſe.

„Nicht darauf iſt es abgeſehen.“

„Auf was denn?“

„Euch prügeln zu laſſen.“

„Hm! Biſt Du deſſen gewiß?“

„Ich hörte ja ſelbſt den Herrn Mandatar mit dem einäugigen Schreiber darüber ſprechen.“

„Gott lohne es Dir,“ verſetzte Matauſch, „kehre aber jetzt gleich zurück, ſonſt merken ſie es im Dominikalhof, daß Du in das Dorf gegangen biſt, und Du müßteſt es ſchwer büßen.“

Matauſch ſtützte ſeinen Kopf in die Hände und dachte nach.

„Du wirſt doch nicht hingehen, Vater?“ begann Damaska.

„Was würde uns das helfen,“ gab er zur Antwort, „ſie ſind die Stärkeren, ſie können uns zwingen, wenn ſie wollen.“

---

*) Der Bevollmächtigte des Gutsherrn.

„Sie sind die Stärkeren," erwiderte Damaska, „weil wir feig sind. Sind wir Bauern nicht in der Mehrzahl?"

„Zugegeben," sagte Matausch, „was wäre aber die Folge, wenn wir uns widersetzen sollten? Jetzt schützen uns die Kreisämter im Namen des Kaisers, dann würden sie Soldaten gegen uns senden und uns niederschießen lassen."

„Aber Ihr werdet Euch doch nicht prügeln lassen," fiel einer der fremden Bauern ein.

„Ich habe 16 Jahre dem Kaiser gedient," erwiderte Matausch stolz, „ohne nur einen Streich zu erhalten, Gott wird mich auf meine alten Tage nicht ganz verlassen."

„Wenn Ihr Beistand braucht," sagte der zweite Bauer, „sendet in unser Dorf, wir kommen Alle."

„Ich danke Euch," antwortete Matausch, „so weit dürfen wir gar nicht denken."

Als die Beiden ihn verlassen hatten, seufzte er tief auf, verlöschte das Licht und saß dann noch lange auf der Bank beim Tische und starrte in die glühende Asche, die auf dem Herde lag.

Am nächsten Tage kam, in aller Frühe schon, der herrschaftliche Heidut und lud Matausch in den Dominikalhof. Der Alte erschien pünktlich in seinem vollen Sonntagsstaate, der darin bestand, daß er Stiefel, über seinem Leinwandanzug einen Schafspelz und auf dem Kopfe eine hohe, schwarze Lammfellmütze trug, aber er

erſchien nicht allein. Mit ihm erſchien das ganze Dorf. Tauſend Männer, Greiſe und Knaben, Frauen, Mädchen und Kinder drangen in den Hof des Edelſitzes herein und füllten denſelben vollſtändig.

„Die heilige Mutter ſoll uns ſchützen, Herr Lielwald," rief der einäugige Schreiber, als er die Kopf an Kopf gedrängte Menge überblickte, „ſie ſind im Stande und erſchlagen uns Alle. Mäßigen Sie ſich nur dies eine Mal."

Der Mandatar Lielwald war ein wüthender Feind der Schwaben (wie man in Galizien jeden Deutſchen nennt) und ein Bauernſchinder erſter Sorte. Ohne dem Schreiber zu antworten, ſetzte er ſeine Mütze auf, ſteckte eine Piſtole zu ſich und ging mit dem Kantſchuk in der Hand hinaus, wo bereits zwei Heiduken, der Koſak und der Bediente ihn mit bekümmerter Miene erwarteten. Der einäugige Schreiber folgte, aber nur bis zur Thürſchwelle.

„Wo iſt Jur Matauſch?" begann der Mandatar.

„Hier."

„Tritt vor."

Matauſch gehorchte.

„Was treibſt Du denn?" fuhr der Mandatar ihn an. „Von allen Seiten laufen Klagen gegen Dich ein, nicht weniger als ſiebzehn Grundherrſchaften haben Dich bereits angezeigt. Biſt Du ein Bauer, ein Winkelſchreiber, ein Räuber, oder was biſt Du eigentlich?"

„Ein ehrlicher Menſch, Herr."

„Schweig und rede, wenn man Dich fragt. Du wiegelſt das Volk auf, Du, der Du die Geſetze ſo gut kennſt, weißt Du auch, welche Strafe den Volksaufwiegler erwartet?“

„Ich weiß es,“ erwiderte Matauſch, „aber ich habe Nichts gethan, als was der Kaiſer erlaubt hat.“

„Wer fragt hier nach dem Kaiſer!“

„Ich, Herr, der ich ihm 16 Jahre treu gedient habe,“ gab Matauſch mit feſter Haltung zur Antwort, „finden Sie, daß ich gefehlt habe, ſo zeigen Sie mich beim Kreisamt an, das iſt Ihre Sache.“

„Meine Sache iſt, Dich zur Ruhe zu bringen,“ ſchrie der Mandatar, „Du elender Schreier, Rebell, und da werden wir es viel kürzer machen, legt ihn auf die Bank und gebt ihm hundert Prügel.“

„Sie werden mich nicht prügeln laſſen, Herr,“ ſprach Matauſch ruhig, „dazu haben Sie kein Recht.“

„Ich frage viel darnach. Vorwärts, ergreift ihn!“

Die Heiduken machten Miene, dem Mandatar zu gehorchen, aber die Menge drang mit erhobenen Stöcken auf ſie ein, und ſie zogen ſich ſofort wieder zurück.

„Keine Gewaltthat,“ begann jetzt Matauſch, die Bauern beſchwichtigend. „Sie haben kein Recht, Herr, mich prügeln zu laſſen, und Ihr dürft Euch gegen die Obrigkeit nicht auflehnen.“

Während ſich die Menge langſam entfernte, ergriff der Mandatar plötzlich Matauſch beim Genick und ſchrie: „Da iſt er, der Hundeſohn, auf die Bank mit ihm.“

Im Nu hatten die Heiduken den Alten überwältigt aber im nächsten Augenblick sprang Damaska ihrem Vater zu Hilfe. Mit einem großen Feldstein traf sie den Mandatar am Kopfe, so daß er blutend zu Boden stürzte, und riß Matausch aus den Händen der Heiduken, die erschreckt in das Haus flüchteten.

Die Bauern kehrten jetzt mit wildem Geschrei zurück, umringten Matausch und seine Tochter und brachten sie in Sicherheit.

Der Mandatar ließ sie jetzt unbehelligt, aber Matausch erwartete deshalb doch nichts Gutes. Er saß vor seiner Hütte und dachte nach. Die Nachbarn kamen und gingen, der Alte hörte die Rathschläge an, die sie ihm ertheilten, aber keiner von allen gefiel ihm sonderlich.

Nachmittags brachte der herrschaftliche Schafhirte die Nachricht, daß der Mandatar einen Bericht in die Kreisstadt gesendet und Soldaten gegen die rebellischen Bauern verlangt habe.

Matausch nickte traurig mit dem Kopfe und rief dann seine Tochter zu sich in die Stube.

„Ich mache Dir keinen Vorwurf daraus, Damaska," sprach er, „daß Du den Mandatar mit dem Steine getroffen hast, Du hast Deinen alten Vater vor der Schande gerettet, die er gewiß nicht überlebt hätte, aber jetzt haben sie uns in der Hand, wir haben uns gegen die Obrigkeit aufgelehnt und den Stellvertreter unseres Grundherrn verwundet. Wenn die Soldaten kommen, dürfen wir nicht an Widerstand denken, sie würden uns,

ſonſt einfach niederſchießen. Man wird uns alſo Alle einziehen, in den Kerker werfen und ohne Zweifel zu ſchweren Strafen verurtheilen."

„Wie wäre das möglich," rief Damaska, „da wir doch im Rechte ſind?"

„Wir waren im Rechte," erwiderte ihr Vater, „jetzt ſind wir es nicht mehr."

„Sollen wir uns gutwillig ſtrafen laſſen, dafür, daß der Mandatar uns Gewalt anthun wollte?" fragte die zweite Tochter des alten Matanſch, die blonde Nikola.

„Wir haben hier nichts mehr zu ſuchen," fuhr der Alte fort, „hier im Dorfe erwartet uns nur Gefängniß und Strafe, überdies wird uns die Herrſchaft ſo wie ſo unſer Haus und unſeren Grund wegnehmen, ſobald man uns einmal gefangen genommen und weggeführt hat, deshalb will ich mit Euch in die Berge gehen, dorthin, wo die Zufluchtsſtätte aller Unglücklichen und Verfolgten iſt. Gott wird uns nicht verlaſſen."

„Willſt Du ein Hajdemak*) werden, Vater?" ſprach ſeine jüngſte Tochter Maruſchka.

„Nein, gewiß nicht," erwiderte er, „wir werden auch ſo finden, was wir brauchen, und jetzt macht Euch fertig. Mit Anbruch der Nacht machen wir uns auf den Weg."

*) Rebelliſcher Bauer, Räuber.

Und so geschah es. Als es vollkommen dunkel geworden war und sich nur hie und da ein Stern an dem mit Wolken bedeckten Himmel sehen ließ, zogen Matausch und seine beiden jüngeren Töchter mit ihrem Hab und Gut davon, sie trieben das Pferd und die einzige Kuh, die sie hatten, sowie das Schwein mit den Ferkeln langsam vor sich her. Das Wenige, was sie sonst besaßen, sowie die Hühner trugen sie in Körben auf dem Rücken. Der Hund ging mit ihnen, die Katze, welche Maruschka auf dem Arme trug, machte sich los und kehrte in großen Sätzen in die Hütte zurück.

Nachdem sie einen Vorsprung gewonnen, zündete Damaska, die noch zurückgeblieben war, das Stroh und Reisig an, mit dem sie ihre Hütte angefüllt hatten, und folgte den Vorausgegangenen dann eilig. Als sie sich bei dem Kreuze, das auf dem Berge hoch über dem Dorfe stand, zusammenfanden, schlugen die Flammen bereits aus Thür und Fenstern, sowie aus dem Strohdach ihrer verlassenen Hütte empor. Matausch blickte lange seufzend, Thränen in den Augen, hinab, dann schritt er mit seinen Kindern weiter, in die Karpathen, in die Wilduiß.

* * *

Es war die Zeit, wo die Huzulen, die kühnen Bewohner der Karpathen, die selbst zur Zeit der Sclaverei und des Robot (der Fronarbeit) ihre Freiheit behaupteten und keinem Herrn gehorchten, noch mit ihrem Vieh auf

den hoch im Gebirge gelegenen Weiden waren, auf denen sie heute noch den ganzen Sommer zuzubringen pflegen. Matausch zog es daher vor, mit seinen Töchtern eine Gegend aufzusuchen, die selten oder nie der Fuß eines Menschen betrat. Er fürchtete zwar nicht, daß die Bergbewohner ihn ausliefern würden, aber er wußte, daß der Arm der Gerichte weiter reichte, als der eines Dominiums, und da er in sich einen Verbrecher und in seiner Tochter Damaska eine Verbrecherin sah, mied er die Wege, welche die Menschen gingen.

Nach einer beschwerlichen, zum Theil sogar lebensgefährlichen Wanderung durch den Urwald, über hohe Felsenberge und tiefe Abgründe, in denen wilde Sturzbäche brausten, ließ der Alte sich in einer von zwei hohen Granitwänden gebildeten Schlucht nieder, deren nördlicher Eingang sich hinter Steingerölle und vom Sturm gebrochenen, halbverfaulten Bäumen verbarg, während der gegen Süden gelegene durch einen kleinen See vollkommen von der Außenwelt abgesperrt war. Hier, wo hohe, schwarze Tannen und höher oben nur isländisches Moos und kleine Kiefern wuchsen, wo der Adler in den Lüften kreiste und in den mit Moos bewachsenen Klüften Bär und Wolf hausten, bauten sich die Flüchtlinge eine Hütte aus den Stämmen junger Tannen, die sie mit Reisig deckten, und in der sie sich aus Steinen einen Herd errichteten. In kürzester Zeit stellten sie sich mit Hacke und Nägeln die nothwendigste Einrichtung her, und da es ihnen, so lange die Kuh Milch gab und die

Hühner Eier legten, auch nicht an Nahrung fehlte, verſöhnten ſie ſich bald mit ihrem Schickſal.

Während die Mädchen eßbare Schwämme und verſchiedene Beeren ſuchten, die Kuh und die Schweine auf die Weide führten, das Haus in Ordnung hielten und kochten, durchſtreifte der Alte von ſeinem Hunde begleitet die Gegend, zu keinem andern Zwecke, als um einem Thiere gleich für ſich und ſeine Jungen Nahrung zu ſuchen. Er ſtellte den Droſſeln Schlingen und es gab keinen Tag, wo er nicht mehrere heimbrachte, er entdeckte, daß es in dem kleinen, kryſtallhellen See prächtige Forellen gab, und bald war ein wenn auch nur rohgearbeitetes Netz fertig, mit dem er mehr als eine derſelben hervorholte.

Zweimal beſchädigte der Regen ihre Wohnung in erheblicher Weiſe, das dritte Mal zerſtörte ein Wolkenbruch dieſelbe faſt ganz und brachte ſie Alle in ernſte Gefahr. Nur mit der größten Anſtrengung gelang es ihnen, ihr Hab und Gut, ihr Vieh und ſich ſelbſt auf eine erhöhte Felsplatte zu retten, aber auch hier wurden zwei der kleinen Schweine herabgeſchwemmt und ertranken, und das Waſſer, das immer höher ſtieg und faſt die ganze Schlucht füllte, drohte Alle, Menſchen und Thiere in dem feuchten Abgrund zu begraben.

In dem Augenblick der höchſten Noth brachen ſich indeß die Wellen einen Ausweg in den natürlichen Wall, der den Eingang zur Schlucht ſperrte, zugleich hörte der

Regen auf und ſo begann das Waſſer wieder zu ſinken. Es währte indeß zwei Tage, ehe das Erdreich wieder ſoweit trocken war, daß die Flüchtlinge an den Wiederaufbau ihrer Hütte denken konnten, ſie mußten daher ebenſo viele Nächte unter freiem Himmel zubringen. Dann erſt kamen ſie von ihrem Felſen und die Hühner von ihrem Baume, auf den ſie ſich geflüchtet hatten, herab, und nach kurzer, aber angeſtrengter Arbeit war der Schaden wieder gut gemacht, und ſie konnten wieder unter dem ſchützenden Dache ruhen.

Auf einem ſeiner, nicht ſelten mehrtägigen Streifzüge gelangte Jur Matauſch bis an die Grenze des Dominiums von Rokaw. Während er an einer Quelle im Gebüſch verborgen raſtete, hörte er auf den kniſternden Tannennadeln, die den Boden bedeckten, Schritte nahen und erblickte den Mandatar Liewald, der, eine einläufige Flinte auf der Schulter, die Waidtaſche umgehängt, offenbar auf die Jagd ging. Ehe Matauſch es hindern konnte, ſprang ſein Hund mit lautem Gebell auf den Mandatar los. Dieſer warf einen Stein nach ihm, aber das Thier drang nur um ſo wüthender auf ihn ein, ſo daß der Mandatar ungeduldig die Flinte herabriß und ſie auf das Thier abfeuerte. Der Schuß ging fehl und in demſelben Augenblicke, wo der große Wolfshund den Mandatar bei der Bruſt faßte und zu Boden riß, trat Matauſch aus dem Gebüſch hervor.

„Gott hat gerichtet," ſprach er, „und hat Ihr Leben in meine Hand gegeben."

„Was willſt Du?“ fragte der Mandatar bebend und bleich vor Todesangſt, „willſt Du mich tödten?“

Matauſch nahm die Flinte, die neben ſeinem Feinde lag, rief ſeinen Hund und hieß den Mandatar aufſtehen. „Geben Sie mir auch noch Ihre Jagdtaſche,“ ſagte er dann, „ich kann ſie gut brauchen.“

Der Mandatar that, wie ihm geheißen.

Der Alte hing die Taſche um und lud das Gewehr.

„Haſt Du die Abſicht, mich zu erſchießen?“ fragte der Mandatar, „hier iſt Geld, verſchone mich.“

„Ich brauche Ihr Geld nicht,“ erwiderte Matauſch, „gehen Sie, entfernen Sie ſich raſch, denn wenn meine Leute kommen, ſind Sie verloren. Gehen Sie und der Himmel verzeihe Ihnen, was Sie an mir gethan.“

Der Mandatar floh raſch den Abhang hinab und Matauſch kehrte guter Dinge mit der prächtigen Beute, die er gemacht hatte, nach Hauſe zurück.

Damaska billigte nicht, daß er das Leben des Mandatars geſchont hatte. „Wenn ich ihn einmal treffen ſollte,“ ſprach ſie, „dann werde ich Alle, die er elend gemacht hat, an ihm rächen!“

„Das wäre nicht gut, mein Kind,“ entgegnete der Alte, „uns ziemt Ergebung und Geduld, Gott allein ſteht die Rache zu.“

Während der letzten Sommerzeit und zu Anfang des Herbſtes blieben die Flüchtlinge in ihrem ſicheren Aſyl. Matauſch ging jetzt manchmal mit der Flinte aus, und da er ſeine Schüſſe ſparte, brachte er jedesmal,

wenn er sein Rohr abfeuerte, irgend ein Wild mit, wenn nicht einen Rehbock oder eine Gemse, so doch mindestens einen tüchtigen Hasen. Dann gab es jedesmal einen Festtag oder auch mehrere.

Als sich aber der Winter anzumelden begann, da erklärte der Alte, es sei nicht nur gefährlich, sondern geradezu unmöglich, länger in ihrer Hütte auszuharren, wo sie jede Stunde von einem starken Schneefall begraben werden könnten. Er hatte sich überzeugt, daß die Hirten längst die Weiden verlassen hatten und daß die Blockhäuser, die auf den letzteren erbaut waren, leer standen. In einem solchen beschloß er zu überwintern, und so traten die Heimatlosen von Neuem die Wanderung an, mit Allem, was ihnen gehörte.

Sie zogen diesmal nicht weit. Bald zeigte sich ein ausgedehntes Plateau und auf demselben, umgeben von einem starken Zaune, ein geräumiges Blockhaus. Hier richteten sie sich für den Winter ein. Die Mädchen sammelten Wachholderbeeren, aus denen sie einen gesunden Branntwein bereiteten, und der Alte suchte einen Hirsch zu erlegen, dessen Fleisch geräuchert einen Vorrath für den Winter abgeben konnte.

Es war gerade der erste Schnee gefallen, als Matausch bei einem solchen Ausflug auf einen großen Bären stieß und, nachdem er denselben durch einen Schuß verwundet hatte, von dem furchtbaren Thiere umarmt und getödtet wurde. Dies geschah nicht weit von dem Blockhaus. Seine Töchter hörten den Schuß und des

Vaters Hilferuf, ſie eilten herbei, aber ſie kamen zu ſpät. Alles, was ihnen gelang, war, den Bären zu verſcheuchen und die Leiche ihres Vaters zu retten.

Während Damaska ſich der Flinte bemächtigte, trugen die beiden Anderen den Todten in das Haus. Hier lag er zwei Tage, am dritten begruben ſie ihn und pflanzten ein hölzernes Kreuz auf ſeinem Grabe auf.

In dem Augenblicke, wo dies geſchehen war, erklärte Damaska ihren Schweſtern, daß Eine von ihnen fortan das Haupt der Familie ſein müſſe und die Anderen derſelben zu gehorchen hätten. Nikola und Maruſchka erwiderten in einem Athem, daß nur Damaska ihr Oberhaupt ſein könne, und ſtellten ſich willig unter ihre Befehle.

Damaska trat neben das Kreuz und ließ die beiden Anderen die Hände auf daſſelbe legen und Treue und Gehorſam ſchwören. Als dies geſchehen war, gingen ſie zuſammen in das Haus und hielten ein ſtilles Todtenmahl ab, bei dem ſie nach uralter ſlaviſcher Sitte des Verſtorbenen und ſeiner guten Eigenſchaften und Thaten gedachten.

Am Schluſſe deſſelben erhob ſich Damaska und ſchwur, den Vater zu rächen, ſie ſchwur, ſie wolle entweder das Leben verlieren oder den Bären tödten, der den Vater umgebracht hatte, auch den Mandatar beſtrafen, der ſie Alle von Haus und Feld in die Wildniß getrieben hatte.

Die Mädchen hatten bei ihrer Flucht auch einen

mit dem Bilde des Gekreuzigten geſchmückten Weihkeſſel mitgenommen, der jetzt an der Thürpfoſte hing. Noch an demſelben Abend ſchnitt Damaska in eine Flintenkugel ein Kreuz ein und legte dieſelbe, während ſie ein Gebet ſprach, in das Weihwaſſer. Am folgenden Tage bekreuzte ſie ſich, nahm die Kugel aus dem Weihkeſſel, lud ſie in das Gewehr, hing daſſelbe um die Schulter, ſteckte ein langes, ſcharfes Meſſer zu ſich, wickelte ein Stück groben Tuches um ihren linken Arm und ging ſo davon.

Sie kehrte erſt gegen Abend zurück, müde und ernſt, aber guten Muthes. Nach langem Umherirren hatte ſie die Spuren des Bären entdeckt und bis zu dem Felſen verfolgt, deſſen Kluft ihm als Wohnung diente und zugleich eine natürliche Feſtung bildete. Hier war ſie entſchloſſen das Thier aufzuſuchen, und wie ſie ſich entſchloß, ſo that ſie auch.

Am nächſten Tage ſtand ſie vor Sonnenaufgang auf, rüſtete ſich genau ſo wie das erſte Mal und verließ, nachdem ſie noch von ihren Schweſtern Abſchied genommen, das Blockhaus.

Hundert Schritte von der Kluft entfernt, in der das furchtbare Thier hauſte, ſtanden drei große Tannenbäume von dichtem, jungem Holz umgeben. Hier erwartete ſie den Bären.

Er ließ nicht lange auf ſich warten. Als die Sonne über den ſchwarzen Wipfeln der Bäume, die die ſtaren Felſen krönten, ſichtbar wurde und den Schnee mit einem

röthlichen Schimmer übergoß, kam er hervor und näherte ſich langſam.

Als er nur noch zehn Schritt entfernt war, ſprang Damaska aus dem Gebüſch und ſchrie ihn an. Der Bär ſpitzte die Ohren und ſetzte ſich auf.

Das kühne Mädchen feuerte raſch entſchloſſen die Flinte auf ihn ab und traf ihn auch, aber nicht tödtlich.

Der Bär ſtand jetzt aufrecht in ſeiner ganzen Größe vor ihr und ging mit offenem Rachen auf ſie zu. Damaska warf die Flinte zur Erde und erwartete ihn ſtehenden Fußes.

Als er nur noch einen Schritt weit von ihr entfernt war, ſprang ſie auf ihn zu, ſtieß ihm den mit dem Tuche umwickelten linken Arm in den Rachen und mit der Rechten das Meſſer in das Herz. Lautlos ſank das Unthier um. Die furchtbaren Tatzen, mit denen er Damaska umarmen wollte, riſſen ihr zu beiden Seiten den kurzen Schafspelz auf, den ſie an hatte, ſie ſelbſt trug aber nicht die geringſte Verletzung davon.

Auf den Schuß, den das Echo der Felſenberge dreifach zurückgab, kamen ihre Schweſtern herbei. Sie ſtarrten zuerſt ſprachlos das erlegte rieſige Thier an, dann prieſen ſie Damaskas Muth und halfen ihr aus Tannenäſten einen kleinen Schlitten herzuſtellen, auf dem ſie Alle zuſammen die herrliche Beute im Triumph in das Blockhaus führten.

Hier zerlegten ſie den Bären auf der Stelle. Seine

Tatzen gaben ein leckeres Gericht, die Schinken wurden in den Rauchfang gehängt, das prächtige Fell wurde ausgespannt, damit es langsam trockne, und das übrige Fleisch des Bären gab die beste Lockspeise für die Wolfsgruben, welche Damaska, um sich vor den zahlreichen Raubthieren zu sichern, rings um die Einfassung des Blockhauses gegraben und mit Reisig gedeckt hatte.

Sie fingen in kurzer Zeit zwei Wölfe, fünf Füchse und einen Luchs in denselben und tödteten sie, um das Pulver zu sparen, mit Beilhieben.

Da die Kleider und Schafspelze, die sie aus dem Dorfe mitgenommen hatten, bereits sehr schadhaft waren, beeilten sich die drei Mädchen, sich aus den Fellen der erlegten Thiere neue Anzüge für den Winter herzustellen. Sie sahen in denselben wild, aber schön und prächtig, wie skytische Amazonen aus, es fehlte nur Bogen und Köcher, um das Bild derselben vollständig zu machen.

Damaska trug Bundschuhe aus Rehleder, die geschnürt waren und bis zu den Knieen reichten, einen kurzen Rock, eine Jacke und Mütze aus Bärenpelz, mit den Haaren nach auswärts. Nikola war auf gleiche Weise in Wolfsfelle und Maruschka in Fuchspelz gekleidet. Damaska ging jetzt auf die Jagd, aber nie schoß sie ihre Flinte auf geringes Wild ab, und wenn sie mit vom Pulver geschwärztem Rohr heimkehrte, so lag gewiß irgendwo ein Hirsch, oder doch mindestens ein starker Rehbock auf dem Schnee, und sie kam nur, ihre

Schweſtern zu holen, die dann die Jagdbeute auf dem kleinen Schlitten heimführten.

Nikola und Maruſchka beſchäftigten ſich mehr im Hauſe oder doch in der Nähe deſſelben, ſie fegten und ſcheuerten, kochten und nähten, ſie fällten junge Bäume und zerhackten ſie in Scheite, ſie fütterten die Thiere und melkten die Kuh.

So floſſen ihre Tage einförmig, aber in keiner Weiſe unangenehm dahin.

Es begann ihnen aber endlich an dieſem und jenem zu fehlen, das, ſo geringfügig es auch war, unentbehrlich ſchien, und ſie begannen, vorſichtig zwar, aber mit nicht geringer Kühnheit, Ausflüge in die benachbarten Dörfer zu unternehmen.

Sie gingen dann in mondhellen Nächten, alle drei zuſammen, Damaska mit Flinte und Meſſer, Nikola mit dem Beil und Maruſchka mit der Knute bewaffnet. Gelangten ſie in ein Dorf, ſo ſchlichen ſie von Haus zu Haus, um zu entdecken, wo etwa die Bewohner, wie es an den langen Winterabenden üblich, zu den ſogenannten Wetſchernizi verſammelt waren, die Frauen und Mädchen, um zu ſpinnen und Erbſen und Bohnen zu leſen, die Männer um Kienſpäne zu machen und Löffel und Pfeifen aus Holz zu ſchnitzen.

Hatten ſie eine Hütte entdeckt, in der die Nachbarn beiſammen ſaßen, ſo waren ſie gewiß, daß in der Nähe Niemand zu Hauſe war. Die Thüren waren offen. Ehe das Gebell der Hunde ſie verrieth und die Be-

wohner herbeirief, hatten sie sich jedesmal rasch dessen, was sie gerade benöthigten, eines Stückes Leinwand, einiger Strähne groben Zwirnes, mehrerer Laibe Brodes oder auch eines Schafes, dem sie schnell die Füße banden, bemächtigt und, da sie das Angedenken ihres Vaters nicht einmal durch den geringsten Fehltritt vermehren wollten, ein Stück Geldes für das Mitgenommene auf dem Tische hinterlassen.

Dies erweckte bei den abergläubischen Bergbewohnern den Glauben, daß es die wilden Frauen*) seien, die ihnen von Zeit zu Zeit Besuche abstatteten. Diese, welche von dem Volke auch Göttinnen genannt werden, hausen der Sage nach in den Felsenhöhlen der Karpathen und streifen, in Thierfelle gekleidet, Wölfen gleich, in Rudeln in den Bergen umher. Wehe dem Manne, der in ihre Hände fällt, sie erwürgen ihn mit ihrem langen Haar. Sie kommen auch in die Dörfer, holen sich allerhand Dinge und lassen dafür Geschenke zurück, manchmal nehmen sie aber auch ein Kind mit und lassen dafür einen ihrer Wechselbälge in der Wiege zurück.

Dieser Aberglaube wurde den Leuten zur Gewißheit, als eines Abends ein Bauernweib, das in seine Hütte zurückkehren wollte, fremde Menschenstimmen in derselben hörte und als sie, zu Tode erschrocken, durch

*) Wahrscheinlich ein Rest der bekanntlich unter den Slaven, namentlich den Tschechen, verbreiteten Amazonensage.

das Fenſter in die erleuchtete Stube blickte, drei ſchöne in Thierfelle gekleidete junge Weiber um die Wiege ihres Kindes ſtehen ſah. Sie wagte nicht einzutreten, aber ſie machte das Kreuz und begann zu beten, und nur ihrem Gebete ſchrieb ſie es zu, daß die wilden Frauen ihr Kind nicht raubten, ſondern nur mit Küſſen bedeckten und, als ſie ſich leiſe und vorſichtig entfernten, ſogar noch Geſchenke in der Wiege deſſelben zurückließen.

Als der Frühling kam, der geſchmolzene Schnee in wilden Sturzbächen von den Bergen ſtrömte und ringsum Alles zu grünen und zu knospen begann, geſchah es, daß ein Jäger eines Tages den drei Mädchen begegnete. Auch er hielt ſie für wilde Frauen. Er machte das Zeichen des Kreuzes und ergriff die Flucht.

Sie erriethen, weshalb ſie dem Manne einen ſo furchtbaren Schrecken einflößten, und begannen eine wilde, luſtige Jagd hinter ihm her. Der arme Menſch lief wie ein gehetztes Wild über Stock und Stein, und die ſchönen muthwilligen Mädchen verfolgten ihn mit einem Eifer, als gälte es in der That ihn zu fangen und zu morden. Todesangſt befeuerte die Schritte des Unglücklichen, der jetzt Flinte und Jagdtaſche, Pulverhorn, und Schrotbeutel wegwarf, um beſſer laufen zu können. Schon hatte er einen bedeutenden Vorſprung gewonnen, aber noch immer verfolgte ihn das helle Lachen der ſchönen, wildfremden Weiber, die ihn gleich Erynien oder Bacchantinnen jagten.

Er fühlte ſich erſt ſicher, als er die erſten Häuſer des nächſten Dorfes erreicht hatte.

Die Mädchen waren längſt unter übermüthigen Scherzen auf dem Rückwege begriffen und mehr als Alle lachte Nikola und jauchzte um die Wette mit den Adlern, die über den Tannenwipfeln kreiſten, denn ſie hatte die Flinte und Jagdtaſche des Jägers als erwünſchte Beute behalten, während ſich Damaska mit dem Pulverhorn und Schrotbeutel begnügte.

* * *

Es nahte die Zeit, wo die Hirten wieder auf die Karpathenweiden zogen. Die drei Mädchen beſchloſſen daher, das Blockhaus, in dem ſie den Winter zugebracht, zu verlaſſen und wieder in derſelben Felſenſchlucht, in der ſie Anfangs gewohnt, ihre Hütte aufzuſchlagen.

Auf dem Wege dahin trafen ſie in einem Walde mit einer Schaar Männer zuſammen, die das Coſtüm der Bergbewohner trugen und ſämmtlich bis an die Zähne bewaffnet waren. Trotzdem ergriff dieſelben beim Anblick der drei in Thierfelle gekleideten Weiber ein an das Lächerliche ſtreifender Schrecken. Ein Theil der Männer kehrte den Rücken und floh, Einzelne kletterten raſch auf die nächſten Bäume, Andere, die hierzu keine Zeit mehr hatten, warfen ſich zur Erde, auf das Geſicht, und baten um Gnade.

Die Mädchen begannen laut zu lachen.

„Für was haltet ihr uns?“ rief Damaska, „ohne

Zweifel für wilde Frauen. Fürchtet nichts, wir ſind nur arme, ausgeſtoßene, verfolgte Menſchenkinder, wie Ihr ſelbſt, denn wie es mir ſcheint, ſeid Ihr Hajdamaken."

„Das ſind wir auch," erwiderte der Anführer der Schaar, ein ſchlanker, kräftiger Mann mit grauem Haar und Schnurrbart, der Einzige von Allen, der aufrecht ſtehen geblieben war und der Gefahr muthig entgegengeſehen hatte, „und Ihr? wie kommt Ihr hierher?"

„Wir ſind die Töchter eines Bauern aus Rokaw der vor der Ungerechtigkeit des Mandatars hierher in die freien Berge floh," gab Damaska zur Antwort.

Der Wataſchko (Hauptmann) ſetzte das Trembit (eine Art Jagdhorn), das er an einer rothen Schnur um die Schultern trug, an den Mund und rief durch den weithin dringenden Ton deſſelben die zerſtreuten Gefährten zurück. Es währte nicht lange, ſo waren ſie Alle wieder um ihn verſammelt, ein Jeder betrachtete erſtaunt und wohlgefällig zugleich die ſchönen wildausſehenden, muthigen Mädchen, dann lagerten ſich Alle zuſammen auf dem ſammetgrünen Mooſe des Waldes um den alten Wataſchko und Damaska, die auf zwei abgehauenen großen Tannen wie auf erhabenen Thronſeſſeln einander gegenüberſaßen und ſich gegenſeitig ihre Schickſale und ihr unſtätes abenteuerliches Leben in den Bergen erzählten.

„Und Ihr wollt nicht mehr in Euer Dorf zurück-

kehren?“ fragte der alte Wataſchko, als Damaska zu Ende war.

„Wir können nicht,“ gab ſie zur Antwort, „bin ich doch nach den Begriffen der Richter eine große Verbrecherin. Man würde mich aufgreifen und in das Gefängniß werfen.“

„Was wollt Ihr denn allein in den unwirthlichen Bergen, in der Wildniß, Euch den Gefahren, die Ihr kaum kennt, preisgeben?“ fuhr der Alte fort. „Ihr müßtet hier trotz Eures Muthes in kurzer Zeit zu Grunde gehen. Hört alſo meinen Vorſchlag: Ihr zieht mit uns. Mein Wort bürgt Euch dafür, daß Ihr unter uns ſo ſicher ſeid wie in dem Hauſe Eures Vaters.“

„Ich danke Euch,“ ſprach Damaska, „aber unſer ſeliger Vater würde es uns niemals vergeben, wenn wir mit Euch gemeinſame Sache machen würden.“

„Weil Ihr uns für Räuber haltet,“ verſetzte der Wataſchko würdevoll. „Wir ſind Hajdamaken, weder Mörder, noch Räuber oder Diebe, ſondern Rebellen. Wir führen Krieg gegen die Bedrücker des Volkes, vor Allem gegen die Edelleute, wir rächen an ihnen ihre böſen Thaten und ſtrafen, ſo Gott will, ihre Sünden. Dagegen haben wir noch nie einem Gerechten oder einem Armen ein Haar gekrümmt. Zu uns in die Berge kommen die Unglücklichen, die Verfolgten, die Mißhandelten und klagen uns unter Gottes freiem Himmel das Unrecht, das ſie erlitten, und bei uns finden ſie

Hilfe und Schutz. Noch einmal, kommt mit uns, ein drittes Mal werde ich Euch nicht auffordern."

„Ich nehme Euer Anerbieten an," ſagte Damaska, „wir wollen Mühen und Gefahren mit Euch theilen, doch unter einer Bedingung!"

„Sprecht ſie aus," antwortete der Wataſchko.

„Sobald Ihr mir verſprecht, meinen Vater an ſeinem Feinde, der ihn in den Tod getrieben hat, zu rächen, ſo zu rächen, wie ich es will."

„Hier meine Hand," erwiderte der Alte, „ehe der Mond wieder abnimmt, ſoll Dein Vater gerächt ſein."

„Und Ihr verſprecht, den Elenden in meine Hände zu überliefern," rief Damaska, „damit ich ihn beſtrafen kann, wie es mir gut dünkt?"

„Sobald wir ihn lebendig bekommen," ſagte der Wataſchko.

Damit war das Bündniß geſchloſſen. Die Hajdamaken ſchoſſen jubelnd Alle zugleich ihre Flinten in die Luft ab, dann bildeten ſie einen großen Kreis um die drei Mädchen und tanzten den Argan.*)

Als das Trembit des Wataſchko das Zeichen zum Aufbruch gab, ordneten ſich Alle raſch, ſo wie er es befahl, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Voran gingen zwei Männer, die im Falle eines Ueberfalles oder beim Nahen irgend einer Gefahr durch Pfiffe oder

*) Eine Art Waffentanz der Huzulen.

Schüſſe die übrigen zu warnen hatten, ebenſo wurden je zwei Mann links und rechts zur Seite entſendet.

In einer Entfernung von fünfhundert Schritten folgte die eigentliche Schaar. Zuerſt dreißig Bewaffnete, dann der Wataſchko mit den Mädchen, deren Vieh und Gepäck, dann wieder mehr als zwanzig Hajdamaken. Fünf Männer blieben zurück, ſie ſchloſſen den Zug und deckten den Anderen den Rücken.

So ging es durch mehrere Stunden vorwärts, durch Schluchten und Engpäſſe, auf ſchwindelnder Höhe nur fußbreiter Gebirgspfade, über vom Sturme niedergeworfene Rieſentannen hinüber, welche Abgründe und wildſchäumende Sturzbäche überbrückten, durch Urwald und blumenbedeckte Matten. Nachdem ſie eine Stunde bei einer Quelle geraſtet, zogen ſie wieder weiter und kamen gerade bei Sonnenuntergang auf einem kleinen Plateau an, das, zwiſchen den Felſenzinnen gelegen und nur von einer Seite auf einem engen Pfade zugänglich, den Hajdamaken zugleich als Schlupfwinkel, Wohnung und unbezwingbare Veſte diente.

Sie hatten ſich hier aus rieſigen Baumſtämmen ein geräumiges Blockhaus errichtet, deſſen hölzernes Dach mit großen Steinen beſchwert war, um es vor Sturm und Schnee zu ſchützen, und hatten ſich auch mehrere Wohnungen, Schatzkammern und unterirdiſche Gänge tief in die Felſen hineingegraben.

Nicht mehr als vier Hajdamaken waren zur Bewachung hier zurückgeblieben, ſie begrüßten den Wataſchko

mit Flintenschüssen und Trembitblasen wie einen heimkehrenden Feldherrn.

Dieser überließ den Mädchen für den Anfang das Blockhaus, ordnete aber auf der Stelle an, daß für dieselben ein eigenes Haus erbaut werden solle, und ehe eine Woche verging, stand dem ersteren gegenüber ein hübsches kleines Häuschen, an den Felsen gelehnt. In dem letzteren war ein geräumiger Keller ausgehöhlt worden, zu dem man unmittelbar aus der Küche gelangte. Neben dem Häuschen war ein Stall, und vor demselben ein Gärtchen.

Hübscher und bequemer konnte man sechstausend Fuß über dem Meeresspiegel, zwischen unwirthlichen, kahlen Felsen und unter Räubern nicht wohnen.

Die drei Mädchen hatten sich rasch in die neuen Verhältnisse gefunden und jede von ihnen ihrem Wesen und Geschmack entsprechend eine andere Beschäftigung ergriffen. Maruschka kochte für die ganze Bande und nähte und hielt Haus und Keller und Stall in Ordnung, Nikola ging auf die Jagd und Damaska nahm an den Kriegszügen der Hajdamaken Theil.

Schon zwei Mal hatte sie Gelegenheit gehabt, List und Muth zu beweisen.

Einmal ging sie allein, ohne Waffen, einen jungen Tannenbaum in der Hand, einem Streifcorps entgegen. Die Soldaten riefen: „Eine wilde Frau!“ machten Kehrt und geriethen, als sie durch einen Hohlweg liefen, in ein mörderisches Kreuzfeuer der Hajdamaken, welche

zu beiden Seiten hinter Bäumen und Felsen versteckt waren.

Ein anderes Mal drang sie, Allen voran, in einen Edelhof ein. Während die Hajdamaken die Diener, die Frau und die Kinder überfielen und knebelten, trat Damaska in das Zimmer, in welchem der Gutsherr bei einer langen Pfeife die Zeitung las.

Er sprang zu Tode erschrocken auf und griff nach der Pistole, die an der Wand hing.

„Wollen Sie auf ein Weib schießen?" rief Damaska.

Der Pole hielt inne und im nächsten Augenblicke war er ihr Gefangener.

Früher, als es Damaska zu hoffen gewagt hatte, kam der Tag, an dem der alte Wataschko sein Wort einlöste.

Einer der zahlreichen Kundschafter, welche die Hajdamaken unter den mißhandelten, unzufriedenen Bauern der Ebene hatten, meldete denselben, daß der Mandatar Lievald, um die Schnitter zu beaufsichtigen, jeden Nachmittag auf das Feld reite und hier die beste Gelegenheit sei, sich seiner zu bemächtigen, da nicht Einer der Dorfleute die Hand zur Vertheidigung des Verhaßten erheben werde.

Die Hajdamaken pflegten ähnliche kühne und gefährliche Züge in die dichter bevölkerte Ebene hinab zu Pferde zu unternehmen. Sie hatten einige jener kleinen, aber feurigen, kräftigen und verläßlichen Gebirgspferde, welche

ohne Hufeiſen bei Tag und Nacht mit der gleichen wunderbaren Sicherheit, ohne daß man den Zügel zu führen braucht, auf den gefährlichſten Pfaden dahinſchreiten.

Der Wataſchko ließ ſie alle ſatteln. Er ſelbſt, Damaska, die vor Begierde brannte, ihren Vater zu rächen, und noch fünfzehn Hajdamaken ſchwangen ſich auf den Rücken der kleinen kohlſchwarzen Thiere, und dann ging es hinab, auf einſamen, gefährlichen Pfaden.

Die Sonne ſtand bereits ganz nieder über den einem weiten Zeltlager gleichenden aufgerichteten Garben, an dem Rande der Ebene, als ſie in Rokaw anlangten.

Sie ritten durch das Dorf, um dem Mandatar den Weg zu verlegen, und während der Wataſchko mit zehn ſeiner Leute die Eingänge zu demſelben und dem Dominikalhofe beſetzt hielt, jagte Damaska mit den anderen durch die Felder dahin.

Der Mandatar Liewald ließ eben einem Bauer, der ihm darüber Vorſtellungen machte, daß er in dieſer Woche ſtatt an zwei Tagen, zu denen er verpflichtet war, bereits an fünf Tagen hatte Robot leiſten müſſen, Stockprügel geben, als die Rächerin heranſprengte und, ehe Liewald ſich deſſen verſah, ihm die Schlinge, deren Ende an ihrem Sattelknopf befeſtigt war, mit der Geſchicklichkeit eines Koſaken um den Hals warf.

„Jeſus! Maria!“ rief der Dorftyrann. „Barmherzigkeit!“

Es waren die letzten Worte, die er sprach. Niemand erbarmte sich seiner, am wenigsten Damaska.

„Seht, die Hajdamaken, sie haben ihn gefangen, Gott hat gerichtet!“ riefen die Bauern durcheinander, ohne daß nur Einer daran dachte, dem Elenden zu Hilfe zu kommen.

Dieser griff vergeblich mit beiden Händen nach dem Halse. Damaska sprengte davon, riß den Mandatar hierdurch von seinem Pferde herab und schleifte den Mann über Stock und Stein mit sich fort.

Als sie bei der Stelle vor dem Walde ankam, wo ihr Vater von dem heimatlichen Dorfe Abschied genommen hatte, war der Mandatar nur noch ein aus hundert Wunden blutender, lebloser Körper.

Zufällig waren im Edelhofe zu Rokaw zwei Landsdragoner anwesend, welche eben von einem Streifzuge zurückgekehrt waren. Als man den Ueberfall meldete, forderten sie die Diener auf, sich zu bewaffnen, außer diesen gesellten sich noch die Haiduken und der Förster zu ihnen. Alle zusammen zogen durch das Dorf den Hajdamaken entgegen.

Beim Ausgange des Ortes kam es zu einem Gefechte, in welchem ein Haiduk und der Förster verwundet wurden, dafür aber der alte Wataschko durch die Kugel eines Landsdragoners fiel.

Die Hajdamaken, durch den Tod ihres Führers erschreckt, ergriffen die Flucht, von den Gegnern hitzig verfolgt.

Da sprengte Damaska mit den übrigen Hajdamaken heran. Ihr Zuruf, brachte die Fliehenden zum Stehen und feuerte sie zum neuen Kampfe an. Ohne daß Jemand sie dazu aufforderte, übernahm sie den Befehl und Alle gehorchten ihr, ohne nur einen Augenblick zu überlegen, auf den Wink.

Damaska schoß den einen Landsdragoner vom Pferde herab, verwundete den zweiten mit ihrem Topor (Beilstock) und trieb die Uebrigen vor sich her in das Dorf zurück, wo sie Alle die Waffen wegwarfen und um Gnade baten.

Damaska machte indeß kurzen Proceß mit ihnen.

„Würden die grausamen Herren keine willfährigen Diener finden," rief sie, „würde es bald kein Elend und keine Verzweiflung unter dem armen Volke geben."

Wenige Minuten später waren alle Gefangenen auf den Aesten der großen Linden, die den Edelhof umstanden, aufgeknüpft.

Nachdem aus dem letzteren das Werthvollste durch die Hajdamaken geraubt und auf die eingefangenen Pferde der gefallenen Feinde gepackt worden war und hierauf die Bauern das Wohnhaus und die Scheunen geplündert hatten, ließ Damasla den Edelhof anzünden, die Leiche des Wataschko auf dem Sattel seines Pferdes festbinden und trat mit ihren Leuten den Rückzug in die Berge an.

* * *

Hoch oben auf dem erhabenen Felsenkatafalk lag der todte Hajdamakenführer zwei Tage unter freiem Himmel aufgebahrt, zwei seiner Leute hielten Wache bei ihm, über ihm kreisten die Adler und unten in den Klüften ertönte wie eine Todtenklage das heisere Geheul der Wölfe.

Am dritten Tage begruben sie ihn in einem Felsengrab, auf das eine Pyramide von Steinen geschichtet und ein roh gezimmertes Kreuz gepflanzt wurde. Dann versammelten sie sich zu einem stillen Todtenmahl und nach diesem schritten sie zur Wahl eines neuen Wataschko.

Die Stimmen schwankten lange hin und her, da stand ein alter Hajdamak mit schneeweißem Haar auf. „Ich denke, wir haben unsern Anführer bereits gefunden," sprach er, „Gott selbst hat ihn uns gesendet in der Stunde, wo unser Wataschko fiel und wir von den Feinden bedrängt waren. Damaska kann befehlen, wie Niemand sonst unter uns, sie soll uns fortan führen."

Viele stimmten ihm bei, doch waren wieder mehrere da, die sich keinem Weibe unterordnen wollten.

„Es ist doch besser, einem Weibe zu gehorchen, als einem Manne," sprach wieder der Alte, „mir wenigstens wird es nicht leicht, einen Herrn über mir anzuerkennen, der nichts Besseres ist, als ich selbst. Dagegen ist das Weib aus feinerem Stoff erschaffen als ich, und ich sehe keine Schande darin, ihrer Stimme zu folgen."

Von verſchiedenen Seiten wurde lebhafter Widerpruch laut.

„Hört mich doch zu Ende," fuhr der Alte fort, „hat Gott etwa das Beſſere zuerſt erſchaffen und dann das Schlechtere, oder umgekehrt? Gott hat zuerſt Himmel und Erde erſchaffen, Sonne, Mond und Sterne, die Steine und die anderen lebloſen Dinge, dann die Pflanzen, die Thiere, den Mann und zuletzt erſt das Weib, und er hat den Mann aus Erde erſchaffen, das Weib aber aus der Rippe des Mannes, ſomit iſt das Weib aus edlerem Stoffe wie der Mann."

Ringsum ertönte Zuſtimmung und Gelächter.

„Somit ſtimme ich noch einmal dafür, daß Damaska unſere Führerin ſei," ſchloß der Alte.

Diesmal widerſprach Keiner und ſo wurde Damaska zur Anführerin erwählt und ihr auf der Stelle als Zeichen ihrer Macht der mit Gold eingelegte Topor des gefallenen Wataſchko übergeben. Sie verſprach gerecht und zum Beſten Aller ihres Amtes zu walten, und hierauf ſchworen ihr Alle Treue und Gehorſam.

Damaska führte jetzt die Hajdamaken bei allen ihren Kriegszügen an, und da die Jugend kühner und unternehmungsluſtiger macht als das Alter und dem Kühnen das Glück lacht, ſo gelangen ihr Anſchläge, deren Erfolg Niemand für möglich gehalten hätte, und Streiche, die der alte Wataſchko niemals gewagt hätte, und ihre Schaar war bald in den Karpathengegenden gefürchtet wie keine zweite.

Wenn Damaska nach der Art der Huzulenweiber gekleidet, in gelben Stiefeln, rothen, türkiſchen Pantalons, einem kurzen Rock von blauer Farbe und einer Jacke aus weißem Tuch, die mit Marderpelz beſetzt war und auf der Bruſt offen das reichgeſtickte Hemd und zehn Reihen rother mit Goldmünzen gemiſchter Korallen ſehen ließ, ein blutrothes Tuch turbanartig um das dunkle Haar gewunden, an der Spitze ihrer Leute ritt, glich ſie vielmehr einer Semiramis, die einen Heereszug in das Land am Indus führt, als der Führerin galiziſcher Bauernrebellen, und alle Blicke hingen dann mit Stolz und Bewunderung an ihr.

Ein ſchönes Weib, geſchaffen, Liebe zu empfinden und zu erwecken, ſchien ſie nur von einem Gefühl beſeelt, dem, an den Peinigern des armen Volkes, dem ſie ſelbſt angehörte, Rache zu nehmen. Keiner von allen Männern, die ihr nahten, wagte ſein Auge zu ihr zu erheben, ein Jeder beugte ſich ehrerbietig vor ihr und der Macht ihres ſtarken Geiſtes und Willens. Sie ſelbſt eilte, ihr Geſchlecht vollkommen vergeſſend, von einer Unternehmung zu der anderen. Wo eine Klage laut wurde, der Wehruf eines Unglücklichen an ihr Ohr drang, da flog ſie hin wie ein Adler, der ſich mit einem kühnen Stoß ſeine Beute holt.

Am übelſten erging es einem Getreidehändler in der nächſten Kreisſtadt, deſſen Wucher zahlreiche Familien zu Grunde gerichtet hatte und der, indem er den leichtfertigen Gutsbeſitzern die Ernte zu Spottpreiſen noch

im Halm abkaufte und das Getreide aufſpeicherte, in der Karpathengegend eine Hungersnoth veranlaßte. Die Hajdamaken fingen ihn auf offener Heerſtraße, während rechts und links die Huſaren ſtreiften, nahmen ihm zweitauſend Gulden ab und goſſen ihm zur Strafe für ſeine Geldgier geſchmolzenes Silber in den Hals, bis er unter entſetzlichen Qualen ſeinen Geiſt aufgab.

* * *

Das immer mehr zunehmende Hajdamakenunweſen zwang die Dominien, ſich zu verſtändigen und gemeinſchaftlich gegen die Banden, welche die Karpathengegenden beunruhigten und plünderten zu operiren. Man wählte den Sommer, die Zeit, wo die Huzulen ſich mit ihrem Vieh und ihren Schafheerden auf den Karpathenweiden befanden, zu dem Zwecke, um eine große allgemeine Streifung zu veranſtalten, da man an den Hirten allerorten verläßliche Kundſchafter zu haben hoffte, und traf allenthalben Anſtalten wie zu einem Feldzuge. Außer den herrſchaftlichen Haiduken, Förſtern und Hegern wurde noch ein großer Theil der Dienſtleute mit Feuerwaffen und Patronen verſehen, die Unterthanen mußten jeden zehnten Mann ſtellen und zwar mit aufwärts genagelter Senſe oder einem Dreſchflegel bewaffnet.

Es kam aber ganz anders, als man erwartet hatte. Das Landvolk machte gemeinſame Sache mit den Rebellen.

Die Kunde von der beabsichtigten Landesstreifung ging wie ein Lauffeuer hin und her und drang, von den in den Bergen ihre Thiere weidenden Hirten weitergetragen, bis in die einzelnen Lager und Schlupfwinkel der Hajdamaken.

Anfangs waren die Hajdamaken rathlos, die Meisten stimmten dafür, der Gefahr aus dem Wege zu gehen und über die Grenze nach Ungarn zu flüchten, wohin ihnen ihre Verfolger nicht nachsetzen durften, bald wurde jedoch bekannt, daß auch die benachbarten ungarischen Comitate im Einverständniß mit den galizischen Kreisämtern ihre Panduren und Bauern aufgeboten hatten, um einen Cordon zu ziehen und den Hajdamaken den Uebertritt auf ungarisches Gebiet unmöglich zu machen.

Da, in der allgemeinen Noth und Verzweiflung, stand Damaska auf und durcheilte das Gebiet, um alle in demselben zerstreuten Banden unter gemeinsamen Oberbefehl zu bringen, zu gemeinsamem, kräftigem Handeln, zur muthigen, energischen Vertheidigung gegen den Feind, der sie Alle in gleichem Maße bedrohte, zu vereinigen.

Schon hatte sie die Meisten gewonnen, aber es galt vor Allem, einen Befehlshaber zu finden, dem sich Alle gern unterordneten und der fähig war, die natürliche Felsenfestung der Karpathen mit Umsicht und Erfolg zu vertheidigen. Immer wieder wurde bei den Berathungen, denen Damaska beiwohnte, von den klügsten und erfahrensten Männern der Name eines Wataschko

genannt, der im Stanislauer Kreiſe mit einer kleinen, aber trefflich bewaffneten und verwegenen Schaar zahlreiche kühne Streiche ausgeführt und weithin von ſich reden gemacht hatte.

Zu ihm ritt alſo Damaska, von einigen ihrer Leute und mehreren Anführern anderer Schaaren begleitet.

Solomon Bojdak, ſo hieß der Wataſchko, empfing ſie in ſeinem Lager, das von einem Erdwall umgeben mitten im Urwalde lag, wie etwa vor Zeiten ein aſiatiſcher Fürſt die kriegeriſche Despotin eines Nachbarreiches empfangen haben mag.

Er kam ihr mit einem berittenen Gefolge entgegen, das gleich ihm feſtlich gekleidet war. Alle trugen die maleriſche Huzulentracht, ein mit Blumen bunt ausgenähtes Hemd, das nur bis zu dem mit Meſſingknöpfen beſetzten Gürtel reichte, weite blaue, grüne oder gelbe Tuchhoſen, die unten über den rothen Strümpfen zuſammengeſchnürt waren, Bundſchuhe von rohem Leder, über der braunen Jacke den rothen oder weißen mit blauen Schnüren beſetzten Sardak (Dolman) um die Schultern fliegend. Im Gürtel hatten ſie Piſtolen und Meſſer ſtecken, während an demſelben die Pfeife, der Feuerſtein und die mit ungariſchem Tabak gefüllte Schweinsblaſe hingen und das Pulverhorn von der Schulter herabfiel. Auf dem Kopfe ſaß der breite mit Schnüren, Meſſingknöpfen und Federn verzierte Hut.

Alle hatten Flinten umgehängt und den Topor in der Hand.

Der Wataschko trug einen rothen mit Marderpelz besetzten Sardak, der reich mit Gold verschnürt war, und einen Kalpak auf dem schönen, von langen, schwarzen, fettglänzenden Locken umwallten Kopf, während Damaska in einer hellgrünen mit Luchspelz ausgeschlagenen Jacke, den Kantschuk in der Hand, heransprengte und ihr breiter, mit Dukaten benähter Zopf gleich einer funkelnden Krone auf ihrem Haupte lag.

Als sie sich trafen und nach treuherziger Huzulensitte die Hände schüttelten, wechselten sie zugleich einen langen Blick voll naiver Verwunderung und aufrichtigen Wohlgefallens. Dann ritten sie neben einander dem Lager zu. An dem Eingange desselben begrüßten Flintenschüsse, Trembittöne und wild jubelnder Zuruf das schöne, tapfere Weib.

In einer großen, luftigen Laubhütte wurde ein reiches und gutes Mahl aufgetragen. Es fehlte weder an Forellen noch an Wild und der feurige Ungarwein wurde in keiner Weise gespart.

Nach dem festlichen Gelage kam der bevorstehende Kampf zur Sprache. Damaska führte das Wort und Solomon hörte aufmerksam zu und jedes ihrer klugen, muthigen Worte stahl sich in sein Herz und machte es mehr und mehr dem schönen Weibe mit den großen verständigen Augen und dem rothen, vollen Mund, der

in gleicher Weiſe dazu erſchaffen ſchien, Küſſe zu ſpenden und Befehle zu ertheilen, unterthan.

Der Wataſchko ſtimmte Damaska in Allem bei, nur weigerte er ſich Anfangs, aus Beſcheidenheit, den Oberbefehl zu übernehmen, viel lieber hätte er ſich unter ihr Commando geſtellt. Er gab aber zuletzt doch nach und verſprach mit ihr zugleich aufzubrechen, um ſich mit den anderen Banden auf der Tſchorna Hora*) zur vereinigen, gegen welche zu die Streifung beginnen ſollte.

Ein Ritter der Troubadourzeit, ein polniſcher Magnat vom Hofe des Königs Stanislaus Auguſt konnte ſeiner Dame keine treueren und galanteren Dienſte leiſten, als ſie der Wataſchko der ſchönen Damaska auf dem Wege von ſeinem Lager zu dem gemeinſamen Sammelplatz weihte. Niemand durfte ihr nahe kommen, Niemand für ſie ſorgen, Niemand ihren Wünſchen, die wie Befehle klangen, gehorchen als er. Er hob ſie auf das Pferd und von demſelben herab; wenn ſie raſteten, eilte er, einen grünen Baldachin von Zweigen über ihrem Scheitel zu bilden, um ſie vor der Sonne zu ſchützen, er lief zur Quelle, ihr einen friſchen Trunk zu holen, er tiſchte ihr den Inhalt ſeiner Torba**) auf dem nächſten abgehauenen Baumſtamm auf, deſſen zahlreiche Jahresringe weiſende Platte als bequemer Tiſch diente,

*) Der ſchwarze Berg.

**) Taſche, welche die Bergbewohner um die Schulter tragen.

und wenn Damaska ſchlief, lag er zu ihren Füßen und bewachte jeden ihrer Athemzüge.

Unterwegs ſtießen mehrere Hajdamakenbanden zu ihnen. So war die Schaar des Wataſchko bereits über 500 Mann ſtark, als ſie ſich nach einer Reihe beſchwerlicher Tagmärſche der Tſchorna Hora näherten. Hier fanden ſie in einem weiten Gebirgsthal, in dem mehrere Quellen und ein mit Fiſchen gefüllter kleiner See dazu einluden, bereits an tauſend Hajdamaken gelagert, von denen ſie mit lautem Jubel empfangen wurden.

Solomon Bojdak übernahm in der erſten Stunde den Oberbefehl und es war die höchſte Zeit, denn von allen Seiten meldeten Bauern, Hirten, wandernde Zigeuner das Heranrücken der Feinde. Solomon wählte den öſtlichen Abhang der Tſchorna Hora zum Kampfplatz.

Er ſtellte ringsum reitende Vorpoſten auf, und als dieſelben am zweiten Abende mit den Landsdragonern und Haiduken Schüſſe wechſelnd ſich zurückzogen und mit Anbruch der Dunkelheit in einem weiten Halbkreiſe die Wachtfeuer des gegen die Hajdamaken aufgebotenen kleinen Heeres ſichtbar wurden, beſetzte er noch in derſelben Nacht mit ſeinen Banden die Felſen, die Plateaus und die bewaldeten Ränder der Schluchten, die von Sonnenaufgang her zu Tſchorna Hora führten.

Die Gegner hatten keine Ahnung von der Macht, die ihnen gegenüber ſtand, ſie glaubten es mit einer ſtarken, aber vereinzelten Bande zu thun zu haben, die ſich hier aus Verzweiflung mit dem Rücken gegen die

nahe Grenze zur Wehre ſetzen wollte, und rückten deshalb im Morgengrauen ziemlich ſorglos heran.

Als ſie aber aus Wald und Dickicht von allen Höhen und Felſen herab mit einem heftigen, wohlgenährten Feuer empfangen wurden, erkannten ſie zu ſpät den Ernſt der Sachlage. Statt vorzudringen, mußten ſie ſich in beſſere Stellungen zurückziehen und in denſelben gegen die von allen Seiten anſtürmenden Hajdamaken ſich vertheidigen.

Das Gefecht war bald auf der ganzen Linie entbrannt. Es war eine förmliche Schlacht, die hier gekämpft wurde.

Von Stunde zu Stunde wurde die Lage der Angreifer trotz ihrer Uebermacht eine ungünſtigere und bedenklichere. Rückwärts ſtanden zweitauſend Bauern vollkommen unthätig. Sie weigerten ſich, mit Senſen und Dreſchflegeln gegen die mit Feuerwaffen verſehenen Hajdamaken auf dieſem Terrain vorzugehen, wo von Schritt zu Schritt natürliche Bruſtwehren und Palliſaden zu finden waren. Sie waren nur gezwungen mitgezogen, und als ſpäter die übrigen mit Flinten Bewaffneten vollſtändig in das Gefecht eingetreten waren, benutzten ſie die erſte beſte Gelegenheit, um auszureißen.

Es war Mittag, als die Führer der Landesſtreifung, Beamte, Grundherren und Mandatare, eine Art Kriegsrath hielten. Ehe ſie jedoch zu einem Entſchluſſe kamen, wurden ſie von Damaska an der Spitze von zweihundert berittenen Hajdamaken, die aus einem

Seitenthal hervorſprengten, im Rücken gefaßt. Ein paniſcher Schrecken ergriff die Ueberfallenen, ein Jeder ſuchte ſich auf eigene Fauſt zu retten. Auf der Flucht wurden noch viele von ihnen getödtet und gefangen.

Während die Hajdamaken nur ſiebzehn Todte und etwas über ſechzig an Verwundeten verloren, blieben von den Feinden mehr als zweihundert am Platze, da den Verwundeten und Gefangenen kein Pardon gegeben wurde.

Ein Grundherr, zwei Mandatare und bei dreißig Andere, die in Damaskas Hände fielen, wurden von den Hajdamaken noch an demſelben Abend unter grauſamen Qualen getödtet.

Zwei Tage und zwei Nächte blieben die Banden noch unter den Befehlen des Wataſchko Solomon Bojdak beiſammen. Am dritten trennten ſie ſich mit dem feierlichen Verſprechen, einander in Noth und Gefahr beizuſtehen und den Krieg gegen ihre Tyrannen bis auf den letzten Mann fortzuführen.

Es war kaum eine Woche ſeit der Schlacht auf der Tſchorna Hora verfloſſen, als zwei feſtlich gekleidete Hajdamaken in dem Lager Damaskas erſchienen, um für den Wataſchko Solomon Bojdak um ihre Hand zu werben.

Damaska empfing ſie mit großen Ehren und bewirthete ſie auf das Beſte, aber ſie lehnte den Antrag Solomons ab.

„Wenn ich überhaupt heirathen wollte,“ erklärte ſie ſtolz, „würde ich Keinen wählen, als Euern Wataſchko

aber ich denke nicht daran, einem Mann meine Freiheit zu opfern. Wozu ſoll ich mich zur Sklavin machen, ſo lange ich Herrin ſein kann?“

Solomon lächelte, als er die Botſchaft empfing. „Wenn es bei uns Kleinruſſen üblich iſt, vor der Hochzeit die Braut ihren Eltern zu rauben,“ ſprach er, „ſo iſt dies nicht etwa ein Scherz, den man ausführt, ſondern ein alter Brauch, der ſich erhalten hat. Vor Zeiten war es ohne Zweifel gang und gäbe, die Braut mit Gewalt zu entführen. So wollen wir denn das Gleiche thun.“

Als eines Tages Damaska mit ihren Schweſtern hinausging, um in dem nahen See zu fiſchen, ſprang Solomon in dem Augenblick, wo die Erſtere ſich auf einem bemooſten Felsſtück an dem Ufer niedergelaſſen hatte, mit zweien ſeiner kühnen Burſchen aus dem Gebüſch hervor, ſchlang ſeinen kräftigen Arm um das ſchöne, ſtolze Mädchen, hob daſſelbe zu ſich auf das Pferd und ſprengte mit ihr davon. Im Nu waren Damaskas Schweſtern und ihre Leute im Sattel und verfolgten den kühnen Räuber in der Abſicht, ihm die ſchöne Beute zu entreißen, aber Solomon hatte einen bedeutenden Vorſprung gewonnen und er ritt, wie kein Anderer zu reiten wagte. Unter dem wilden Halloh der Nachſetzenden gelangte er aber plötzlich an einen Abgrund, in dem ein wilder Bach ſchäumte und tobte.

Er hielt einen Augenblick inne, aber nicht länger, ſchon nahte Nikola auf ſchwarzem Pferde, bereit ihm die verderbliche Schlinge um den Hals zu werfen.

Ein ermunternder Zuruf Solomons, ein Satz seines Pferdes, ein Aufschrei der Verfolger und der glückliche Räuber war mit seiner Beute in Sicherheit, denn Keiner wagte ihn über den Abgrund hinaus zu verfolgen.

Bewundernd und zärtlich zugleich hing Damaskas Blick an ihm und mit einem Male schlang sie die Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Solomon brachte sie glücklich in sein Lager, wo ein Priester, den die Hajdemaken aus einem benachbarten Dorfe zu diesem Zwecke entführt hatten, ihrer bereits harrte und auf der Stelle nach griechisch-katholischem Ritus die kirchliche Trauung vollzog. Dieser folgte ein festliches Mahl und dem Mahle ein Tanz.

Es waren jüdische Musikanten und schöne Huzulenweiber und Mädchen aus den nächsten Orten zur Hochzeit gekommen, sie tanzten mit den Hajdamaken die Kolomijka, die Mädchen in rothen Miedern mit fliegenden Zöpfen, die Frauen in kurzen Pelzjacken ohne Aermel, Keptars genannt, die Brust mit Goldmünzen bedeckt rothe Tücher um den Kopf.

* * *

Am Tage nach ihrer Hochzeit kehrte Damaska zu ihren Schwestern und ihren Leuten zurück, und es bedurfte keiner besonderen Beredtsamkeit von ihrer Seite, um die letzteren zu bewegen, sich gleichfalls unter den Befehl ihres Gatten zu stellen. So vereinigten sich

wenige Tage ſpäter die beiden Banden und ſchlugen gemeinſchaftlich ihr Lager in der Felſenfeſtung auf, in der Damaska bisher mit ihrer Schaar gehauſt hatte.

Es verging kein Jahr, ſo beſchenkte Damaska Solomon mit einem Kinde, einem Knaben. Die Sorge für denſelben nahm ſie jetzt in Anſpruch, ſie begleitete ihren Mann nicht mehr bei ſeinen Unternehmungen, ihre Flinte roſtete in irgend einem Winkel des Blockhauſes.

Wenn Solomon heimkehrte, ſchmückte ſich Damaska für ihn wie eine Braut mit funkelndem Gold und üppigem Pelzwerk, und wenn ſie dann daſaß, das Kind auf den Knieen, und er zu ihren Füßen lag, da kehrte das Glück bei ihnen ein, ſo ſtill und ſo freundlich, wie nur irgendwo in einem freundlichen behaglichen Bürgerhauſe, auf deſſen roſtigen Wahrzeichen bei Tag die Schwalben zwitſchern und vor dem Nachts auf der vom Regen ausgehöhlten Steinbank der Nachtwächter mit ſeinem großen Spieße ſchläft.

Aber dieſem Glücke war nur kurze Dauer beſchieden.

Wer Richter in ſeiner eigenen Sache iſt, der ladet, mag er auch noch ſo ſehr im Rechte ſein, ſtets Schuld auf ſich, und dieſe fordert früher oder ſpäter ihre Sühne.

Um ſich der Hajdamaken zu erwehren, denen die Kreisämter mit ihren halbinvaliden Landsdragonern ebenſowenig gewachſen waren wie die Grundherrſchaften, errichtete die Regierung eines Tages das Corps der

ſogenannten Gebirgsſchützen, deſſen Aufgabe einzig und allein der Kampf gegen die Hajdamaken war.

Es begann nun ein erbitterter Krieg, in dem weder Pardon gegeben, noch genommen wurde, von Schlucht zu Schlucht, von Fels zu Fels. In den Karpathengegenden war das Standrecht permanent und mehr als ein Hajdamakenführer endete nach kurzem Proceß ſein bewegtes, heroiſches Leben an dem Galgen.

Immer mehr und mehr wurden die Hajdamaken in dem Rieſengebirge gleich Wölfen, die man jagt, zuſammengetrieben, und ſo kam auch der Tag, wo die Bande Solomons ſich nach einer Reihe blutiger Gefechte in ihr feſtes Lager zurückziehen mußte und hier von den Gebirgsſchützen förmlich belagert wurde.

Es gelang indeß den letzteren ebenſowenig in das Felſenneſt einzudringen, wie den Hajdamaken, daſſelbe zu verlaſſen und ſich durchzuſchlagen.

Die Gebirgsſchützen begnügten ſich daher, alle Zugänge beſetzt zu halten und jede Zufuhr von Lebensmitteln abzuſchneiden. Der Hunger ſollte die Helden der Berge bezwingen, und er that wirklich das Beſte, ſie zur Ergebung zu bringen, aber ſie ergaben ſich dennoch nicht.

Als die Vorräthe faſt aufgezehrt waren, beſchloſſen ſie, lieber mit den Waffen in der Hand, als an dem Galgen zu ſterben. Nach zwei Seiten hin verſuchten ſie ſich zu retten. Ein Theil mit Damaska, ihrem Kinde und ihren Schweſtern ſtieg durch den unter-

irdiſchen Gang, den ſie ſich gegraben hatten, hinab, während die Uebrigen zu Pferde mit ihrem Wataſchko Solomon Bojdak an der Spitze den Feind angriffen.

Auf beiden Punkten gelang es ihnen die Gebirgsſchützen zu überraſchen und zurückzuwerfen. Ein Theil der Reiter kam glücklich durch und wendete ſich nach Ungarn, die übrigen geriethen in ein Kreuzfeuer, und nachdem Solomon ſchwer verwundet aus dem Sattel geſunken war und Mehrere gefallen waren, zog ſich der Reſt, der den verwundeten Führer nicht verlaſſen wollte, wieder in das Felſenneſt zurück.

Die Anderen, die durch den unterirdiſchen Gang an einer Stelle, wo man es gar nicht erwartete, in das Freie gelangt waren, entkamen bis auf Wenige, die den Kugeln der Gebirgsſchützen zum Opfer fielen, über Felſen, die nur den Ziegen und Gemſen zugänglich ſchienen, mit ihnen die beiden Schweſtern Damaskas, Nikola und Maruſchka.

Damaska ſelbſt hatte, als ſie ihren Mann vom Pferde ſinken ſah, die Flucht aufgegeben und war zu ihm zurückgekehrt. Sie verband jetzt ſeine Wunden und brachte ihn durch in die Felſen gehauene Gänge und über verborgene Stufen in eine Höhle, welche hoch oben auf der Spitze eines Felſens lag, und verrammelte den Eingang zu derſelben.

Die Hajdamaken, deren Zahl bis auf Wenige geſchmolzen war, vertheidigten ihr Felſenneſt bis auf das Aeußerſte. Erſt als das letzte Pferd geſchlachtet und

der letzte Mann gefallen war, konnten die Gebirgsschützen eindringen, aber auch jetzt noch forderten sie Solomon und sein Weib vergebens auf, sich zu ergeben. Schuß auf Schuß fiel von der Spitze des uneinnehmbaren Felsens herab auf sie und fast jeder forderte ein Opfer.

Da erinnerte sich ein alter Gebirgsschütze der grauenhaften Geschichten aus den Tatarenkämpfen, und wie einst die Tataren die in den Felsenhöhlen versteckten Flüchtlinge durch Feuer getödtet hatten, so umgaben jetzt die Gebirgsschützen den Felsen, der dem Hajdamaken und seinem Weibe die letzte Zuflucht bot, mit Holz und Reisig und zündeten dasselbe an.

Als die Flammen höher und höher emporstiegen, der Rauch in die Felsengänge und in die Höhle eindrang, der letzte Tropfen Wasser getrunken und alle Patronen bis auf eine verschossen waren, da erst gab Solomon jede Hoffnung auf Rettung auf.

„Tödte mich," sprach er zu seinem Weibe, „und dann ergieb Dich. Sie werden Dich und das Kind verschonen."

„Nein, wir werden mit Dir sterben," erwiderte sie ruhig.

Er küßte das Kind, dann sie und reichte ihr die geladene Pistole. Sie setzte sie auf seine Brust.

Die Gebirgsschützen unten hörten einen Schuß fallen, dann sahen sie plötzlich auf der Spitze des Felsens ein schönes, wildaussehendes Weib erscheinen, ein Kind auf

dem Arme, und jetzt, nachdem sie sich bekreuzt, in die Flammen hinabspringen, die über ihr und dem Kinde zusammenschlugen.

* * *

Noch manches Jahr währte der erbitterte Kampf in den Karpathen und er nahm erst dann sein Ende, als im Jahre 1848 die Unterthänigkeit und die Robot aufgehoben wurden. Der freie Bauer warf die Flinte bei Seite und kehrte zum Pfluge zurück. Seitdem giebt es keine Hajdamaken mehr.

Drei Hochzeiten.

Es herrſchte große Freude in Bronkowka, denn ſie war wirklich gekommen die alte Frau, die Marſchallin, wie ſie Jedermann nannte, die Großmutter der Braut. Mittags war eine große Karoſſe, eine Arche Noah auf Rädern, in den Hof des Herrenſitzes eingefahren und derſelben entſtieg, noch immer friſch und rüſtig, in majeſtätiſcher Haltung eine hochgewachſene Matrone von mehr als achtzig Jahren. Nachdem man die zahlreichen Koffer und Schachteln, mit denen der Wagen gefüllt war, in das Haus gebracht, und die Marſchallin ſich in demſelben umgeſehen hatte, fragte ſie erſtaunt:

„Was ſoll denn das wieder bedeuten? Ich ſehe keine Art von Zurüſtungen.“

„Ach, gute Mutter,“ erwiderte Frau Wiſtewska, die Tochter der Marſchallin, „das iſt nicht mehr Mode.“

„Leider, leider, an allem iſt dieſe Eiſenbahn ſchuld, man heirathet jetzt, glaube ich, auch mit Dampf.“

Die alte Frau ſeufzte, aber es blieb dabei und ohne alle Zurüſtungen, ſo einfach wie nur möglich,

fand am folgenden Vormittag die Trauung ihrer Enkelin Magda mit dem Gutsbesitzer Herrn Pistozki statt: Die Marschallin zog sich zu derselben genau drei Stunden an, während ihre Tochter nicht ganz drei Viertelstunden gebraucht hatte und die Braut selbst in fünfzehn Minuten fertig war.

Jetzt saß die kleine Hochzeitgesellschaft heiter bei einem kleinen Dejeuner à la fourchette, und nur die alte Frau blickte ernst und ein wenig mißgelaunt auf den kleinen Kreis, der sie umgab.

„Ach! wie sich die Zeiten ändern," sagte sie endlich, „wie simpel das Alles heut zu Tage ist. Vordem war es anders. Ach wie die Herrlichkeit dahingegangen ist! aber Eure Amour, war sie auch so sans facons? Erzählt mir doch, meine Kinder, wie Ihr Euch gefunden habt?"

„Nein, Großmama," rief die Braut lebhaft, „Du sollst uns einmal erzählen, wie Du den Großpapa geheirathet hast."

„Deine Mutter soll erzählen," erwiderte die Marschallin, „als sie Hochzeit machte, war es ja gottlob auch noch anders als jetzt?"

„Nein, nein, Du Großmama," fiel die Enkelin wieder ein, „Du wirst den Anfang machen, ich bitte Dich, und nach Dir wird die Mutter erzählen und zuletzt will ich das Meine thun."

Der ganze Kreis stimmte freudig bei.

„Es sei," sagte die Marschallin, indem sie sich stolz

aufrichtete. Sie thronte in einer koſtbaren Sammtrobe mit langer Schleppe, ein mit Federn geſchmücktes Barett auf dem Kopfe und einen alten Familienſchmuck von ungeheurem Werth um Hals und Arme, in ihren Fauteuil, während ihre Tochter über einen einfachen Seidenrock eine vornehme mit Pelz beſetzte Hausjacke trug und ihre Enkelin im Reiſekleid daſaß.

„Zu meiner Zeit," begann die alte Frau, „da geſchah Alles noch mit Würde und Pomp. Die romantiſchen Abenteuer waren noch nicht üblich. Man ſchloß Bündniſſe ab zwiſchen den Familien, wie es jetzt etwa noch unter Monarchen Brauch. Zuerſt wurde die ältere Schweſter an Mann gebracht, dann kam ich an die Reihe, ſo war es damals, nicht anders. Ich war erſt ſechzehn Jahre alt, als mein Vater, der Staroſt, mir ſagte: ‚Fräulein, Du wirſt den Oberſten Kraſizki heirathen.' Ich verneigte mich, und damit war die Sache abgemacht. Ich ſah meinen ſeligen Mann erſt am Tage der Verlobung und da nicht recht, denn ich fürchtete mich zu ſehr. Wie ich ihn aber ſo von der Seite muſterte, entdeckte ich eine Narbe auf ſeiner Stirne und dieſe gefiel mir. Die Hochzeit ſelbſt wurde mit unerhörter Pracht gefeiert, von weit und breit kamen die Gäſte, über zweihundert an der Zahl, die mein Vater vor dem Schloß empfing, und außerdem wurde Jeder bewirthet, der zufällig des Weges kam. Da es an Unterkunft fehlte, erbaute man raſch ein hölzernes Haus, in dem die jungen Herren nicht viel beſſer als auf

Stroh ſchliefen. Immerfort hörte man Muſik und ſchießen.

„Der Oberſt kam als Bräutigam in einem mit ſechs Pferden beſpannten Wagen, er trug ein polniſches Kleid von perſiſchem Stoff mit Zobel, an ſeiner Mütze und ſeinem Säbel blitzten koſtbare Edelſteine. Seinen Wagen begleiteten vielleicht fünfzig Koſaken, Haiduken und andere Diener zu Pferde. Mit ihm kamen viele ſeiner Freunde, alle in großer Gala, die Wagen mit vier Pferden beſpannt.

„Die Hochzeit begann damit, daß meine ſelige Mutter mich anzog. Ich hatte ein ſchönes Kleid von weißer Seide mit langer Schleppe, wie eine Königin, aber keinen Schmuk an mir, denn dieſer, war damals der Glaube, bringe Thränen.

„Nun gottlob, ich war bei vierzig Jahre verheirathet und habe nur zweimal geweint. Das erſte Mal vor Freude, als mein einziges ſüßes Kind zur Welt kam, und dann an dem Tage, wo ich meinem Mann die Augen ſchloß. Wer dachte damals daran? Meine Mutter befeſtigte mir ein kleines Sträußchen aus Rosmarin an der Seite, in dem ſich ein Dukaten, ein Stückchen Brot und Salz befand. Das hatte die Bedeutung, daß es mir in dem neuen Hausſtand an dieſen dreien niemals fehlen ſollte, und ganz zuletzt flüſterte ſie mir noch zu, die Gute: ‚Wenn Du Deinen Mann beherrſchen willſt, ſo ſetz den Fuß zuerſt auf den Teppich vor dem Altar oder trachte, daß Deine Hand bei der Copulation auf die ſeine zu liegen kommt.‘

„Indeß hatte ſich die ganze Hochzeitsgeſellſchaft im Saale verſammelt und die Mädchen hatten die Sträußchen vertheilt. Ich war mehr todt als lebendig, als man mich hereinführte, auf einen Teppich ſetzte und mir den mit einem geweihten Zweig durchwundenen Rosmarinkranz auf das Haupt drückte. Ich fand keine Worte, als der Oberſt mich zu den Eltern führte, die auf einem Divan Platz genommen hatten, er aber ſprach für mich, ſchön und gewandt, dann knieten wir nieder und empfingen den Segen. In Thränen aufgelöſt ging ich mit meinem Bräutigam durch den Saal und empfing die feierlichen Glückwünſche und zahlreiche prachtvolle Geſchenke; wir brauchten fürwahr einen Wagen, um ſie dann fortzubringen.

„Endlich ging es im ſtolzen Zuge zur Kapelle. Ich verſäumte es nicht, zuerſt den Fuß auf den Teppich zu ſetzen, trotzdem legte ich aber auch noch bei der Copulation meine Hand auf die des Oberſten, denn, dachte ich, beſſer mehr als nöthig thun als zu wenig, und die Folge hat es gelehrt, der tapfere Löwe, er ließ ſich von mir an einem Seidenfädchen führen.

„In den Moment, wo wir die Ringe wechſelten, wurden auf den Wällen des Schloſſes die Kanonen gelöſt, ja, im Ernſte, hatte ja doch mein Vater vier wirkliche große Kanonen, die donnerten Euch, daß es eine Freude war, während wir in den Saal zurückkehrten. Man ſetzte ſich hierauf zur Tafel, die mir zu Ehren den Anfangsbuchſtaben meines Namens, ein

rieſiges W, darſtellte. Ich heiße nämlich Wanda, wenn es die Herren nicht wiſſen ſollten. Die Mitte derſelben nahm eine Torte ein, Hymens Tempel, vor dem Amoretten Wache hielten, ein wahrer Feenpalaſt aus Zucker.

„Während des Mahles wurde ein ganzes Faß Ungarwein getrunken, das mein Vater an meinem Geburtstage gekauft und für meine Hochzeit aufbewahrt hatte — auch eine alte Sitte, die nicht mehr geachtet wird — und nach jedem Toaſt wurden die Flaſchen zerbrochen. Trotz der Luſtigkeit, welche herrſchte, trat ſofort tiefe Stille ein, als man den Familienpokal brachte. Während mein Vater denſelben füllte, hätte man eine Fliege ſummen hören können, wenn eine dageweſen wäre, aber es war ja Winter. Alſo gut, was wollte ich ſagen? Mein ſeliger Vater erhob ſich und trank auf das Brautpaar, Alles rief Vivat, die Muſik ſpielte, die Kanonen donnerten und der große Becher ging von Hand zu Hand, von Mund zu Mund.

„Es kamen aber noch ganz andere, minder feierliche und rührende Dinge vor. Der junge Kochanowski kroch unter den Tiſch und was that er? Er raubte Euch meinen Schuh und während alle Welt jubelte, goß er Wein hinein und die Herren alle, auch die mit weißen Schnauzbärten, tranken aus meinem Schuh. Ja, damals ehrte man die Frauen und huldigte ihnen.

„Nachdem man ſich von den Freuden und Anſtrengungen der Tafel erholt hatte, begann der Ball.

„Damals tanzte man noch gerne, es galt noch nicht

für nobel, daß man ſich, wo man auch iſt, langweilen muß, man begann mit der Polonaiſe. Da blieben nicht einmal die Alten ſitzen, paarweiſe zog man dahin und Herr Holonizki verſtand es, uns gleich einer Rieſenſchlange, die ſich hin und her windet, durch die Flucht der Zimmer und Corridore, ja ſogar Treppen auf und ab zu führen, wie kein Zweiter. Dann folgte Menuette und Quadrille, Mazur und Krakowiak. Beim letzteren ſang Herr Holonizki eine hübſche Strophe auf mich, die ſehr ſchmeichelhaft war, er verglich mich mit einer Roſenknospe. Zuletzt wurde mir der Kranz abgenommen und die Haube aufgeſetzt; nachdem ich ſo geſchmückt, gewißermaßen ſchon als junge Frau, noch mit jedem Herrn eine Tour getanzt hatte, führte man uns mit großem Pomp, mit Windlichtern und Muſik in das Brautgemach.

„Am folgenden Tage nahmen wir Abſchied. Der Oberſt, mein ſeliger Mann, hüllte mich ſelbſt in den prachtvollen Zobelpelz, den ich mit meinem reichen Trouſſeau von den Eltern erhalten hatte, das war kein Pelzchen für einen Sperling, wie man es heut zu Tage trägt, dieſen Pelz hätte jede Monarchin tragen können, er reichte bis zur Erde und war ſchwer wie ein Sack Dukaten. Man geleitete uns bis zum nächſten Dorfe, dort wurden noch Vivats ausgebracht, Thränen floſſen, dann fuhren wir davon, nur von unſeren Leuten zu Pferde begleitet.

„An der Grenze unſerer Güter empfingen uns die

Bauern mit Brot und Salz und riefen: Vivat! Hundert Jahre ſollen Sie leben!

„Nachdem ich eine Nacht unter ſeinem Dache geſchlafen, überreichte mir mein Mann den großen Schlüſſelbund. So wurde ich verheirathet, meine lieben Kinder, und als Herrin inſtallirt.“

„Und Sie haben alſo den Großvater ohne Liebe genommen?“ fragte die Braut.

„Ohne Liebe, nun ja,“ gab die Marſchallin zur Antwort, „aber die Liebe kam nach und nach und dauerte dafür bis über das Grab hinaus. Als mein Mann das erſte Mal aus dem Kriege heimkehrte, in dem er mit großen Ehren für das Vaterland gekämpft hatte, da wußte ich, daß ich ihn liebte, und wie ſtolz war ich auf ihn. Ach, ſchöne gute Zeit, wie biſt Du raſch dahingeſchwunden, wie ein Augenblick, wie ein Sonnenſtrahl. Man wird alt und lebt nur noch von Erinnerungen.“

Nach einer kleinen Pauſe begann die Braut: „Und Du, Mama, wie haſt Du Hochzeit gehalten?“

„Ich?“ ſagte Frau Wiſtewska ſeufzend, „was ſoll ich Euch erzählen? Damals, als ich Deinen Vater kennen lernte, war es mit der alten Herrlichkeit vorbei. Auch ſchwiegen in jenen Tagen die Waffen, die Denker und Dichter waren zu Wort gekommen. Man lebte einfacher, aber ich glaube herzlicher und glücklicher und vor Allem mehr für ſich und die Seinen. Wie ich Deinen Vater kennen lernte? In einer ſchönen Mond-

nacht. Er kam von der Jagd und ich ruderte in meinem kleinen Kahn durch die ſilbernen Wellen des Teiches und ſang ein wehmüthiges Lied. Wir trafen uns dann oft, im Walde, zwiſchen den goldenen Aehren des Kornes oder auf einen grünen Hügel, auf dem ein Kreuz ſtand und viele Blumen blühten, und ſtets war der Mond unſer Freund und Vertrauter. Ich wand Kränze und er ſagte mir Gedichte, die er auswendig konnte. Die Eltern hatten mir einen anderen Gatten erwählt und ſo — ſo entführte mich denn Dein Vater mitten im Winter, bei Sturm und Schnee. Das war Alles ſehr romantiſch, wie Du ſiehſt, wir haben aber trotzdem ſtets glücklich zuſammen gelebt.

„Bei unſerer Hochzeit waren etwa fünfzig Perſonen geladen. Dein Vater kam mit zwei Reitknechten und ebenſoviel Koſaken ohne allen Prunk an. Bei der Trauung trug er ein polniſches Coſtüm von rothem Sammet und weißem Atlas. Es gab wenig Geſchenke, nur meine guten Eltern überhäuften mich mit Allem, was das Herz einer jungen Frau verlangen kann. Nach dem Diner, bei dem hundert Flaſchen Champagner ausgeſtochen wurden, tanzte man bis zum Morgen. Dann nahm mir die theure Mutter in aller Stille den Kranz herab, unter heißen Thränen und Segenswünſchen, und ich entfloh mit meinem Mann im gedeckten Schlitten allen weiteren Ceremonien."

„Es war doch noch immer der Rede werth, ſo eine Hochzeit damals," ſagte die Marſchallin; „aber jetzt —"

„Jetzt läßt man ſich in Reiſekleidern trauen," fiel die reizende kleine Braut ein, „ſtatt zweihundert Perſonen ſind hier nur eine böſe Großmama, eine gute Mutter, zwei alte treue Freunde als Zeugen, ein junger Freund und eine junge Freundin als Brautführer und Kranzmädchen anweſend und ſtatt der Kanonen knallten nur zwei armſelige Champagnerflaſchen."

„Und Niemand wird uns empfangen," ſagte der Bräutigam lächelnd.

„Wozu wäre das gut," ſagte die Mutter, „Ihr fahrt ja doch nach Wien und Paris und kommt erſt Gott weiß wenn nach Hauſe."

„Ja, iſt denn eine Hochzeit kein Feſt mehr, frage ich," rief die alte Frau aus, „liebt man ſich denn heut zu Tage nicht mehr, nicht vor und auch nicht nach der Hochzeit, was ſind das für Zeiten?

„Man liebt ſich, theure Großmama," erwiderte die Braut, „aber anders wie zu Ihrer Zeit und anders als damals, wo die gute Mutter im Mondſchein ſchwärmte. Man wird nicht verheirathet und hat deshalb keinen Grund, ſich bei Nacht und Nebel entführen zu laſſen. Man wählt ſich — ich möchte ſagen — aus Geſchmack. Nicht die Leidenſchaft reißt uns zu einem vielleicht übereilten Bündniß hin und nicht die Convenienz entſcheidet über Glück und Leben. Alles wird praktiſch. Man weiß aber, daß es ebenſo unpraktiſch iſt, ohne gegenſeitige Achtung und Neigung zu heirathen, wie ohne Geld.

Weißt Du auch, wie ich das Herz meines Mannes

erobert habe? Indem er zufällig dazukam, wie ich die Bauernkinder unterrichtete. Ich glaube, die Zeiten ändern ſich, Großmama, aber die Herzen nicht, und ſo lange die Welt beſteht und Menſchen auf der Erde athmen, wird auch die Liebe ihre Herzen regieren. Und deshalb zum Schluſſe einen Toaſt aus Deiner Zeit, Großmama. Vivat, lieben wir uns!“

Lidwina.

Das war ein trauriger Tag in Okna, als der alte Herr Glubowski die Augen geſchloſſen hatte, um ſie nicht wieder zu öffnen, und doch war es ſo natürlich, daß ein alter Mann von nahe an neunzig Jahren eines Nachmittags, die Meerſchaumpfeife in der Hand, in ſeinem Lehnſtuhl einſchlief, um nicht wieder zu erwachen. Trotzdem weinte der alte Woſchni gleich einem Kinde. Er war mit Glubowski aufgewachſen, er hatte ihn 1831 in den Krieg gegen die Ruſſen, über die Weichſel begleitet, und war ihm ſechzig Jahre lang ein treuer Diener geweſen. Der brave Glubowski hatte zeitlebens keine Pfeife geraucht, die ihm Woſchni nicht geſtopft hatte und kein Gewehr abgeſchoſſen, das ihm dieſer nicht geladen hatte, und jetzt lag er ſtill da, die Hände gefaltet, und der treue Diener kniete bei ihm und weinte und er weinte auch als die Schollen auf ſeinen Sarg fielen, ja da weinte er am meiſten.

Aber es kam auch wieder ein heiterer Tag für den alten Woſchni, an dem er von ganzem Herzen lachte,

das war als eines Morgens eine Britſchka raſch in den Hof hereinfuhr und ein junger Mann von dreißig Jahren leicht und anmuthig aus derſelben ſprang und den alten Diener, der ihm die Hand küſſen wollte, in ſeine Arme ſchloß. Dieſer hübſche junge Mann war Wladislaw, der Sohn Glubowskis, der bisher Offizier geweſen war, und jetzt heimkehrte, um die Wirthſchaft in Okna ſelbſt zu übernehmen. Woſchni hatte ihn auf ſeinen Armen herumgetragen und auf ſeinen Knien geſchaukelt, er war es, der ihn zuerſt auf ein Pferd geſetzt und ihm das wehmüthige Lied vom verlorenen Vaterlande gelehrt hatte, das jedes polniſche Herz ſo tief bewegt, und jetzt war er da, der kleine Wladislaw, als ein großer Offizier und der Alte ſetzte ihn ſorgſam in einen Stuhl und betrachtete und bewunderte ihn und ſorgte für ihn, wie es nur eine Mutter thun kann, deren Kind nach Jahren zurückkehrt.

Und doch geſchah es, und noch dazu gleich am erſten Abend, daß der alte Woſchni in den Keller hinabſtieg, für ſeinen jungen Herrn den beſten Wein heraufzubringen, und daß dieſer die Glocke zog, und er nicht da war. Wladislaw, der bei dem Waſchtiſch ſtand mit eingeſeiften Händen, bemerkte es indeß nicht, und als die Thüre ging, rief er, ohne den Kopf zu wenden „Komm und ſchütte mir Waſſer über die Hände," und erſt als dies geſchah ſah er, nicht wenig überraſcht, daß nicht der Alte mit der Kanne neben ihm ſtand, ſondern ein junges und ſehr hübſches Mädchen.

„Wie kommſt Du hierher?“ fragte Wladislaw.

„Sie haben doch geklingelt,“ erwiderte das Mädchen artig, aber ohne jedes Zeichen von Scheu.

„Du biſt alſo hier im Hauſe,“ fuhr Wladislaw fort, während er ſich die Hände trocknete, „und wer ſind Deine Eltern?“

„Ich bin die Tochter des alten Woſchni,“ ſagte das Mädchen, „und halte die Zimmer in Ordnung, wozu ſollten wir etwa ein Stubenmädchen haben, ſo lange ich da bin?“

„Biſt Du ſo brav wie Dein Vater?“

„Ich weiß es nicht, gnädiger Herr, ich werde mir alle Mühe geben, damit Sie mit mir zufrieden ſind.“

„Und wie nennſt Du Dich?“

„Lidwina.“ Sie wollte ihm die Hand küſſen, aber Wladislaw gab es nicht zu. Während ſie das Lavoir hinaustrug und wiederbrachte, den Krug mit Waſſer füllte und ein friſches Handtuch aus dem Kaſten holte, hatte Wladislaw, der ſich indeß mit ſeinen Nägeln beſchäftigte, Zeit ſie zu betrachten. Lidwina machte ihm den pikanten Eindruck einer hübſchen Schauſpielerin, welche auf der Bühne eine Bäuerin ſpielt. Sie war bäueriſch gekleidet, aber mit einer gewiſſen Koketterie, und ihre Erſcheinung, ja ihr ganzes Weſen, trug eine anmuthige Feinheit an ſich, welche mit ihrem Anzug und ihrer Stellung in Widerſpruch ſtand; vor Allem ſprach aber aus ihren hellen Augen eine nicht gewöhnliche Intelligenz.

Nachdem ſie noch ein Glas gebracht hatte, verließ ſie das Zimmer und ließ ſich nicht wieder blicken, weder an dieſem Abend noch in den nächſten Tagen.

Wladislaw nahm ſich ſofort ernſtlich um ſein ziemlich ausgedehntes Gut an, aber trotzdem er den ganzen Tag auf dem Felde war und keine Zeit hatte ſich zu langweilen, fühlte er doch etwas wie Heimweh nach der großen Stadt, in der er zuletzt in Garniſon geweſen war, nach den hübſchen galanten Frauen, bei denen er ſehr in Gunſt geſtanden war, und ſeinen Kameraden, vielleicht auch nach dem Tabaksqualm des Kaffeehauſes, den Karten und dem Billardqueu, und in Folge deſſen war er ſtets verdrießlich und Niemand war im Stande ihm etwas recht zu machen, weder die Schnitter auf dem Felde, noch die Hirten, noch der alte Woſchni. Am meiſten ärgerte er ſich aber über Lidwina. Er ärgerte ſich, wenn er ſie den ganzen Tag nicht ſah, und wenn ſie ihm das Frühſtück brachte oder Abends, wenn er die Zeitung las, in ſein Zimmer kam, um das Bett abzudecken, ärgerte er ſich auch. Sobald ſie nur einmal ein- und ausging, ſich in den Hüften wiegend, und er ihre Zöpfe hin- und herſchaukeln ſah oder ſie ein Lied ſingen hörte, befand er ſich bereits in einer gereizten Stimmung.

Es geſchah einmal, daß Lidwina ihm die Pfeife anzünden wollte und das Zündhölzchen verlöſchte. „Nimm doch ein Stück Papier," ſchrie ſie Wladislaw an. Lidmina machte einen Fidibus, aber auch dieſer wollte

nicht brennen. „Der Teufel ſoll Dich holen!“ rief er zornig.

„Sobald Sie es befehlen, wird er mich auf der Stelle holen,“ entgegnete Lidwina und wollte zur Thür hinaus.

„Wirſt Du da bleiben.“

Sie blieb, die Klinke in der Hand, ſtehen.

„Was ſtehſt Du denn wieder dort, Du dumme Gans, zünde mir doch die Pfeife an.“

„Wenn ich eine Gans bin,“ antwortete Lidwina, „kann ich auch keine Pfeife anzünden. Gute Nacht.“

„Ich glaube, Du willſt Schläge haben?“

Lidwina war blutroth geworden, ſie ging raſch auf ihren Herrn zu und blieb, den linken Arm in die Hüfte geſtemmt, vor ihm ſtehen. „Mich hat noch Niemand geſchlagen,“ rief ſie, „nicht einmal mein Vater, der doch ein Recht dazu hätte, Sie aber haben kein Recht, nur davon zu ſprechen; es iſt eine Rohheit, ein Weib zu ſchlagen, es iſt genug, daß Sie mir damit gedroht haben, aber warten Sie nur, ich werde mich ſchon an Ihnen rächen.“

Drei Tage ſpäter ſtand Lidwina im Thore, als Wladislaw Abends zu Pferde vom Felde heimkehrte. Sie hatte ſich beſonders hübſch gemacht, oder ſchien es ihm nur ſo, Alles leuchtete an ihr, die blutrothen Stiefel an den kleinen Füßen, die weiße Schürze über dem kurzen bunten Rock, das weiße reichgeſtickte Hemd, das aus dem hellblauen Mieder hervorquoll, die Korallen,

die von ihrem Halſe bis auf die Bruſt herabfielen, und mehr als Alles leuchtete ihr hübſches weiß und rothes Geſicht aus dem hellbraunen Haar hervor und in ihren großen ſchönen hellen Augen leuchtete es wie Triumph.

„Biſt Du noch böſe auf mich?“ fragte Wladislaw.

„Wozu ſollte ich böſe auf Sie ſein,“ erwiderte das Mädchen mit einem mitleidigen Lächeln, „Sie ſind ja jetzt genug geſtraft.“

„Ich? wieſo?“

„Ich habe einen Liebeszauber gemacht,“ gab Lidwina ernſt und ruhig zur Antwort, „Sie werden ſich in mich verlieben und ich werde Sie auslachen. Das iſt meine Rache.“

Wladislaw begann laut zu lachen, lachend ſtieg er vom Pferde und er lachte noch, während ihm der Koſak die hohen Stiefel von den Füßen zog. Aber er lachte nicht mehr lange. Die fataliſtiſche Ruhe und Beſtimmtheit, mit der ihm Lidwina ſein Schickſal, wie einen Orakelſpruch, angekündigt hatte, hatte auf ihn wider Willen einen tiefen Eindruck gemacht, der mindeſtens ebenſo räthſelhaft war, wie das Gebahren des ſchönen Mädchens. Wladislaw träumte Nachts von ihr, er mußte an ſie denken wo er auch war, und wenn ſie in ſeine Nähe kam, war er unfähig, die Augen von ihr zu wenden, und doch that ſie nichts, auch nicht das Mindeſte, um ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, ja ſie ging ihm ſogar auffallend aus dem Wege; wenn ſie ihm aber doch im Hofe oder im Hauſe begegnete, da konnte er

es ihr an dem reizenden ſchmollenden Geſichtchen ableſen, wie ſicher ſie ihrer Sache war, wie niemals auch nur der leiſeſte Zweifel in ihr aufkam, daß er ſterblich in ſie verliebt ſei.

Einmal rief ſie Wladislaw und verlangte von ihr, ſie möge ihm den Knopf an den Handſchuh nähen. Sie ging in die Backſtube und kam nicht wieder. Er rief ſie wieder, einmal, zweimal, endlich ging er ihr nach, mit dem Handſchuh in der Hand. „Weshalb kommſt Du nicht, wenn ich Dich rufe?“ fragte er ärgerlich.

„Wozu ſollte ich denn Ihnen nachlaufen,“ gab ſie zur Antwort, „da Sie mir nachlaufen, ſobald ich nur will.“

„Ich glaube, Du biſt verrückt,“ rief Wladislaw.

Lidwina zuckte verächtlich die Achſeln. „Ich werde meinen Verſtand nicht ſobald verlieren,“ entgegnete ſie, „aber Sie werden bald ganz von Sinnen ſein, aus Liebe zu mir.“

Den nächſten Tag klagte Wladislaw, er habe ſchlecht geſchlafen. Lidwina warf ihm nur einen Blick zu, aber er verſtand den Blick und kehrte ihr ärgerlich den Rücken. Ein anderes Mal fand er das Eſſen ſchlecht und als der alte Woſchni alle Heiligen des Himmels zum Schutze der Köchin anrief, gab er zu, daß er vielleicht nicht bei Appetit ſei. Kaum hatte ihr Vater das Zimmer verlaſſen, ſagte Lidwina: „So ergeht es allen Verliebten, ſie können weder ſchlafen noch eſſen, aber warten Sie

nur, jetzt werde ich Ihnen etwas kochen und Sie werden ſehen, wie Ihnen das ſchmecken wird."

„Meinetwegen," ſprach Wladislaw, „aber bilde Dir nur nicht ein, daß Du mir gefällſt, ich habe ſchon Hübſchere geſehen."

Sie ſagte kein Wort, ſondern ging hinaus in die Küche und brachte nach kurzer Zeit eine Eierſpeiſe und eine Flaſche Wein und wie durch ein Wunder aß und trank jetzt Wladislaw mit dem beſten Appetit, obwohl die Eierſpeiſe angeraucht und der Wein bereits ſauer war.

Während ſonſt nur der alte Woſchni ſeinen jungen Herrn bedient hatte, konnte ihm derſelbe jetzt nichts mehr recht machen und er verlangte jedesmal nach ſeiner Tochter. Er hatte, ſobald er zu Hauſe war, hundert Aufträge auf einmal für Lidwina und verlor ſofort die Geduld, wenn ſie aus irgend einem Grunde hinausging und nicht bald zurückkehrte. Kam er vom Felde zurück war die erſte Frage: wo iſt Lidwina, ritt er davon, ſo ſuchte er ſie vorher im ganzen Hauſe, Niemandem ſonſt wollte er ſeine Befehle ertheilen.

Ein oder zweimal blieb er Nachts draußen bei den Arbeitern und ſchlief unter freiem Himmel. Wahrſcheinlich fiel ein ſtarker Thau und er holte ſich eine Erkältung. Er erwachte einmal mitten in der Nacht, von einem Froſt geſchüttelt und das Fieber wollte auch in den nächſten Tagen nicht weichen. Wladislaw wurde bleich und mager, er aß nicht, er ſchlief nicht, endlich

befahl er Lidwina, den Kosaken nach dem Städtchen um den Arzt zu senden.

„Sie können das Geld ersparen," sagte Lidwina, „Ihnen kann kein Arzt helfen, ich allein könnte Ihnen helfen, aber ich will nicht."

Wladislaw versank in Nachdenken. „Sollte sie mich wirklich bezaubert haben?" sagte er zu sich. „Kein vernünftiger Mensch wird daran glauben, und doch giebt es geheimnißvolle Kräfte in der Natur und es ist gewiß, daß es Frauen giebt unter unserem Volke, die dieselben kennen. Bin ich denn aber wirklich in Lidwina verliebt? Ja, ich bin es, bis über die Ohren bin ich in sie verliebt, was ist da zu machen?"

Als das Fieber nicht nachließ, sagte eines Tages Lidwina zu ihm: „Wenn Sie mich schön darum bitten, werde ich Sie kuriren."

„Ich bitte Dich darum," sprach Wladislaw, „ich gehe sonst wirklich zu Grunde."

Lidwina ging hierauf in den Wald, kehrte mit verschiedenen Kräutern zurück und kochte unter allerhand räthselhaften Handlungen und Sprüchen einen Trank. Als sie Wladislaw denselben brachte, fragte er: „Hilft das gegen die Liebe?"

„Nicht gegen die Liebe," sprach sie, „aber gegen das Fieber." Und es half wirklich.

Es wurde Herbst. Wladislaw blieb viel zu Hause und da Lidwina doch nicht immer in den Zimmern zu thun hatte, kam er oft in die Küche oder Backstube, rauchte

ſeine Cigarre und ſah ihr bei der Arbeit zu. „Gehen Sie mir doch nicht auf Schritt und Tritt nach," ſagte Lidwina, als ſie einmal allein waren, „das ſchickt ſich ja nicht."

„Schickt es ſich vielleicht, daß ich in Dich verliebt bin, wie Du behaupteſt?" gab er zur Antwort.

„Das iſt etwas Anderes, das macht mir Vergnügen," ſagte Lidwina, „aber ich will nicht, daß die Leute ſich über Sie luſtig machen. Sie dürfen nicht mehr in die Küche kommen, aber Sie können mir ein Paar Ohrgehänge kaufen, wenn Sie wollen."

Richtig fuhr Wladislaw in die Stadt und brachte Lidwina ein Paar ſchöne Ohrgehänge und überdies noch einen bunten Seidenſtoff zu einem Rock und Bänder. Sie bedankte ſich nicht einmal, aber ſie lächelte zufrieden und als der erſte Schnee fiel, ging ſie eines Tages in ihren rothen Stiefeln, dem ſeidenen Rock und einem neuen Schafspelz zur Kirche.

„Zu dem ſeidenen Rock," ſagte Wladislaw, „paßt der Schafspelz ganz und gar nicht, auch verbreitet er einen fatalen Geruch."

„So kaufen Sie mir einen anderen," gab Lidwina ruhig zur Antwort."

Wladislaw ließ auf der Stelle einen jüdiſchen Schneider aus dem Städtchen kommen und ehe acht Tage vergingen, bekam Lidwina zwei Pelze, eine lange Sukmana von weißem Tuch mit Fuchspelz zum Ausgehen und eine kurze Kazabaika von grünem Sammt

mit Fehrücken beſetzt und gefüttert für das Haus, die ſie jetzt immer trug, und mit der Kazabaika bekam ſie auch das Gefühl der Herrin. Sie ließ ſich jetzt von Wladislaw bedienen wie eine echte Dame. Sie war es, die ihn jetzt rief, wenn ſie etwas benöthigte. Er mußte ihr die Tiegel mit dem Eingeſottenen vom Kaſten herabreichen, ſeine Sache war es, Späne zu machen, wenn ſie die Oefen heizte, und als ſie zu Weihnachten allerhand Backwerk machte und er zu ihr in die Küche kam, mußte er ihr die Roſinen ausſuchen, die Mandeln ſchälen und den Schnee ſchlagen.

Am Chriſttage kam einer ſeiner Nachbarn, ein junger Graf, zum Diner. Lidwina gefiel ihm, er begann damit, ihr Schmeicheleien zu ſagen, und endete damit, daß er ſie im Corridor draußen küßte. Als er fort war, gab Wladislaw ihr hierüber einen ernſten Verweis.

„Sie ſind eiferſüchtig," ſagte ſie mit einem grauſamen Lachen, „wenn Sie nur wüßten, wie mich das freut."

„Ja, ich bin eiferſüchtig," rief Wladislaw, „denn ich bin raſend in Dich verliebt, und ich ermorde Dich, wenn Du Dich noch einmal von einem Anderen küſſen läßt."

Lidwina zuckte die Achſeln.

„Haſt Du denn kein Mitleid mit mir?"

Sie ſetzte ſich auf einen Stuhl und ſtrich lächelnd über den Pelz ihrer Kazabaika, langſam erhob ſie die ſchönen, verſtändigen Augen zu ihm und lächelte wieder:

„Was ſoll ich alſo thun, falls ich Mitleid mit Ihnen habe?“

„Mich lieben.“

„Und dann?“

„Was weiß ich.“

„Aber ich weiß es,“ gab Sie ruhig zur Antwort, „Sie heirathen.“

Wladislaw ſah ſie überraſcht an.

„Beſinnen Sie ſich nur nicht lange,“ fuhr ſie fort, „weil ich etwa ein armes Mädchen bin, Sie werden mich am Ende doch heirathen, denn Sie ſind ja wie ein Narr in mich verliebt, und dann wird es Ihnen nur um ſo ärger ergehen. Sie haben mich ſchlagen wollen, dafür werden Sie mich jetzt heirathen. Das wird Ihre Strafe ſein.“

Wladislaw warf ſich vor ihr auf die Knie nieder und ſchlang ſeine Arme leidenſchaftlich um ihren ſchlanken jungfräulichen Leib.

„Du haſt mich bezaubert,“ murmelte er, „und ſo kannſt Du mit mir machen, was Du willſt.“

Vier Wochen ſpäter war Lidwina ſeine Frau und Wladislaw ebenſo ſüß als grauſam beſtraft, denn das ſchöne junge Weib mit den hellen verſtändigen Augen, in eine purpurſammtene Hermelinkazabaika geſchmiegt, regierte ihn und das ganze Haus ſo deſpotiſch, wie es nur eine echte Sarmatin vermag.

Im Schlitten.

Der Mond ſcheint hell und die Fenſter des Edelhofes von Wolkow erglänzen im Kerzenſchimmer. Die Stimmen der Diener, welche die Kutſcher herbeirufen, miſchen ſich gellend in das Geſpräch und die Scherze der Damen und Herren, welche, in koſtbare Pelze gehüllt, zwiſchen den Säulen des Vorbaues, auf denen der von Schnee, Eis und Mondlicht verſilberte große Balkon ruht, ihre Gefährte erwarten. Der Herr des Hauſes, Baron Hudetz, in ſeinem Zobelpelz und ſeiner Mütze von Zobelfell, das wetterbraune Geſicht von einem ſchwarzen Bart umrahmt, an einen mächtigen Staroſten der einſtigen Polenrepublik mahnend, ſendet dem erſten Schlitten, der ſich in Bewegung geſetzt hat, den letzten freundlichen Gruß nach, doch vergebens.

Die ſchöne Frau Ludmilla Auguſtinowitſch hat ſich auffallend beeilt, ſein gaſtliches Dach zu verlaſſen, und während ihr Gatte dem alten Heger, der, mit zwei Hunden an der Schnur, ſich ehrerbietig vor dem wohl-

bekannten Nimrod verneigt, herzlich zunickt, hat sie nicht einmal einen Blick für den galanten Magnaten.

Ihr war auf dem Parket zu Wolkow zu Muthe, wie jener bösen Königin des Volksmärchens, die in glühenden Pantoffeln tanzen muß; sie fühlte sich erst wieder frei und wohl, als sie, in ihren weichen, warmen Pelz geschmiegt, in den Bärenfellen saß, mit denen ihr Schlitten gefüllt war, die Peitsche knallte und das Dreigespann muthig davonflog.

Ludmilla war schön und geistreich, alle Welt huldigte ihr, aber dies befriedigte ihren Ehrgeiz nicht, sie wollte als echte galizische Dame ihre Rolle auf der politischen Bühne spielen und begann damit, daß sie ihren Mann à tout prix zum Deputirten machen wollte.

Sie war aber gleich bei ihrem ersten Versuch in dem Edelhofe zu Wolkow, wo sich der Adel der Umgegend bei Gelegenheit des Namensfestes der Baronin Hudetz versammelt hatte, in einer Weise gescheitert, welche sie beleidigte und ihre ganze Thatkraft herausforderte. Sie saß auch jetzt noch, während ihr Mann behaglich seine Meerschaumpfeife rauchte, in sich gekehrt, brütend da und ihr reizendes Gesicht blickte gar finster und trotzig aus dem weißen Baschlik hervor.

Vor ihr lag die weite Ebene, vom schimmernden Schnee bedeckt, bis zum fernen Horizonte war nichts zu sehen, als hie und da ein Ziehbrunnen, ein paar verkrüppelte Weidenbäume oder ein hölzernes Kreuz, nichts

hemmte ihren Blick und nichts den Flug ihrer Gedanken. Je nachdem Wolken an dem Monde vorüberzogen oder er voll und rein an dem blaßblauen Himmel zu sehen war, strömten Glanzwellen über den Schnee oder spielten unheimliche Schatten auf demselben. Ein verlorener Glockenton wurde vom Winde, der sich plötzlich erhob, durch die Stille der Nacht getragen, er schien ein Signal zu sein, denn mehr und mehr blies es von Osten her über die Fläche, schon stand jedes Härchen an dem Marderpelz der schönen, sinnenden Frau empor, und jetzt begann sich auch der Schnee zu kräuseln, in kleinen Säulen aus funkelnden Sternchen ringsum emporzusteigen und endlich große Wellen zu schlagen wie ein stürmisches Meer.

Der Kutscher hielt die Pferde an.

„Gnädige Frau," sprach er, „Gott soll uns beschützen, wir fahren geradeaus in einen Schneewirbel hinein."

„Was ist da zu machen?"

„Wenn wir uns bei dem Teiche rechts wenden, sind wir bald in Granadka, wo wir eher Schutz finden.

„Also nach Granadka."

Der Teich war bald erreicht. In dem Augenblick, wo der Schlitten die Richtung nach dem Dorfe nahm, kamen aber aus dem Gebüsche Wölfe hervor. Sofort begannen die Pferde zu schnauben und mächtig auszugreifen; aber bis zu den ersten Häusern des Dorfes waren die grimmigen Verfolger immer hinterdrein, man

ſah ſie zwar nicht, denn der Sturm hatte dichte weiße Schneevorhänge um den Schlitten gezogen, aber man hörte von Zeit zu Zeit ihr heiſeres Gebell.

Erſt vor der Schänke in Granadka hielt der Kutſcher die wie raſend dahineilenden Pferde an. Herr Auguſtinowitſch hob ſeine Gemahlin aus dem Schlitten, und beide traten, von dem Branntweinpächter Aaron Malkes mit den drolligſten Complimenten empfangen, in die große Schänkſtube, die mit Bauern und Bäuerinnen in ſchweren Stiefeln und Schafspelzen, Tabaksqualm und wirbelndem Staub angefüllt war und in der fünf jüdiſche Muſikanten eben eine Mazur ſpielten.

Frau Auguſtinowitſch ließ ſich auf einer Bank an der Wand nieder und ſah halb neugierig, halb verdrießlich dem ungewohnten Treiben der Leute zu, welche bereits ſämmtlich durch den Branntwein des wackern Malkes luſtig geworden waren, während ihr Mann ſich einen Slivovitz einſchänken ließ und mit der hübſchen, gluthäugigen Jüdin ſcherzte.

Da näherte ſich der ſchönen Edelfrau eine bekannte Geſtalt, Tomaſch Kintzi, der greiſe Richter von Granadka, mit einem Branntweingläschen in der Hand.

„Der Himmel ſoll es Ihnen lohnen," begann er, „daß Sie ſich einmal unter uns Bauern blicken laſſen, wenn die Herren ein Herz für uns hätten, es wäre Vieles anders. Bleiben Sie geſund."

Er nippte von dem Branntwein und reichte dann

das Gläschen Ludmilla, welche, einer plötzlichen Regung folgend, aufstand und dasselbe auf einen Zug leerte.

„Viele Jahre! Viele Jahre!“ rief der alte Richter und die Anderen fielen laut ein.

Frau Augustinowitsch näherte sich indeß rasch ihrem Mann und nahm ihn beim Ohrläppchen.

„Höre, Alter,“ flüsterte sie ihm zu, „ich habe eine große Idee.“

„Du hast immer große Ideen, meine Geliebte.“

„Erinnern wir uns doch, daß wir Abkömmlinge der alten Bojaren sind, die in Halitsch den Thron des Zaren umgaben,“ fuhr sie fort, „wozu sich mit den polnischen Edelleuten verbrüdern, die uns doch nie als ihresgleichen ansehen; kehren wir zu unserem Volk zurück, ich bin gewiß, daß Dich die Bauern zum Deputirten wählen.“

„Wie Du glaubst.“

„Versuch' Dich populär zu machen, Alter. Sieh' mich nur an, ich werde Dir mit gutem Beispiel vorangehen.“

Und wirklich warf sie rasch ihren prächtigen Pelz und den Baschlik ab, schürzte ihre Pariser Robe auf und trat mit dem Sohne des Richters, Taraß Kintzi, dem schönsten und verwegensten Burschen von Granadka, der bereits vier Bären erlegt hatte und mit der Tapferkeitsmedaille aus dem letzten Krieg heimgekehrt war, in die Reihen der Tanzenden.

Alle machten Platz und bald tanzte das schöne

Paar allein mitten in der großen Schänkſtube, während die Anderen nach dem wilden Tacte der Muſik eine kecke ausgelaſſene Kolomijka ſangen:

„Steh' ich auf dem Berg, dem hohen,
Scheint der andere nieder,
Iſt ein Liebchen mir entflohen,
Kommt die Zweite wieder."

Wenn Taraß mit der ſtolzen Würde eines Bojaren die ſchöne, ſchlanke Frau umkreiſte, ſo wiegte ſich dieſe wieder mit der ganzen Grazie und Elaſticität einer vornehmen Dame nach den feurigen Rhythmen der diaboliſchen Muſik in den üppigen Hüften. Bald folgte ihr Mann ihrem Beiſpiel und nahm eine hübſche, friſche Bäuerin um den Leib. Er ſprang zwar wie ein Gaisbock herum und erſetzte durch kräftiges Stampfen mit den Füßen, was ihm an Anmuth abging, aber nichts wäre mehr im Stande geweſen, die Begeiſterung der Bauern zu dämpfen, welche ihrem Entzücken durch lautes Mitſingen der Melodie, durch Zuſammenſchlagen der Hände über dem Kopfe und wüthendes Treten des Fußbodens Ausdruck gaben.

Kaum hielten die Tanzenden inne, rief der alte Richter:

„Koſak! Koſak! Tanzen Sie Koſak, wir bitten darum."

„Von Herzen gern," antwortete Ludmilla, „aber ſo geht es nicht."

Sie war im Nu verſchwunden und zog mit Hilfe der Jüdin im Nebenzimmer den Sonntagsanzug ihrer Magd an; als ſie dann unerwartet in rothen Stiefeln, an denen kleine Hufeiſen von Stahl gleich Sporen erklangen, einem kurzen bunten Rock und rothen Mieder, den Kopf mit einem weißen Tuch umwunden, die Bruſt mit Korallen bedeckt, hereintrat, wollte der Jubel kein Ende nehmen, und als ſie erſt, den linken Arm kokett eingeſtemmt, den Koſak zu tanzen begann, hatte ſie alle Herzen gewonnen.

Plötzlich entſtand Lärm im Hofe.

„Wölfe! Wölfe!“ rief der Jude und ſtürzte todtenbleich herein. Die jungen Burſchen eilten mit Stecken und Peitſchen hinaus. Eine wilde Jagd begann und während der allgemeinen Verwirrung flüchtete ein Wolf durch die offene Thür in die Schänkſtube und ſtand jetzt, die Zähne fletſchend, mitten unter den Frauen und Mädchen, welche ſchreiend auseinander ſtoben.

Da ſprang Frau Auguſtinowitſch raſch auf ihren Pelz zu, zog aus der Taſche deſſelben einen Revolver und ſchoß den Wolf nieder.

Dies Alles war das Werk eines Augenblicks, im nächſten hoben die Bauern die ſchöne Frau auf ihre Schultern und trugen ſie im Triumphe herum.

Als der Schneeſturm ſich gelegt hatte und Auguſtinowitſch mit ſeiner Frau die Heimfahrt antrat, gab ihnen ein halbes Hundert Bauern zu Pferde mit Kienfackeln das Geleite.

In den nächsten Tagen fand in dem Edelhofe des Ehepaares Auguſtinowitſch zu Koſchowize eine förmliche Umwälzung ſtatt. Die Bilder, welche bisher die Wände geziert: König Sobieski, Marſchall Poniatowski, Bem, die Gräfin Plater, Miczkiewicz wanderten in die Rumpelkammer, ihre Stelle nahmen die Portraits des Zaren Wladimir des Großen, der Großfürſtin Olga von Kiew, des Fürſten Leo von Halitſch, des Erzbiſchofs Litwinowitſch und der kleinruſſiſchen Dichter Gogol und Schewtſchenko ein. Die Schlachten bei Wien, Somma Siera, Oſtrolenka, Grochow wurden durch Darſtellungen der Siege der Koſaken über die Polen verdrängt. Auf dem Tiſche im Salon lagen nicht mehr „Konrad Wallenrood" und „Jermola der Töpfer", ſondern der „Heldenſang von Igor" und die „Todten Seelen". Ludmilla ſpielte auf dem Piano nur noch kleinruſſiſche Lieder, Dumkas und Kolomijkas, und Alles ging im Hauſe im Koſakenanzug umher, die Diener, welche bisher das Krakuſencoſtüm getragen hatten, Herr Auguſtinowitſch, die Kinder, vor Allem aber Ludmilla ſelbſt, der die rothen Stiefel mit klingenden ſilbernen Abſätzen, der kurze ſeidene Rock, die ſammetne, mit Pelz beſetzte, ärmelloſe Koſakenjacke, welche ihre ſchönen, vollen Arme ſehen ließ, und die langen fliegenden Zöpfe einen neuen Reiz verliehen.

Statt der polniſchen Edelleute waren jetzt kleinruſſiſche Pfarrer, Kirchenſänger, Lehrer und Bauern die täglichen Gäſte in Koſchowize.

Ludmilla lebte durch ein paar Wochen nur noch im Schlitten; in ihren prächtigen Marderpelz gehüllt, mit Bärenfellen zugedeckt, flog sie von Dorf zu Dorf, von Pfarrhof zu Pfarrhof, überall, wo sie sich nur blicken ließ, die Leute bezaubernd und für ihren Mann erobernd.

Als Auguſtinowitſch ſchließlich noch die Schule in Koſchowize auf ſeine Koſten herſtellen ließ und dem Nationalhauſe in Lemberg eine namhafte Schenkung machte, war ſeine Wahl entſchieden, und vierzehn Tage ſpäter ging er als Deputirter des Wahlbezirkes Wolkow, Koſchowize, Granadka aus der Urne hervor.

Es gab an dieſem Tage ein großes Feſt in Koſchowize. Die Bauern kamen von weit und breit, zu Pferde, mit farbigen Bändern geſchmückt, einige mit blau und gelben Fähnchen, andere mit kleinen Tannenbäumen in den Händen, welche mit vergoldeten Nüſſen und Aepfeln behangen waren. Sie brachten ihrem Deputirten ein dreimaliges Hurrah und wurden dann in der großen Scheuer bewirthet. Auguſtinowitſch trank ihnen zu, und als die Muſikanten zu ſpielen begannen, tanzte Ludmilla unermüdlich mit den Burſchen Kolomijka und Koſak.

Heute hat die ſchöne, ehrgeizige Frau ihr Ziel vollſtändig erreicht und ſpielt genau jene Rolle, von welcher ſie ſo lange vergeblich geträumt hat. Sie hat in Lemberg einen politiſchen Salon, welcher einen Brennpunkt des kleinruſſiſchen Parteilebens bildet, alle Welt huldigt

ihrer Schönheit und ihrem Geiſte. Durch ihre kleinen weißen Hände laufen die unſichtbaren Fäden ſo mancher politiſchen Intrigue, ſie verſteht es, mit kluger Berechnung heimlich und ſicher Minen zu legen, welche dann plötzlich in Wien oder Prag, Kiew oder St. Petersburg explodiren, ſie dictirt den Redacteuren Artikel über die Lage des Landes und die europäiſche Politik, und die Reden, welche Auguſtinowitſch im Landtag hält, ſind ſo ſehr ihr Eigenthum, daß der Landesmarſchall jedesmal, wenn ſich ihr Mann zum Worte meldet, mit Fug und Recht ausrufen könnte: „Frau Auguſtinowitſch hat das Wort!“

Auf der Heimfahrt.

Trotz der drei kräftigen Pferde, die vorgespannt waren, kam der Wagen nur langsam vorwärts. Es war Nacht, aber es fehlte nicht an Licht, einzelne Sterne standen am Himmel, die Wagenlaternen brannten und überdies ritt ein Diener mit einer Pechpfanne, die an einer langen Stange schaukelte, voran; aber die Räder versanken in dem durchweichten Erdreich und sangen ein gar klägliches Lied.

Der wettergebräunte Mann mit dem schönen blonden Barte, der in der Tiefe des Wagens saß, blickte verdrießlich, nicht einmal die Cigarre wollte ihm schmecken, er warf sie weg und unterhielt sich damit, mit seinem Kutscher zu zanken, der ihm jedesmal bei allen Heiligen der römischen und griechischen Kirche schwor, daß es unmöglich sei, besser zu fahren.

Doch war es nicht die langweilige Fahrt allein, die dem Herrn des Gefährts, Marin Bilinski, die gute Laune raubte. Er hatte bei guten Nachbarn im Edel-

hofe zu Kiernica ein reizendes junges Mädchen, Fräulein Afra Drohojewska, kennen gelernt, das ihm ausnehmend gut gefiel, ja, das ihn geradezu bezaubert hatte, das aber unerwartet eine fatale Eigenſchaft, in ſeinen Augen wenigſtens, geoffenbart hatte. Afra war nämlich emancipirt, nicht in dem Sinne jener amerikaniſchen Prophetin der Frauenbefreiung, welche für ſich das Commando eines Cavallerieregimentes beanſprucht hat, ſondern mehr in der Weiſe jener ruſſiſchen Mädchen, welche Medizin ſtudiren, um dann unter den Kalmücken oder Kirgiſen das aufopfernde, freudenloſe Leben einer barmherzigen Schweſter zu führen, aber immerhin war ſie keines jener ſüßen Geſchöpfe, welche die Augen ſtets zur Erde niederſchlagen oder zum Himmel emporheben — ſie blickte Jedem gerade in's Geſicht, frei und ruhig, und ſie ſprach auch muthig und ſogar ziemlich energiſch, wenn es galt, ihren Standpunkt zu vertheidigen.

So waren denn auch Marin Bilinski und Afra hart aneinander gerathen und der Erſtere hatte eine Niederlage erlitten, welche ihm doppelt ſchmerzlich war, da er keine Möglichkeit ſah, ſich der jungen Dame, die ihn wie noch kein anderes Mädchen entzückt hatte, wieder zu nähern.

So mußten denn Straße und Kutſcher den Unwillen Marins über ſich ergehen laſſen, und die erſtere verdiente die Flüche, die er ihr reichlich ſpendete, in der That. An einem prächtigen Herbſtnachmittag waren die Nachbarn nach Kiernica zu Beſuch gekommen, während

man aber Whist spielte, tanzte und plauderte, war unerwartet der erste Schnee gefallen und hatte die ohnehin elenden Landwege fast vollends unfahrbar gemacht. Als Marin die Heimfahrt antrat, hatte das Gestöber aufgehört; dafür blies jetzt ein scharfer, eisiger Nordwind über die weite Fläche, so daß sogar der Vorreiter die Kapuze seiner Bunda über den Kopf gezogen hatte und sein Herr sich fröstelnd in den großen Mantel hüllte. Immer wieder ließ er seinen Blick durch die Landschaft streifen, deren Umrisse beim Lichte des emporsteigenden Vollmondes immer deutlicher hervortraten und deren tiefe Melancholie so gut mit seiner Stimmung harmonirte. Zu beiden Seiten war nichts zu sehen als flaches Land, Schnee, einzelne kahle Bäume oder Sträucher, die im Winde bebten, hie und da ein Wald, der gleich einer schwarzen Mauer dastand, und am Horizonte der düstere Zug der dunklen Wolken.

Wieder begann Marin seinem Kutscher in's Gewissen zu reden, diesmal blieb aber dieser die Antwort schuldig; er hatte sich zwar auf dem Kutschbock umgewendet, blickte aber in demselben Augenblick nach rückwärts und begann den Kopf erstaunt hin und her zu wiegen.

„Was giebt es?" fragte Marin, „Wölfe?"

„Keine Wölfe, Herr," erwiderte der Kutscher, „obwohl sie der Teufel auch noch herführen wird, sondern einen Wagen, Herr, der hinter uns fährt, dem geht es noch ärger, er schwankt wie ein Kahn auf dem wilden

Dnieſter hin und her, wenn der nicht umwirft, will ich meinetwegen Abraham und nicht Barnabaſch heißen.“

„Wer kann das ſein, der hinter uns fährt?“

„Niemand ſonſt als Fräulein Drohojewska,“ antwortete der Kutſcher und begann im nächſten Augenblick laut zu lachen, „was habe ich geſagt, Herr Wohlthäter, da liegt er ſchon auf der Seite wie eine angeſchoſſene Wildente.“

„Halte an, Barnabaſch, wir müſſen ihnen zu Hilfe kommen,“ rief Marin, und kaum ſtand der Wagen, ſprang er auch ſchon aus denſelben hinaus, hieß den Vorreiter abſteigen, ſchwang ſich auf ſein Pferd und ſprengte zurück. Wirklich war an dem Wagen Afras ein Rad gebrochen, und als Marin ſein Pferd parirte, fand er ſie damit beſchäftigt, daſſelbe mit Hilfe ihres Kutſchers mit Stricken zuſammenzubinden. Er ſtieg ab und bot dem Fräulein ſeinen Wagen an. Ein anderes Mädchen hätte tauſend Umſtände gemacht, aber Afra, die in hohen Saffianſtiefeln, einem kurzen Rock und einer mit Pelz beſetzten Herrenjacke, eine kleine runde Pelzmütze auf dem Kopf, ſchlank und ſchön vor ihm ſtand, bot ihm herzlich die Hand und nahm ohne Weiteres an. Sie ſchwang ſich auf das Pferd, das er am Zügel hielt, und nachdem ſie ihrem Kutſcher befohlen hatte, langſam nachzufahren, ritt ſie im Schritte auf der Straße dahin, während Marin neben ihr ging und das Pferd lenkte.

Als Afra in den Wagen ihres ritterlichen Gegners geſtiegen war, ſetzte dieſer den Fuß in den Bügel, den ſie eben verlaſſen hatte.

„Was thun Sie denn?“ fragte ſie raſch.

„Ich werde neben dem Wagen reiten, wenn Sie erlauben.“

„Ah, welche romantiſche Galanterie!“ rief Afra lachend, „ſteigen Sie nur ganz ruhig zu mir in den Wagen, ich weiß, daß Sie mir nichts Böſes zufügen werden, und die Altweiberbegriffe von Schicklichkeit, hinter denen ſich nur zu häufig eine ſehr defecte Moral verbirgt, ſind nicht die meinen.“

Nachdem Bilinski an ihrer Seite Platz genommen und die Wolfsfelle, die im Wagen lagen, über ihre Füße gebreitet hatte, zog Afra ein kleines Etui hervor, zündete ſich eine Cigarrette an und bot eine zweite Marin an.

„Nun ſehen Sie, Herr Bilinski,“ begann Afra, während der Wagen ſich langſam in Bewegung ſetzte, „wie gut es iſt, wenn die Frauen ein wenig emancipirt ſind, jede unſerer prüden polniſchen Damen hätte Sie, um ja keinen Verſtoß gegen die ſtrenge polniſche Etikette zu begehen, neben ſich her reiten und frieren laſſen. Und wie gemüthlich ſitzen wir da beiſammen und rauchen und plaudern, wie es uns gefällt.“

„Verzeihen Sie, verehrtes Fräulein, aber ich glaube, Sie haben mich nicht verſtanden.“

„O, ich habe Sie nur zu gut verſtanden,“ fuhr

Afra fort, „Sie finden, daß ſich die Emancipation nicht mit der Weiblichkeit in Einklang bringen läßt. Bon, ich bin wieder anderer Anſicht, deshalb brauchen wir aber durchaus nicht böſe auf einander zu ſein.“

„Sie haben mir alſo verziehen?“

„Ja denn, wenn Sie meine Verzeihung ſo nöthig haben.“

„Ich bin ſehr glücklich —“

„Genug davon. Ich möchte Sie nur noch fragen, wie ſich bei uns in Galizien, wo die polniſchen Mädchen echt weiblich nach Ihrer Anſicht erzogen werden, das ſchönſte Verhältniß zwiſchen Mann und Weib, die Ehe, geſtaltet hat. Wie kommt es, daß es in keinem Lande der Welt ſo viel Eheſcheidungen giebt als in Polen? Und können Sie leugnen, daß bei uns die Frau nur die Wahl hat, den Mann zu ihrem Sclaven zu machen oder in ihm ihren rückſichtsloſen Tyrannen zu finden? Nach meiner Anſicht ſoll aber das Weib weder die Sclavin noch die Despotin des Mannes ſein, ſondern ſeine treue, muthige Gefährtin, und um dies ſein zu können, muß ſie ihren Geiſt befreien und bilden, ihr Herz einfach und ehrlich erhalten und vor Allem ihren Charakter ſtählen.“

Als wollte eine höhere Macht ihr auf der Stelle Gelegenheit geben, ihre Worte zu erweiſen, ertönten in dieſem Augenblick verdächtige Pfiffe, und rechts und links zeigten ſich in den Gebüſchen dunkle Geſtalten.

„Was iſt das?“ fragte Afra.

„Räuber," rief der Kutscher, sich bekreuzend.

„Bah! es giebt keine ehrlichen Räuber mehr," rief Marin aus, indem er seinen Revolver bereit machte, „das sind gemeine Strolche, die auf schwache Nerven rechnen, höchstens ein paar desperate Deserteure. Ich bitte um Gotteswillen, nur ruhig zu bleiben."

„Ich fürchte mich nicht," sprach Afra.

Sie warf ihre Cigarrette weg und zog gleichfalls einen kleinen Revolver aus der Tasche ihrer Pelzjacke hervor.

„Halt! Halt!" schrie es jetzt rechts und links, und während ein paar zerlumpte Gesellen den Pferden in die Zügel fielen, stürzten die Anderen auf den Wagen los.

„Hinweg, ihr Hundesöhne," schrie Marin, „oder ich schieße!"

Die Wegelagerer wichen zurück, aber ihr Anführer, der auf einem elenden Klepper saß, erhob seine Pistole in der Absicht, Marin in den Rücken zu schießen. Zum Glück versagte die Kapsel und zu gleicher Zeit feuerte Afra ihren Revolver auf ihn ab. Er rief: „Jesus Maria!" und wankte im Sattel. Die Anderen brachten ihn fort, schossen aber, während sie sich zurückzogen, noch wiederholt auf den Wagen. Marin und Afra erwiderten tapfer aus ihren Revolvern, bis die Bande in dem nahen Gehölze verschwunden war. Dann hieb der Kutscher in die Pferde und der Wagen rollte wieder vorwärts.

„Gottlob, daß Niemand getroffen wurde," ſagte Afra.

„Das iſt nur Ihr Verdienſt, mein Fräulein," erwiderte Marin, „ohne Sie hätte mir dieſer Schurke ſein Blei ohne Zweifel in den Leib gejagt."

„Sie geben alſo zu, daß ich ein guter Kamerad bin," verſetzte Afra.

„Sie ſind ein Engel."

„Nein, das gewiß nicht."

Afra begann zu lachen.

„Und wenn Sie auch ein Teufel ſind," fuhr Marin fort, „wie ſchön müßte es ſein, ſo wie jetzt vereint mit Ihnen durch das Leben zu ziehen!"

„Wollen Sie mir eine Liebeserklärung machen?"

„Nein, einen Heirathsantrag."

„Das läßt ſich hören," ſagte Afra, „darüber kann man reden."

„Sie nehmen mir alſo nicht jede Hoffnung?"

„Bitte, hören Sie mich an."

„Wie Sie befehlen."

„Ich geſtehe Ihnen offen, daß mir das gefällt," begann Afra, „daß Sie, in Ihrem Alter, ſchon daran denken, eine Frau zu nehmen. Unſere Herren leben, was ſie ſo nennen, ſo lange es nur geht, ſie kümmern ſich um nichts Vernünftiges, ſie ſpielen, reiten, kutſchiren, jagen, liebeln, machen Schulden, bis ſie blaſirt ſind und ſich — dies iſt die Hauptſache — kein Jude mehr findet,

der ihnen borgt. Dann heirathen sie, um sich zu rangiren. Ist es so?"

„Allerdings."

„Was Sie betrifft, Herr Bilinski, so sind Sie noch fähig zu lieben —"

„Mit aller Gluth."

„Das ist schon etwas. Dann sind Sie ohne Zweifel zwar ein schlechter Wirth, aber Sie sind noch zu jung, um große Schulden zu haben. Daß Sie Schulden haben, steht indeß fest."

„Ja, das steht fest."

„Auch das genirt mich nicht," fuhr Afra fort, „dafür bin ich eine gute Wirthin; seit drei Jahren selbstständige Herrin meines Vermögens, habe ich meine Güter in jeder Beziehung gehoben und zahlreiche Verbesserungen durchgeführt, dabei noch eine Schule, ein Spital, ein Armenhaus erbaut und bedeutende Ersparnisse gemacht. Ich würde also auch bei Ihnen in Kurzem Ordnung machen. Es handelt sich also nur darum, ob Sie es ertragen würden, eine Frau an der Seite zu haben, welche sich nicht damit begnügt, sich um ihre Toilette zu kümmern, sondern an Allem theilnehmen will, was ihren Mann erfüllt und beschäftigt oder bedrängt, an seinen Arbeiten, seinen Kämpfen, seinen Sorgen und Leiden."

„Eine solche Frau wäre ja ein Ideal und ich würde sie auf den Händen tragen!" rief Marin.

„Hier haben Sie dieſes Ideal," gab Afra lächelnd zur Antwort, „aber ich bitte, mich nicht auf den Händen zu trägen, ich bin zufrieden, wenn Sie mich nur ruhig an Ihrer Seite durch das Leben gehen laſſen als Ihren guten Kameraden."

„Sie nehmen mich alſo?" fragte Marin entzückt.

„Gewiß, hier iſt meine Hand."

Marin Bilinski hat es nicht bereut, die Emancipirte als Herrin in das Haus geführt zu haben, in dem einſt ſeine geliebte Mutter waltete.

Sie iſt im vollſten Sinne des Wortes ſeine Gefährtin geworden, die Freude und Schmerz, Kämpfe und Mühen, Glück und Unglück redlich mit ihm theilt und ſeine Kinder zu edlen, freien, arbeitſamen Menſchen erzieht, und er ſelbſt gilt heute im ganzen Kreiſe als der beſte Wirth und Ehemann.